Ypp. 286 (2

735

E 1 8471/2

B II

Journal

Vom H. Obristlieutnant von Maillot

im Januar: 1809.

05741

Supplement

zu den

hinterlassenen Werken

Friedrichs II.

Königs von Preussen.

2tes Inf. Reg.
Kronprinz.
B II

Welches

verschiedene Aufsätze enthält, die man diesem erlauchten Autor zuschreibt.

Bayer. Armee-Museum
Fachbibl. z. B. II

Zweyter Band.

Kölln, 1791.

Hbg/66/295

Kriegsbriefe

Wehrkreis-
büchere i VII
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

1. Gedanken über die Religion.

Erstes Hauptstück.

Ob es uns erlaubt sey, unsre Religion zu untersuchen? . . . . . Seite 3

Zweytes Hauptstück.

Ob eine wahre Religion vorhanden sey . . . 11

Drittes Hauptstück.

Von den Beweisen einer wahren Religion, und von den Erfordernissen derselben . . . 18

Viertes Hauptstück.

Von den Wundern 33

Fünftes Hauptstück.

Von den Weissagungen und den Propheten . . 49

Sechstes Hauptstück.

Von den Märtyrern 64

Siebentes Hauptstück.

Von der heiligen Schrift 67

Achtes Hauptstück.

Von Jesu Christo 77

Neuntes Hauptstück.

Von der Kirche und den Kirchenversammlungen . 90

Zehntes Hauptstück.

Von den Kirchenvätern 104

Inhalt.

Eilftes Hauptstück.

Seite

Von den Sakramenten 106

Zwölftes Hauptstück.

Von der Dreyeinigkeit 110

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Erbsünde 116

Vierzehntes Hauptstück.

Von der Idee, die wir von Gott haben müssen, und daß er keine besondere Art von Dienst geoffenbaret habe, mit welchen die Menschen ihn verehren sollen 126

Fünfzehntes Hauptstück.

Daß die Religion für die bürgerliche Gesellschaft nicht nothwendig sey ꝛc. 139

Sechzehntes Hauptstück.

Von dem Daseyn eines höchsten Wesens, und wie sich ein ehrlicher Mann in seinem Leben verhalten soll 149

2. Briefe an Herrn von Voltaire . . 157

3. Briefe an Herrn Darget . . . 433

4. Brief an * * * 463

Gedanken

über

die Religion.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Hauptstück.

Ob es uns erlaubt sey, unsre Religion zu untersuchen?

I.

Es giebt unstreitig in ieder Art von Religion aufrichtige Anhänger derselben; eine Wahrheit, die uns in den Reisebeschreibungen häufig bestätiget wird. Allein, wenn nun ein treuherziger Katholik seine Religion nicht untersuchen will, warum sollte er verlangen, daß ein frommer Muselmann die seinige prüfen soll? Der letztere glaubt ebenfalls, daß seine Religion von Gott komme, der sie durch Muhamed verkündiget habe, so wie der Christ glaubt, daß Gott die christliche Religion durch Jesum Christum offenbaren lassen. Gewiß, es herrscht viel Ungerechtigkeit unter den Menschen, und jeder glaubt für sich untrüglich zu seyn.

II.

Je mehr man nach der Wahrheit forscht, desto mehr lernt man sie kennen. Das Forschen und die Aufmerksamkeit sind ein natürliches Gebet, das wir zu Gott richten, damit er uns leite, die Wahrheit zu entdecken. Wenn die christliche Religion wahr ist, so wird uns die Untersuchung in dem Glauben an

sie befestigen; ist sie aber falsch, welches Glück für uns, den Irrthum abzulegen! Die Religion ist ein Pfand, welches die Väter ihren Kindern hinterlassen haben. Wenn sie nicht erdichtet ist, warum scheuen wir uns, sie zu prüfen? Und ist sie es wirklich, was für ein Uebel wäre es, wenn wir einsehen, daß das, was man für etwas wesentliches ausgegeben hat, in einer bloßen Einbildung unserer Vorfahren besteht?

III.

Wir sind einem Glauben, oder einer Meynung, entweder aus Vorurtheil, oder nach der Vernunft, zugethan. Nach der Vernunft, wenn wir sie mit einer strengen Prüfung, und durch deutliche Beweise überzeugt, ergreifen; aus Vorurtheil aber, wenn wir sie auf jede andre Art annehmen: als wenn wir zum Beyspiel glauben, daß eine Sache blos darum Grund habe, weil unsre Väter, unsre Geistlichen, Lehrer und Freunde es uns so beygebracht und gesagt haben, daß die Sache wirklich so beschaffen sey. Was wir nach der Vernunft glauben, kann nicht falsch seyn, weil die Vernunft ein Licht ist, welches unfehlbar von Gott kommt, und weil uns Gott nicht hintergehen kann. Was wir hingegen aus Vorurtheil annehmen, kann falsch oder wahr seyn, und wir müssen nicht eher, als nach einer ernsthaften Untersuchung glauben, daß es eins oder das andere sey.

IV.

Wenn wir demnach eine Religon, ohne sie untersucht zu haben, für wahr halten, und zwar lediglich darum, weil wir in derselben gebohren sind, oder weil die, welche einiges Ansehen über uns hatten, uns gesagt haben, daß sie wahr sey; so bekennen wir

uns

uns zu derselben aus Vorurtheil. Sie kann also falsch seyn, ob wir es gleich noch so gut meynen. Welch ein schreckliches Bild macht sich der Christ, wenn er die Seelengefahr eines treuherzigen Muhamedaners bedenkt, der seiner Religion nur aus Vorurtheil ergeben ist! Allein, so lange wir die unsrige nicht untersucht haben; woher wissen wir, ob wir uns nicht in einer gleichen unglücklichen Lage mit einem Muhamedaner befinden? Welches sichtbare Zeichen, welches sinnliche Merkmal kann uns darüber beruhigen? Etwa unser Vorurtheil, oder unsre Treuherzigkeit? Unleugbar findet man beydes in allen Religionen.

V.

Der Christ schmeichelt sich, wenn er alle andre Religionen für offenbar verwerflich hält. Er handelt in dem Stücke nicht so aufrichtig, als die Schrift, welche sagt: daß Christus den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Aergerniß sey. Gentibus quidem stultitia, Judæis autem scandalum. Alle übrige Völker der Erde halten uns für die allerunvernünftigsten in Absicht der Religion. Die heidnischen Nationen sagen, daß wir einen Menschen und ein Stück Brod anbeten, und daß wir ihnen also nichts vorzuwerfen haben. Die Türken beschuldigen uns, daß wir die Gottheit vervielfältigen. Und kurz, wenn wir glauben, daß die andern Nationen unsre Religion annehmen sollen, weil die ihrigen voll Ungereimtheiten sind; so behaupten sie eben das von ihrer Seite. Da also ein jeder seine Religion nach falschem Wahn beurtheilt; so kann uns blos das Nachforschen den Irrthum benehmen.

VI.

Dieses Nachforschen ist nicht nur nützlich, weil es uns, wenn unsre Religion falsch ist, eines bessern belehren, und wenn sie wahr ist, in der Wahrheit befestigen kann; sondern es ist auch darum unumgänglich nothwendig, weil uns nichts angelegener seyn kann, als die Ewigkeit. Unzählige Menschen sagen uns durch ihr Bezeigen und durch Worte, daß wir uns zu einer falschen Religion bekennen, und ewig werden leiden müssen; wir hingegen sind kühn genug, ruhig dabey zu bleiben, und sogar nicht einmal zu untersuchen, ob so viele Menschen sich irren, oder ob wir uns selbst betrügen?

VII.

Muß ich überdem nicht befürchten, den Willen Gottes aus den Augen zu setzen? Denn einmal bin ich doch, vor dieser Untersuchung nicht gewiß, ihn recht zu erkennen. Ich muß mit dem Propheten zu ihm sagen: Notam fac mihi viam, in qua ambulem, doce me justificationes tuas. **Zeige mir den Weg, den ich wandeln soll. Lehre mich deine Rechte.** Wie würde ich menschliche Erdichtungen von dem Gesetze Gottes unterscheiden können! Narrauerunt mihi iniqui fabulationes, sed non ut legem tuam. **Die Gottlosen haben mir Mährlein erzählt, aber nicht dein Gesetz.**

VIII.

In der Welt sind alle Dinge im Umlauf, und selbst die Religion. Der Orient war erst der Mittelpunkt des Heidenthums, und hernach der christlichen Religion; jetzt ist er es für die muhamedanische. Das

merk-

merkwürdigste dabey, und was sich zum Innhalt dieses Hauptstücks schickt, ist dieses, daß, so wie die ersten Christen, die auf die Heiden folgten, die heidnische Religion verspotteten, eben so die Muhamedaner, die jetzt nach den Christen erschienen sind, die letztern unaufhörlich lächerlich machen.

IX.

Der Mensch muß allein nach der Vernunft handeln; Gott selbst wirkt nur durch diesen Weg auf uns, und die Gottesgelehrten kommen darinn überein, daß er erst den Verstand erleuchte, ehe er das Herz bewege. Der Glaube kommt, nach der Schrift, durch das Gehör; das ist: der Glaube kommt zu uns, weil die Menschen uns sagen, daß Gott gewiße Wahrheiten geoffenbaret hat. Der Glaube setzt also die Vernunft zum voraus, und diese muß sich nicht eher hören lassen, als bis sie zum Glauben gebracht ist; das ist: die Vernunft, die uns entdeckt, daß Gott nicht irren kann, muß uns von der Offenbarung überzeugen, hernach aber blindlings glauben; oder, wenn Gott uns die Religion nicht durch sich selbst offenbaret, so müssen wir mit Gewißheit untersuchen, ob die von Einigen uns vorgetragene Religion derjenigen vorzuziehen sey, die uns von Andern noch irgendwo angeboten wird. Denn die Menschen sind nicht unfehlbar, und da es Menschen sind, die uns von der Offenbarung unterrichten, so ist es, wie der Verfasser der Schrift: Untersuchung der Wahrheit, sagt, gewiß, daß alles, was Menschen uns lehren, unserer Vernunft unterworfen ist. Es ist nicht erlaubt, fährt eben dieser Verfasser fort, Menschen auf ihr Wort zu glauben.

Es ist auch kein hinreichender Grund, eine Sache zu glauben, wenn man sie von einem Menschen sagen hört, der sie mit Eifer und Nachdruck vorträgt. Kann man denn nicht Unwahrheiten und Possen auf eben die Art sagen, wie man von guten Sachen spricht, zumal wenn man sich aus Einfalt oder Schwachheit davon hat überreden lassen? In wichtigen Geschäften will man Rechenschaft von seinem Verhalten ablegen, und nichts aufs Gerathewohl vornehmen; warum wollen wir denn in Absicht der Religion weniger sorgfältig seyn?

X.

Um sich recht anzuschicken, dem Willen Gottes, in Beziehung auf die Religion, genau zu folgen, müßte man damit anfangen, ihm ein aufrichtiges Opfer seiner Vorurtheile darzubringen. Fast alle Menschen sind mit Nachdruck und Eifer für alles das eingenommen, wofür ihnen von Kindheit an Ehrfurcht und Anhänglichkeit eingeflößet wird; und was wir von Personen, die einiges Ansehen über uns hatten, gelernt haben, pflegt unserm Gedächtnisse tief eingeprägt zu bleiben. Wer ist im Stande, diese Spuren auszulöschen, und andere daraus zu bilden, als allein die Vernunft? Mit der gänzlichen Vertilgung dieser Eindrücke müßte man den Anfang machen: allein Stolz, Eigennutz und Vorurtheile sind drey Hindernisse in Absicht der Religion, die wenige Menschen überwinden können. Wer unschuldigerweise im Irrthum ist, und kein Mittel weis, sich davon zu befreyen, muß auf Gottes Güte hoffen; allein derjenige hat Ursache zu zittern, der im Irrthum beharret, weil er aus Trägheit nicht aufgeklärt seyn will.

XI.

Muß man nicht erstaunen, wenn man in allen Religionen Menschen, die in jeder andern Sache gesunden Verstand zeigen, ganz kaltblütig auf Ungereimtheiten verfallen sieht? Sie kleiden sich auf eine gewiße Art, sie machen bald lange, bald kurze Schritte, sie schwatzen ganz laut, und darauf wieder ganz leise, sie spielen mit einem Stückchen Brod, welches sie bald zeigen, bald verbergen, und endlich hinunter schlucken. Sie betreten einen Altar, steigen herunter und wieder hinauf, und machen bald langsame, bald schnelle Geberden. Würden wir nicht, ohne unsere Vorurtheile, alle diese Ceremonien mit eben den Augen ansehen, mit welchen sie ein Muhamedaner betrachtet, der sich daran belustiget, wie wir uns an seinen Ausschweifungen, die er eben so für heilige Geheimnisse hält, wie wir jene dafür halten. Diejenigen, welche behaupten, daß sie keine Gefahr laufen, wenn sie bey der christlichen Religion beharren, lassen aus der Acht, daß sie hierinn selbst wider diese Religion sündigen, weil sie nicht allein verlangt zu glauben, daß man nichts aufs Spiel setze, wenn man sie annimmt, sondern weil man auch verbunden ist, sie anzunehmen, und weil die, welche ihr nicht anhängen, verdammt werden. Ueberdies führen andere Religionsverwandte eben diese Sprache. Der Türke sagt: er verliere nichts, wenn er der Religion seiner Väter anhange, weil es die Religion der Natur sey; die Christen hingegen wagten alles, weil sie einen dreyfachen Gott, einen Gott in einem Stückchen Brod, einen menschlichen Gott, mit einem Worte, viele dem Lichte der Vernunft entgegen

gesetzte Dinge glaubten. Es ist gefährlich, einer Lehre zu folgen, die diesem Lichte zuwider ist, welches ohne Zweifel allein von Gott kommt. Wir müssen also unsre Religion untersuchen.

XII.

Die Menschen haben zu allen Zeiten die Nothwendigkeit einer Offenbarung, bey der Stiftung einer Religion, in solchem Grade erkannt, daß alle Urheber von Secten sich gerühmt haben, Gott hätte ihnen alles das eingegeben, was sie andere lehrten; allein wenn Gott es Einem offenbaret hat, so würde es ihm ja nicht mehr gekostet haben, es auch andern zu entdecken; denn Gott ist überall gegenwärtig, wenn er offenbaret. Mit gewissen Bewegungen sind auch gewiße Eindrücke verbunden. Ihr habt nur die Bewegungen empfangen, mit welchen die Vorstellung verknüpft ist, daß eure Religion die wahre sey; ihr könnt nicht glauben, daß sie das nicht wirklich sey, als wenn ihr den Grund dieser Bewegungen untersucht. Die Salbung rührt vom Temperamente her; sie ist das Eigenthümliche zärtlicher Temperamente. Der Bischof von Cambrai schrieb mit Salbung wider den Bischof von Meaux; der heil. Hieronymus wider den heil. Augustin; St. Paulus wider den heil. Petrus, und St. Cyprianus behauptete mit Salbung, daß die Taufe der Kätzer nicht gültig sey. Ein jeder glaubt, die Sprache des heil. Geistes zu reden. An welchem Merkmal soll man sie wohl erkennen? Wir, die wir Menschen sind, wissen wir nicht, wie sehr andere Menschen haben Betrüger oder Betrogene seyn können?

Zweytes Hauptstück.

Ob eine wahre Religion vorhanden sey?

Man muß nicht sehr richtig denken, und ziemlich fühllos gegen Lust und Schmerz seyn, wenn man nicht, auch nur Einmal, die Religion mit aller möglichen Aufmerksamkeit untersuchen will. Was kann uns, vom ersten Augenblick unsers Lebens bis an unsern Tod, angelegener seyn, als der Zustand, worinn wir uns nach dem Ende unserer Tage befinden werden? Der glückliche oder unglückliche Zustand, während unsers Lebens, kann sich jeden Augenblick endigen, und wir wissen, daß er aufhören wird; allein der Zustand nach dem Tode hat keine andre Gränzen, als die Ewigkeit. In unsern ersten Lebensjahren haben wir nicht Fähigkeit und Stärke genug, uns mit andern Dingen, als mit dem Gegenwärtigen, zu beschäftigen. Es entstehen bey uns Eindrücke, die uns an die Zukunft zu denken verhindern, und diese Schwachheit macht, daß wir das leicht glauben, was uns andre sagen, die wir für klüger halten; denn wir betrachten das, was bey ihnen eine Wirkung ihrer Erfahrung ist, als die Folge einer Kenntniß, die natürlicherweise ausgebreiteter als die unsrige ist. Der Himmel bezieht sich; sie sagen, daß es regnen wird, und es regnet; sie sehen die Abwechslungen der Jahreszeiten vorher, und wählen die rechten Mittel, uns davor zu schützen. Die Religion verspricht uns ewiges Glück, und drohet uns Unglück

ohne Ende, nach dem verschiedenen Verhalten, welches wir unser Leben hindurch beobachtet haben werden; ein Verhalten, das sie uns selbst vorschreibt, wie können wir nun so unbesonnen seyn, und gar nicht einmal untersuchen, wer diese Zusagen und Drohungen ergehen lässet, und worauf sie gegründet sind? Noch mehr; die Religion hat nirgends einerley Gestalt. Wer sollte es glauben? Unter eben dem Himmelsstriche, in eben derselben Stadt, werden uns in verschiedenen Gegenden, unter dem Namen der Religion, verschiedene und ganz entgegen gesetzte Lehren vorgetragen. Hier droht man uns das ewige Feuer, wenn wir nicht glauben, daß Gott selbst, unter einem betrügerischen Schein, in einem gewissen Raume eingeschlossen sey, und dort sagt man uns mit eben der Feyerlichkeit, daß wir eben die Strafe leiden werden, wenn wir es glauben. Was für Widersprüche! Die bloße Beschreibung der verschiedenen Religionen des Erdbobens liefert uns einen reichen Vorrath zu ganzen Bänden. Sie verdammen sich fast alle, eine die andere; sie können also unmöglich alle wahr seyn, weil die Wahrheit sich nicht selbst entgegen gesetzt ist. Wenn es nur eine wahre Religion gäbe, so würde sie Gott uns deutlich, ohne Zweydeutigkeit, verkündiget haben; denn Gott, der die Wahrheit selbst ist, kann nicht dunkel seyn. Selbst wenn auch nur bloß ein Unterschied in der Art des Gottesdienstes oder der Ceremonien vorhanden wäre, so würde ich zugeben, daß man diesen Unterschied eben so, wie die verschiedenen Arten sich zu kleiden, ansähe, die eine angenehme Mannigfaltigkeit machen können. Allein die Lehrsätze, die man

in

in England behauptet, vertragen sich gar nicht mit denen, die man in Rom vorträgt. Die Religion der Sinesen läßt die persianische nicht zu. Jede Glaubensgenossenschaft hält sich für unfehlbar, und donnert die benachbarte nieder. Wer kann von einer Menge vernünftiger und rechtschaffener Menschen ein Urtheil aussprechen hören, das uns zu ewigen Strafen verdammt, wenn wir gewisse Dinge glauben, oder nicht glauben? Wer kann dabey ruhig bleiben, ohne mit Ernst nachzuforschen, ob sie uns betrügen, oder ob sie selbst sich irren? Man kann sich keine höher getriebene Verblendung vorstellen, als die ist, bey einem so wichtigen Gegenstande unbesonnen zu handeln. Wir haben weiter nichts als unsre Aufrichtigkeit und das Vorurtheil der Erziehung, worauf wir uns verlassen; allein ist das wohl hinreichend, um ruhig zu bleiben? Liefern uns nicht alle Religionen Beyspiele eben solcher Aufrichtigkeit und einer Erziehung, die eben solche Beruhigung wirkt? Ein jeder untersuche also seine Religion, und sehe zu, ob er nicht in eben dem Irrthum sich befinde, worinn er behauptet, daß sein Nachbar sich befinden soll. Diese Untersuchung ist nöthig, und es ist nicht möglich, daß man keinen beträchtlichen Vortheil dadurch gewinnen sollte; denn die Wahrheit scheuet keine Untersuchung. — Allein welche schreckliche Weitläufigkeit, sagt man gemeiniglich, seine Religion zu untersuchen! Zuvörderst muß man alle auf dem Erdboden kennen, um eine richtige Vergleichung anzustellen, und hernach die vernünftigste zu wählen. Allein wie soll man, auch nur von diesem Punkt allein Unterricht erhalten? Es sind mehr Religionen als

Völker, und überdies, wenn man auch nur eine einzige untersuchen will, wie sehr muß man mit dem Alterthum bekannt seyn! Wie viele verschiedene Sprachen muß man nicht kennen, um zu erforschen, ob die ersten Anhänger dieser Religionen in ihrem Glauben mit denen, die sie jetzt bekennen, überein gestimmt haben! Man muß ein strenger Kunstrichter seyn, um die Verfälschungen unterscheiden zu können, die in den alten Schriftstellern, durch die Bosheit oder Unwissenheit der Abschreiber, durch die Uebersetzung, oder auch durch den verschiedenen Ausdruck der Sprachen, sind gemacht worden. Ist wohl das Leben lang genug, und zu so vielen Untersuchungen hinreichend? Haben wir überdies untrügliche Regeln dazu, und wird man hier durch andere Gründe, als durch wahrscheinliche Muthmaßungen, geleitet? Nein, der sicherste Weg ist zu glauben! — So lassen wir uns von einer der strafbarsten Nachlässigkeiten in Schlummer wiegen.

Der größte Theil unsrer Irrthümer und falschen Schlüsse rührt davon her, daß wir über Worte vernünfteln, ohne vorher ihren wahren Sinn fest zu setzen. Ehe wir also erwägen, ob unsre Religion gut, und andrer ihrer vorzuziehen sey, wollen wir erst bestimmen, was Religion sey, und was Glauben heisse; vielleicht können wir das Weitläufige, das uns zurückschreckt, abkürzen.

Die Religion ist ein auf die Offenbarung gegründeter Gottesdienst. Sie verbindet die Menschen, gewisse Dinge zu glauben und andere auszuüben, um Gott thätige Beweise des Gehorsams und der Liebe zu geben. Man nennt falsche Religion den Dienst, welchen

chen die Menschen Gott leisten, ohne daß ihn Gott geoffenbaret oder gefordert hat. Glauben heißt, seine Vernunft dem unterwerfen, was Gott geoffenbaret hat; der Glaube setzt also ein göttliches Ansehen voraus; und folglich ist es einer der gröbsten Irrthümer, wenn man sagt, daß man glauben müsse, ohne nachzudenken, und wenn man behauptet, man müße voraussetzen, daß Gott uns einige Lehren geoffenbaret habe, ohne dabey zu untersuchen, ob es wahr sey, daß er sie geoffenbaret habe, als welches auf nichts geringeres abzielt, als alle Arten von Religionssecten in Ansehen zu bringen. Wenn es zum Wesentlichen der wahren Religion gehört, daß sie von Gott geoffenbaret sey, so ist keine wahre Religion in der Welt, wenn Gott keine geoffenbaret hat. Also untersuchen, ob eine wahre Religion vorhanden sey, heißt so viel, als nachforschen, ob Gott den Menschen einen Gottesdienst geoffenbaret habe, wie er ihn von ihnen verlanget? Keine Wahrheit ist überzeugender als diese, daß Gott uns nicht betrügen kann, nicht nur, weil er im höchsten Grade gut ist, sondern weil es auch eine Schwachheit ist zu betrügen; und Gott ist aller Schwachheit unfähig. Wenn demnach Gott durch eine besondere Art des Gottesdienstes hätte verehrt seyn wollen, so würde er sie uns ohne Zweydeutigkeit und Verschiedenheit, und vielmehr mit einer seiner würdigen Deutlichkeit und Simplizität geoffenbaret haben. Gott hat die Welt gemacht, er hat den Menschen erschaffen. Wenn er einen besondern Gottesdienst verlangt hätte, so würde er ihn bey der Schöpfung des Menschen vorgeschrieben, und seine Nachkommen würden ihn befolgt haben.

Was läßt man Gott für eine Komödie spielen! Alle Jahrhunderte haben neue Religionen entstehen sehen, und jede rühmte sich, die wahre von Gott geoffenbarte zu seyn. Welcher soll man glauben? Was für ein Vergnügen würde Gott daran finden, sich einigen auf diese, und andern auf jene Art zu offenbaren. Nein, solche Unbeständigkeit und Veränderung ist nicht Gottes Werk; er ist beständig und unveränderlich. Gott hat die Natur gemacht, sie ist immer dieselbe gewesen, sie hat sich nicht verändert; warum sollte Gott in Absicht der Religion anders handeln? Warum sollte er der christlichen Religion, die sich für die wahre hält, so oft eine andere Gestalt gegeben haben? Man ändert, mit Einem Worte, nichts um, als was nicht recht gerathen ist; und Gott ist unfähig, das, was er macht, nicht recht zu machen. Er kann auch keinen hintergehen, weder um sich den geringsten Vortheil zu verschaffen, noch um das geringste Uebel zu vermeiden. Ueberdies ist er allmächtig, und es kann kein Wesen vorhanden seyn, welches etwas seinem Willen entgegen gesetztes wirken sollte. Was man also auf den Grund der göttlichen Offenbarung glaubt, das glaubt man um Gottes selbst willen, und folglich aus einem Bewegungsgrunde, der augenscheinlich gewißer ist, als ein geometrischer Beweis. Die göttliche Autorität ist demnach der Grund des Glaubens, und alle Gottesgelehrten behaupten auch, nach dem St. Thomas: Das Daseyn Gottes sey kein Glaubensartikel, sondern ein Gegenstand des Wissens, non objectum fidei, sed scientiæ. Sie setzen vielmehr voraus, man sey schon von einem Wesen überzeugt, das keinen hintergehen

könne, weil, sagen sie, auf die Frage: warum glaubt ihr? geantwortet wird: weil Gott es gesagt hat. Der Glaube setzt also voraus: 1) daß man Gott kennet, ehe man glaubt, und 2) daß man überzeugt ist, daß er geredet hat. Der gemeine Mann, der nur nach Vorurtheilen handelt, unterscheidet nicht das, was zum Gebiete der Vernunft gehört, von dem, was sich auf den Glauben bezieht. Bald unterwirft er, zur Unzeit, den Glauben der Vernunft, als wenn er sich die Freyheit nimmt, das Wesen der Geheimnisse zu untersuchen, und bald nimmt er blindlings seine Vernunft unter dem Glauben gefangen, wie diejenigen thun, die das, was ihnen ihre Lehrer und Geistlichen beygebracht haben, nicht wieder in Zweifel zu ziehen wagen. Weil es, um den wahren Glauben von Irrthümern zu unterscheiden, nöthig ist, daß er einen andern Grund habe, keiner aber dauerhafter seyn kann, als die Vernunft, deren Urheber sowohl, als des Glaubens Urheber, Gott allein ist; so folgt, daß uns die Vernunft zum wahren Glauben führen müsse, um ihn von Fabeln, welche die Bosheit der Menschen erfunden hat, unterscheiden zu können. Sobald uns aber die Vernunft zum Glauben gebracht hat, so muß sie gänzlich schweigen, oder wenn sie spricht, so muß es nur darum geschehen, um uns zu sagen: sie wisse mit Ueberzeugung, daß sie sich ganz dem Glauben unterwerfen müsse. Die Vernunft erkennet Gott, und untersucht mit desto meherer Schärfe die Wahrheit der Offenbarung, je mehr sie einsieht, daß nichts gefährlicher sey, als Schattenbilder für geoffenbarte Wahrheiten, oder geoffenbarte Wahrheiten für Schat-

tenbilder anzunehmen. Wenn sie aber erkannt hat, daß Gott redet, so horcht sie auf und schweigt. Alle Fragen schränken sich auf diese ein: ob Gott geredet, und was für Wahrheiten er geoffenbaret hat? Dies wird im folgenden Hauptstück untersucht werden.

Drittes Hauptstück.

Von den Beweisen einer wahren Religion, und von den Erfordernissen derselben.

Die Religion ist der Dienst, den Gott, wie die Menschen sagen, von ihnen fordert. Gott allein muß diesen Dienst den Menschen geoffenbaret haben; sonst wäre kein Grund vorhanden, warum man vorgeben sollte, daß ihn Gott von uns fordere. Die Beweise dieser Offenbarung müssen nicht zweifelhaft seyn. Gott ist zu gerecht, um anders zu handeln; ich finde nicht, daß mir meine Vernunft, die unstreitig von Gott kommt, einen größern Hang zu der einen, als zu der andern Religion eingiebt; die Religionswahrheiten sind also keine angebohrnen und metaphysischen, noch auch ewige Wahrheiten, die man überall sieht und erkennt, sondern Wahrheiten, die von Thatsachen abhangen; ja, es sind sogar Wahrheiten, die ich nicht leichtsinnig glauben muß, aus Furcht, sonst Gott einen Dienst zu leisten, den er nicht billigt. Weit entfernt also, in Religionssachen blindlings glauben zu müssen, kann

man vielmehr sagen, daß nichts sey, wobey man grö-
ßere Vorsichtigkeit anwenden, und mehr Bedenken tra-
gen müsse, seinen Beyfall zu geben; und daß folglich
die Beweise der wahren Religion klar, überzeugend
und leicht seyn müssen. Wenn meine Religion nur
solche Beweise hat, die sich zu allen andern Religionen
schicken, die zweydeutig, ungewiß und unmöglich zu
entscheiden sind; so habe ich Ursache, Mißtrauen da-
rein zu setzen, und nichts davon zu glauben. Wenn
Gott verlangte, daß ich ihn mit einem besondern
Dienste ehren sollte, so käme es seiner Güte, ja selbst
seiner Gerechtigkeit zu, es mir deutlich zu entdecken;
ich kann dieser Wahrheit nicht widerstehen; ich nehme sie
aus der Natur Gottes selbst, welcher unendlich gut
ist. Ich würde es für eine Grausamkeit halten, mir
die deutlichen Beweise seines Willens zu entziehen, ich
der ich ihm zu folgen vollkommen geneigt bin, und
seinen Willen nur darum suche und erforsche, weil ich
fürchte, ich möchte hintergangen werden, und mensch-
liche Blendwerke für Wahrheiten, oder diese für jene
annehmen. Man sagt mir, es sey ein Jesus Christus
gewesen, der gepredigt und Wunder gethan, der ge-
kreutziget worden, der Gott selbst gewesen, der von
den Todten auferstanden, der vier tausend Jahre vor-
her verkündigt worden; man sagt mir, das Christen-
thum sey die älteste von allen Religionen, es habe mit
der Welt den Anfang genommen, die Apostel und
Märtyrer würden sich nicht um einer Unwahrheit wil-
len haben tödten lassen, und diese Religion sey sehr
weit ausgebreitet, ob sich gleich die Sinne wider sie
empören. Wenn man mir keine andere, als diese

Beweise giebt, so fällt es mir schwer, meinen Beyfall zu geben, und ich würde befürchten, Lügen statt der Wahrheit zu ergreifen. Jesus Christus hat Wunder gethan, sagt man; wo ist aber der Beweis? Wenn er so viele verrichtet hätte, als man sagt; wäre es wahrscheinlich, daß die Juden sich nicht bekehrt, die Römer nichts davon gewußt, und die übrigen Könige der Erde einen Menschen nicht aufgesucht haben sollten, welcher Blinden das Gesicht wieder gab, Todte auferweckte, und Lahme gehen machte? Welch ein Schatz für ein Land! Alles, wozu wir durch Menschen gelangen, ist dem Irrthum unterworfen, weil die Menschen nicht untrüglich sind: omnis homo mendax, alle Menschen sind Lügner. Gott muß seine Wahrheiten nicht von menschlichen Traditionen abhangen lassen; er ist zu gerecht, als daß er mich einem so betrügerischen Bewegungsgrunde unterwerfen sollte, und man kann sagen, daß es eine Grausamkeit seyn würde, wenn Gott verlangte, daß sich die Menschen, in Absicht eines Lichtes, das von ihm selbst kommt, und uns das Gegentheil von dem sagt, was die Menschen ausbreiten, nach dem Bericht anderer Menschen richten sollten. Die Beweise der Religion müssen klar seyn, weil wir eine Vernunft haben, die unfehlbar von Gott kommt, und folglich nichts Böses seyn kann. Wenn nun aber diese Vernunft sich dem, was uns die Menschen von der Religion sagen, widersetzt, so müssen wir dieses Licht, auf bloße Wahrscheinlichkeiten, nicht ersticken; denn das hieße, einen schlechten Gebrauch von dem kostbarsten Geschenke machen, das Gott dem Menschen verliehen hat. Es bedarf also sicherer, von

allem

allem Widerspruche entfernter Beweise, um unsre Vernunft, die von Gott kommt, und in allen Menschen gleich ist, zu überzeugen. Weit entfernt, daß die Religionsbeweise klar seyn sollten, sieht man vielmehr nichts verwirrteres. Wenn man überdies nicht sonst schon überzeugt wäre, daß die christliche Religion eine bloße Erfindung des menschlichen Verstandes ist, würde es alsdann nicht unmöglich seyn, zu erkennen, ob das, was die römische Kirche heut zu Tage glaubt, eben das sey, was sie ehemals geglaubt hat? Alle Bücher der Schrift und der Kirchenväter sind einer Menge von Fehlern der Abschreiber unterworfen gewesen. Es hat einigen Privatpersonen, als dem Esdra und dem heiligen Hieronymus, gefallen, sie zu verschiedenen Zeiten zu verbessern. Die Benediktiner bilden sich noch heut zu Tage ein, uns Zugaben zu den Kirchenvätern geben zu können. In den ersten Zeiten der Kirche ist eine Menge verschiedener Seckten vorhanden gewesen; wenn die Väter hier einen Irrthum widerlegt haben, so sind sie dort wieder auf eine andre Ausschweifung verfallen; kurz alles ist in Verwirrung gerathen. Alle diese schönen Sachen sind also nicht das Werk Gottes, der sich nie widerspricht, anstatt daß menschliche Werke, so wie die Menschen selbst, der Veränderung unterworfen sind; denn die Wirkung kann niemals vollkommner seyn, als ihre Ursache.

Die wahre Religion muß also nicht zu falschen Beweisen ihre Zuflucht nehmen. Gott ist unveränderlich; alles, was dem Wechsel unterworfen ist, kann sich nicht für ihn schicken. Die christliche Religion hat viel zu oft den Gottesdienst und die Gestalt verändert,

daß sie jemals von Gott eingegeben seyn sollte. Adam und die ersten Patriarchen verehrten Gott auf eine von dem Gottesdienste ihrer Abkömmlinge sehr verschiedene Art. Moses hat die Gestalt des jüdischen Volkes verändert. Salomo machte noch andre Veränderungen. Jesus Christus hat wieder ganz etwas anderes verordnet. St. Paulus verkündigte, daß Gott keine Opfer haben wolle. Jedes Jahrhundert, jede Kirchenversammlung hat eine neue Art von geistlicher Zucht, ja ich könnte wohl sagen, einen neuen Lehrsatz eingeführet, und man würde dies gestehen, wenn man aufrichtig wäre. Nein, nein, alle diese Veränderungen, ich wiederhole es, sind nicht das Werk Gottes und verrathen nur zu sehr das Werk der Menschen. Die vornehmste Erforderniß, oder vielmehr der ächte Charackter einer wahren Religion besteht darin, daß sie uns keinen falschen Begriff von Gott geben muß. Diese Eigenschaft fehlt der christlichen Religion gänzlich. Die bloße Vernunft giebt uns eine viel würdigere Idee von Gott, als die christliche Religion, die uns Gott immer als einen Menschen vorstellt. Die Schrift, sagt man, führt diese Sprache, um sich nach unserer Schwachheit zu bequemen, und auf diese Art glaubt man, die lächerlichen Ausdrücke, deren sich die Schrift bedient, wenn sie von Gott redet, zu rechtfertigen; allein diese Entschuldigung kann nur eingenommene Gemüther befriedigen.

Die Schrift mag sich immer zu unsrer Schwäche herablassen, um uns das, was wir aus der Vernunft nicht wissen, begreiflich zu machen, sie lege mir Gleichnisse vor, um mir die Haupt- und Nebeneigenschaften des

göttlichen Wesens zu erklären: nur aber kann ich nicht begreifen, wie man es sich nach meiner Schwachheit bequemen nennen könne, wenn von Gott auf eine Art geredet wird, die der Idee, welche ich davon habe, entgegen ist.

Meine Vernunft sagt mir, daß Gott alles siehet, daß er allgegenwärtig ist; daß erhalten so viel als wirken heißt, und daß man, um irgendwo zu wirken, daselbst seyn müsse; denn Thun setzt Gegenwart voraus. Mit Einem Worte, Gott ist überall, ich weiß es; allein die Schrift sagt mir, um sich nach meiner Schwachheit zu richten, daß Gott den Adam im Paradiese suche, daß er ihm: Adam, Adam, ubi es, wo bist du? zurufe, daß Gott im Paradiese herum wandle; daß Gott sich mit dem Teufel über Hiob unterrede. Meine Vernunft sagt mir, daß Gott ein vollkommner Geist seyn müsse. Wenn er ein Körper wäre, so müßte er theilbar seyn; die Schrift hingegen sagt mir, um meiner Schwachheit nachzugeben, daß Gott Arme habe. Meine Vernunft belehrt mich, daß Gott keiner Art von Leidenschaft unterworfen seyn könne, daß er alles ins Unendliche voraus sehen, und ewig unveränderlich seyn müsse; die christliche Religion aber belehrt mich, Gott habe mit sich selbst geredet, und diese schönen Worte gesagt: es reuet mich, den Menschen gemacht zu haben; sein Zorn sey auch nicht unwirksam gewesen, sondern er habe die Menschen durch die Sündfluth vertilgt; weil er aber nicht vorher gesehen, daß die Menschen so bleiben würden, wie sie wären, so habe er eine Familie erhalten, die hernach ihres gleichen hervorgebracht hat. Gott ist, nach der

Geschichte der christlichen Religion, so schwach, daß er den Menschen nicht dahin bringen kann, wohin er ihn haben will; er straft ihn durch Wasser, und hernach mit Feuer; der Mensch aber bleibt immer derselbe. Er sendet Propheten, der Mensch bekehet sich nicht; endlich hatte er einen einzigen Sohn, Jesus Christus genannt, und auch ihn sah er sich genöthiget zu senden; allein die Menschen sind noch immer dieselben, quid potui facere vineæ meæ, & non feci? **Was habe ich meinem Weinberge thun können, und habe es nicht gethan?** Was für lächerliche Schritte läßt die christliche Religion Gott thun!

Noch mehr. Meine Vernunft zeigt mir vergebens, daß Gott allmächtig ist, und daß überall kein anderer, als nur sein Wille, geschehen kann; denn die christliche Religion giebt ihm einen Widersacher, der fast eben so mächtig ist, als Gott selbst: das ist: den Teufel. Die Schrift und die Religion lassen einen unaufhörlichen Kampf zwischen Gott und ihm Statt finden; der Teufel sucht nichts, als immer dem Höchsten Verdruß zu machen, er will ihm seine Geschöpfe rauben: circuit quærens quem devoret, **er sucht, welchen er verschlinge**, und es gelingt ihm. Kaum hat Gott den Menschen erschaffen, so macht ihn der Teufel schon zu seinem Sklaven. Wie viel hat es Gott gekostet die Menschen aus den Händen seines Feindes zu erretten! Und doch hat er ihm nur einige entrissen. Es mußte noch sein eigner Sohn gekreutziget werden, und nur da sagte er: Jezt habe ich das Feld gewonnen!

Wenn Gott diesen Sohn nur darum hat sterben lassen, um seiner Rache genug zu thun, und weil sich die-

dieser Sohn, aus natürlicher Gutherzigkeit, mit der Sünde des Menschen hat belästigen wollen; so frage ich, ob das nicht ebenfalls den Begriff, den mir die Vernunft von Gott giebt, ganz zu Grunde richten heißt? Die Rache ist eine Leidenschaft, die sich für Gott nicht schicken kann. Die christliche Religion läßt Gott die lächerlichste und unschicklichste von allen Komödien spielen. Gott giebt uns Gebote; die christliche Religion belehrt uns, daß wir sie ohne die Gnade, die er giebt, wem er will, nicht halten können, und doch straft Gott die, welche sie nicht halten. Wenn man sich in diese Materie umständlicher einlassen wollte, so würde es nicht schwer seyn, zu zeigen, daß uns die christliche Religion eine weit niedrigere Idee von Gott giebt, als keine andere Religion jemals gegeben hat. Wenn die Heiden ihre Gottheiten nicht so sehr vervielfältiget, und sie nicht so sinnlich vorgestellt hätten, was würden wir ihnen wohl vorzuwerfen haben?

Die Christen machen Gott dreyfach, ungerecht, schwach, veränderlich, mit sich selbst auf tausenderley Art im Widerspruch, theils als Urheber der Gnade, theils als Herrn der Natur. Was kann man anders daraus schließen, als daß die christliche Religion von solchen Köpfen erfunden worden ist, die einen eben so eingeschränkten Verstand, als die Erfinder anderer Religionen, gehabt haben?

Weit entfernt, daß die Beweise der christlichen Religion deutlich wären, und daß sie gleich vom Anfange gewiß und bestimmt gewesen sey, läßt sich vielmehr überall Verwirrung spüren. Sie ist von ihrer Geburt an so ungewiß gewesen, daß schon damals zugleich

gleich verschiedene Seckten aus ihrem Schooße entstanden sind. Man sieht, daß diese Religion, anstatt vom Anfange an so deutlich und bestimmt zu seyn, wie sie gewesen seyn würde, wenn Gott sie eingegeben hätte, sich vielmehr erst mit der Zeit aufgeklärt, und eben die Fortschritte, wie ein jeder andere weltliche Staat, gemacht hat, so daß ihre Häupter, die erst bloße Bettler waren, jetzt wirkliche Fürsten sind. Ich kann mich hier nicht enthalten, eine Anmerkung zu machen, die den Menschen in der christlichen Religion deutlich zu erkennen giebt.

Wenn man fragt: woher kommt es, daß Jesus Christus, die Apostel und die andern ersten Häupter der Kirche in der äussersten Armuth gelebt haben, ja woher kommt es, daß sie sogar ihr Brod zu verdienen suchen mußten? so antwortet man: es sey darum geschehen, um die Menschen Reichthum und Pracht verachten zu lehren. Man hatte damals eine den Sinnen ganz entgegen gesetzte Lehre zu predigen angefangen, das Volk mußte also sowohl durch Beyspiele, als durch Worte, überzeugt werden. Fragt man ferner, warum predigen die heutigen Apostel und Kirchenväter dem Volke mit unermüdetem Eifer die Geringschätzung der Reichthümer, nach welchen sie doch zu gleicher Zeit so mühsam streben? Folgen sie den Fußstapfen Jesu Christi und der Apostel? Was werden sie darauf antworten können? Ist es möglich, daß man bey so hellem Tage nicht sehen kann?

Noch fragt man: woher kommt es, daß Jesus Christus und die ersten Häupter der Kirche die Geheimnisse der Religion nicht öffentlich verkündigt haben?

daß

daß Jesus Christus seine wunderbare Menschwerdung verschwiegen hat, und daß die ersten Väter nicht von dem Liebesmahl geredet haben? Und es wird geantwortet: sie haben, nach einem weisen Betragen, das man gute Wirthschaft nennt, das Volk schonen wollen. Eben so erwidert man die Frage: warum die Bischöfe und Kardinäle, als die jetzigen Häupter der Kirche, so mächtig sind? mit der Antwort: um das Volk im Zaum zu halten, welches man verblenden müsse. Man hat gut reden; diese verschiedene Lage der Religion, und dies verschiedene Betragen ihrer Vorgesetzten, bezeichnen keine verschiedene Lage, in Absicht der Denkungsart des Volks, die immer dieselbe bleibt; sondern sie verräth eine veränderte Stimmung bey denen, welche über die Kirche herrschen, und weil sie die Thorheit derer einsehen, die den Reichthümern entsagten, um so arm wie Jesus Christus zu leben, alles mögliche anwenden, um eben so ungebunden, und mit eben der Pracht, wie Könige und Fürsten leben zu können; ein Verhalten, welches der Lehre, die sie predigen, ganz entgegen ist. Allein das unwissende und verblendete Volk ist nicht im Stande, die Augen zu öfnen. Jesus Christus und die Apostel würden in großer Verlegenheit gewesen seyn, wenn sie hätten Fürsten vorstellen sollen. Sie fühlten das Lächerliche ihrer Geheimnisse viel zu sehr, als daß sie dieselbe andern als denen, deren Verstand sie hatten einnehmen können, und die, nach gewißen Schritten, nicht wieder zurück treten konnten, öffentlich hätten predigen sollen. Fragt man: woher kommt es, daß man jetzt die Mysterien öffentlich predigt, die ehemahls verheimlichet wurden?

so antwortet man: da sie jetzt bekannt genug sind, würde es unnütz seyn, sie zu verbergen. So viel ist gewiß, daß man die Religionsgeheimnisse, die man ehemals der Welt entzog, eher nicht offenbaret hat, als bis man im Stande war, sie mit mächtiger Hand zu unterstützen. Wenn Gott die christliche Religion vom Anfange an eingegeben hätte, so würden ihre Geheimnisse, weil sie ihrem Ursprunge näher war, auch viel lautbarer und bekannter geworden seyn, und man würde sie mit mehrerem Vertrauen und mit größerer Freyheit kund gemacht haben. Ist es nicht lächerlich, vorzugeben, das heutige Volk hätte nöthig, durch Pracht im Glauben gestärkt zu werden, das vormalige aber hätte sich dessen begeben können; hingegen der gemeine Mann zu unsern Zeiten könne eher Geheimnisse ertragen. Warum hat sich das zu Geheimnissen gewöhnte Volk nicht auch zur Demuth der Geistlichen gewöhnt? Wenn unser jetziges Volk im Stande ist, einen am Kreutze sterbenden Gott, einen verachteten Gott, einen Gott in einem Stückchen Brod, einen den ehrlosesten Beschimpfungen ausgesetzten Gott zu ertragen; o, meine Herren Prälaten, so fürchten Sie nichts, es wird sie ohne viele Mühe kennen, wenn Sie auch gleich nicht in dem Aufzuge eines Fürsten oder Regenten erscheinen. Sehen Sie, wie es sich vor seinem Gotte niederwirft, der in den Händen eines armseligen Pfaffen durch die Gassen läuft, an allen Orten, zu aller Zeit, und in allem Wetter herum wandert; es wird Ihnen die schuldige Ehrfurcht bezeigen, wenn Sie auch, wie St. Petrus, zu Fuße gehen sollten; denn es hat in allen Jahrhunderten

seinen Gott niemals verkannt, welcher seinen Aufzug nie verändert hat. Man mag immerhin sagen: das unordentliche Leben der Geistlichen, ihr Ehrgeitz, ihre Trägheit, ihre Unzucht, sind redende Beweise von dem Ungrunde der Religion, weil es gewiß ist, daß sie bes-ser, als andere Menschen, in der Religion unterrichtet seyn müssen. Wenn sie aber besser davon überzeugt wären, so würden sie dieselbe auch besser ausüben; und da sie dies nicht thun, so rührt es daher, weil sie keine überredende Beweise hat. In ihrem Anfange hat die Religion bestimmter seyn müssen, weil sie ihrem Ursprunge näher war; und daher bemerkt man, daß man in Religionssachen jederzeit an das Altherthum zurück gewiesen wird. Man verstattet zwar wohl, neue Erklärungen zu geben, aber immer mit der Regel: cum dicas nove, non dicas nova, **Wenn du dich auf eine neue Art ausdrückst, so mußt du doch nichts Neues vortragen.** Inzwischen ist nicht zu zweifeln, daß die heutigen Christen, die man für un-vollkommen hält, nicht bessere Gottesgelehrten seyn und mehr Lehrsätze wissen sollten, als die alten.

Die heutige Moral ist von der ehemaligen sehr unterschieden, und unsre Andachtsbücher sind von einem ganz andern Geschmacke. St. Paulus, der bis in den dritten Himmel war entzückt worden, und die Sitten-regeln wissen mußte, hat uns in vierzehn Episteln auch nicht einen einzigen für das geistliche Leben der heuti-gen Tage brauchbaren Rath gegeben. Wo ist das Buch aus dem Alterthum, welches den Gläubigen den Ge-brauch der Sakramente empfohlen, oder auch nur da-von geredet hätte? Hat man sie von den Eigenschaften

einer

einer guten Beichte und von der Vorbereitung zur Kommunion unterrichtet? Wo findet man hingegen unter den jetzigen Andachtsbüchern eins, welches nicht von allen diesen Dingen handeln sollte? Im ganzen Alterthum ist nichts, das mit dem geistlichen Kampfe, oder der Nachahmung Jesu Christi, zu vergleichen wäre; das sind die eigentlichen Andachtsbücher. Ehemals kommunizirte man unter den beyden Gestalten des Brodes und Weins, jetz aber nur unter der Einen Gestalt des Brodes, weil sich, wie man sagt, zuweilen Leute fanden, die das Blut Jesu Christi beym Trinken verschütteten, welches große Unordnungen anrichtete; deshalb hat man für gut gefunden, künftig nur unter einerley Gestalt zu kommuniziren. Wenn Gott das Abendmahl eingesetzt hat, wie können Menschen sich heraus nehmen, das, was Gott gemacht hat, zu verändern? Allem Anschein nach hat er ihnen zu gleicher Zeit gesagt: **Wenn das, was ich mache, nicht gut ist, so könnt ihr es ändern.** Wenn ihnen aber der heil. Geist diese Veränderung eingegeben hat, so muß er die Unordnung, die daraus entstehen könnte, nicht vorher gesehen haben. Es fehlt also dem Höchsten an der Gabe des Vorhersehens: Gott ist veränderlich und unbeständig. Allein im Ernste, woran sind wir? Was haben wir für eine Regel? Verändert sich die Religion in jedem Jahrhundert? Die Gewißheit des Glaubens (sagt der vorhin angeführte Verfasser der Untersuchung der Wahrheit; und die Theologie sagt es mit ihm) beruhet auf diesen Grundsätzen, daß ein Gott sey, der uns unmöglich hintergehen kann, und daß Gott das offenbaret hat, wovon

man

man will, daß wir es glauben sollen. Ich darf also nichts glauben, ehe ich nicht weiß, ob Gott geredet hat; denn es würde äusserst gefährlich seyn, ihn etwas sagen zu lassen, das er nicht gesagt hat. Folglich muß ich nicht glauben, als wenn ich nicht zweifeln kann, daß Gott geredet hat. So viele Finsternisse uns auch hienieden umgeben, und ob wir gleich sehr wenig wissen, so ist es doch gewiß, daß das, was dunkel ist, das heißt: was wir nicht erkennen, kein Recht hat, unsern Beyfall zu verlangen. Man muß also nicht sagen: warum läugnet ihr die Geheimnisse, indem ja so viele Dinge über unsre Begriffe sind? Denn daraus, daß ich die Geheimnisse der Natur nicht begreife, folgt gar nicht, daß es Geheimnisse von einer übernatürlichen Art geben müsse. Ich glaube, daß es Geheimnisse in der Natur giebt, und ich weiß sie nicht zu erklären; folglich muß ich aufrichtig gestehen, daß Geheimnisse vorhanden sind, ob es mir gleich unbekannt ist, auf was für eine Art sie sind bewerkstelliget worden. Allein ich weiß hingegen keinen einzigen Grund, der mich bewegen sollte, zu glauben, daß es im Stande der Gnade Geheimnisse gäbe, vornemlich aber ein solches Geheimniß insbesondere, wie die Dreyeinigkeit und die Menschwerdung; denn es ist mir nicht nur unbegreiflich, wie das seyn könnte, sondern ich weiß auch nichts, das mich davon überzeugte. Wie kann ein Diener seinem Herrn Beweise seines Gehorsams geben, wenn er seinen Willen nicht weiß? Wenn die Religionsaufklärung schwer wäre, so würde die Religion vielmehr ein Beweis von dem Verstande und der Spitzfindigkeit der Menschen, als von ihrem Ge-

horsam und ihrer Treue, seyn. Es sey immer schwer, sich von der Gewißheit der Offenbarung einiger spekulativen und zur Seligkeit nicht nothwendigen Wahrheiten zu überzeugen, oder diese Gewißheit zu finden; das bekümmert mich wenig. Allein die Beweise der für alle Menschen wichtigen Wahrheiten müssen deutlich und leicht seyn; oder sie sind gar nicht vorhanden. Das Christenthum, sagt man, ist von jeher durch sich selbst im Stande gewesen, falscher Beweise zu entbehren; allein dazu ist es jetzt noch viel mehr im Stande, nachdem sich große Männer dieses Jahrhunderts mit mehrerem Nachdruck, als die Alten jemals gethan, bemühet haben, es auf seinen wahren Grund zu bauen. Unsre Religion muß uns mit einem so rechtmäßigen Vertrauen erfüllen, daß wir alle falsche Vortheile verwerfen, die eine andere Seckte sich vielleicht zu Nutze machen würde. Es erhellet in der That aus dem Lesen der alten Vertheidiger der christlichen Religion, daß sie nicht auf die Grundsätze zurück gehen. Wie lächerlich, daß eine Religion im Jahre 1700 und einige Jahre nachher besser, als im Anfange, erwiesen worden sey! Der Verstand dieser Vertheidiger erweiset sie also. Ich erkenne, daß Gott nur darum zu den Menschen geredet hat, um ihren schwachen Kenntnissen, die zu ihren Bedürfnissen nicht hinreichten, zu Hülfe zu kommen, und daß alles, was er nicht gesagt hat, von der Art sey, daß sie es entweder von selbst lernen können, oder es gar nicht zu wissen brauchen. Wenn also die Orakel von bösen Geistern wären gegeben worden, so würde es uns Gott gesagt haben, damit wir nicht glaubten, daß er sie selbst

gebe, und daß in den falschen Religionen etwas Göttliches sey. Wenn man in Religionssachen in keinem Stücke unwissend seyn muß, und wenn das Alterthum das Kennzeichen einer wahren Religion ist; was müssen die Juden bey dem Anblick der Zerrüttung sagen, die Jesus Christus in Absicht der Religion anrichten wollte? Diese Zerrüttung war damals neu, und nie vorher gesagt worden; vielmehr erwarteten sie den Messias unter einer andern Gestalt. Luther und Kalvin haben bey den Katholiken nicht so viel zerstöret, und doch werden sie von ihnen für Ketzer gehalten. Man begnügt sich in Wissenschaften nicht mit Wahrscheinlichkeiten, sondern verlangt Beweise; warum will man sich in Religionssachen daran begnügen? Deskartes will nichts glauben, als was er deutlich sieht; nur bey Gegenständen der Religion verschließt er die Augen. Der heil. Augustin sagt: Hütet euch zu glauben, daß ihr eine Sache wisset, wenn ihr sie nicht so deutlich erkennet, als ihr wisset, daß die Zahlen, 1, 2, 3, 4, zusammen gerechnet, zehn ausmachen.

Viertes Hauptstück.

Von den Wundern.

Der gemeine Mann liebt das Wunderbare; er erdichtet und schaft Wunderwerke. Es giebt keine Religion, keine Monarchie, keine neue Anstalt, die nicht ihre Wunderwerke haben sollte. Man lese die griechische

und römische Geschichte: überall Wunderwerke! Die Menschen zur Zeit Jesu Christi waren Gott nicht angenehmer, als die jetzigen. Wenn Gott, um sie zu bekehren, Wunder gethan hätte, so würde er auch zu unserm Heil ein gleiches thun. Wozu aber so viele Wunder? Gott wählt immer die natürlichsten Wege. Er würde uns entweder einen innern Hang und ein inneres Licht mittheilen, wodurch wir zur christlichen Religion gezogen würden, oder er würde uns auf eine deutliche Art sagen lassen, oder es uns selbst sagen, daß die christliche Religion die einzige wahre sey. Allein, fragt man, wo bliebe alsdann das Verdienst des Glaubens? Ich antworte: das Verdieust des Glaubens besteht nicht darinn, auf eine leichtsinnige und unbedachtsame Art zu glaubeu, daß Gott etwas offenbaret habe. Anstatt daß dieses ein Verdienst wäre, hieße es vielmehr, sich der Gefahr aussetzen, etwas zu glauben, was wir vielleicht nach Gottes Willen nicht glauben sollen. Das Verdienst des Glaubens besteht allein darinn, das fest zu glauben, wovon wir deutlich erkennen, daß es Gott geoffenbaret hat: zum Beyspiel, daß er Eins in dreyen Personen sey, obgleich die Vernunft mir sagt, daß Drey niemals Eins seyn können. Das Verdienst des Glaubens besteht darin, meine Vernunft der Offenbarung zu unterwerfen, und, meines natürlichen Lichtes ungeachtet, nicht zu zweifeln, daß Drey nur Eins ausmachen. Ja, mein Gott, rede, dein Knecht höret. Ich will alles blindlings glauben, was du mich lehren willst; du bist untrüglicher, als meine Vernunft. Wenn ich sehe, daß Eins und Zwey Drey machen, so sehe ich es nur

durch

durch das Licht meiner Vernunft; wenn Du mir aber wirst offenbaret haben, daß Drey nur Eins machen, so will ich es mit Gewißheit glauben, weil ich es auf dein Wort glauben will; ich will es selbst um deiner eigenen Vernunft willen glauben, die mich nicht betrügen kann. Allein ich will nicht, daß die Menschen mich auf falsche Muthmaßungen hintergehen sollen. Welche Eitelkeit, seine Träume für Gottes Wort auszugeben! Welche Ruchlosigkeit, das, was Menschen sagen, eben so zu glauben, als wenn es Gott selbst sagte. Es giebt fast keine Stadt, wo nicht ein neu aufgerichtetes Kreuz, besonders zur Zeit der Missionen Wunder thun sollte; das Volk ist davon überzeugt; der Geistliche unterhält diese Einbildung, und glaubt nichts davon. Jesus Christus hat Wunder gethan, sagt man; wo ist aber der Beweis davon? Wenn er so viele verrichtet hätte, als man sagt; ist es wohl wahrscheinlich, daß sich die Juden nicht bekehrt, und die Römer, die damals Herren der Welt waren, nichts davon gewußt hätten? Man kann nicht glauben, daß Jesus Christus Wunder gethan und sich doch gescheuet haben, die Religionssätze, die man jetzt für die wesentlichsten hält, als seine Menschwerdung und den Gebrauch der Sakramente, zu predigen. Das Wunderbare ist immer nach dem Geschmacke des reitzbaren Menschen gewesen. Die Poeten bedienen sich desselben, um ihren Gedichten Hoheit und Glanz zu ertheilen; der Mensch will sich immer über seine Natur erheben. Die Geschichte der Kreutzzüge zeigt genugsam, wie wenig Glauben die Wunder verdienen. Diejenigen, welche der heil. Bernhard verrichtete, um die Fürsten

und ihre Unterthanen zu Annehmung des Kreutzes zu bewegen, haben zwar mehr Zeugen für sich, als die, welche Jesu Christo zugeschrieben werden: allein diese und jene sind gleich falsch. Denn da die Unternehmung nicht glückte, so ist es gewiß, daß Gott zu den Zeiten Bernhards keine Wunder that, und daß dieser heil. Vater ein wahrer Betrüger war. Es war der Weisheit und Güte Gottes nicht gemäß, so viele Fürsten durch Wunder zu einem Vornehmen zu vermögen, daß für sie unnütz und schädlich seyn mußte. Die Wunder Jesu Christi sind bestritten, widerlegt und getadelt worden; sie sind folglich nicht gewiß gewesen.

Eine starke Einbildungskraft voll übertriebener Bilder hat manche Wunder hervorgebracht. Durch sie haben wir gelernt, daß Berge wie Böcke gesprungen haben. Der Prophet, dem dies Bild sehr wohlgefällt, wiederholt es, und giebt es für eine Wahrheit aus, obgleich in den historischen Büchern nichts davon erwähnt wird. St. Paulus bekehrt sich nicht, wenn Jesus Christus Wunder thut. Er geht erst in sich, als er mit dem Pferde stürzt. Die Wunder folgen der Natur, sie können nach den Regeln der Bewegung geschehen, und folglich nichts beweisen, was über die Natur ist. Die Taschenspielerkünste beweisen nicht die Güte der Arzneymittel eines Marktschreyers oder Gauklers; und eben so beweisen auch die Wunderwerke die wahre Religion nicht, weil es in allen Religionen Wunder gegeben hat.

Wenn Wunder die Religion beweisen sollen, so muß man uns doch wenigstens darthun, daß sie wirklich geschehen sind, weil wir von eben der Natur sind,

als die vormaligen Menschen. Warum hast Du zugelassen, o mein Gott, daß die Christen falsche Wunder verrichtet haben? Und warum hat es in allen falschen Religionen, besonders im Heidenthum, Wunder gegeben? Wenn man Thatsachen, die mit der Religion in Verbindung stehen, geglaubt hat; so ist es ziemlich schwer, daß man, je nachdem man zu einer Parthie gehört, von einer falschen Religion nicht Vorzüge, die ihr nicht zukommen, verlangen, oder der wahren Religion solche, die sie nicht nöthig hat, einräumen sollte. Inzwischen sollte man versichert seyn, daß weder zu der Wahrheit einer ächten Religion jemals das geringste hinzugethan, noch auch einer falschen je Wahrheit gegeben werden könne. Einige der ersten Christen, die von diesem Grundsatze nicht unterrichtet oder überzeugt waren, vergaßen sich so weit, daß sie, zum Besten des Christenthums, ziemlich dreuste Behauptungen unterschoben, die der gesundere Theil ihrer Mitbrüder hernach verworfen hat. Dieser unbedachtsame Eifer hat eine Menge apokryphischer Bücher hervor gebracht, denen man die Namen heidnischer oder jüdischer Verfasser beylegte; allein eben darum, weil man mit aller Gewalt aus diesen untergeschobenen Schriften grosen Nutzen für die Religion ziehen wollte, hat man gar keinen davon gehabt. Ihre Deutlichkeit verräth sie, und unsre Neuern haben ganz offenbar das daraus entwickelt, was die Propheten des neuen Testaments nicht entwickeln konnten. Man mag sich drehen, von welcher Seite man will, um diese Bücher zu retten; so wird man immer finden, daß in dieser gar zu grosen Deutlichkeit eine unübersteigliche

Schwierigkeit liegt. Wenn einige Christen den Heiden und Juden eine ziemliche Anzahl von Büchern unterschoben, so trugen die Kätzer kein Bedenken, es den Rechtgläubigen eben so zu machen. Man sah nichts als falsche Evangelien, falsche Apostelbriefe, falsche Beschreibungen ihres Lebens; und es hat nur durch eine Wirkung der göttlichen Vorsehung geschehen können, daß die Wahrheit so vielen apokryphischen Werken, die sie ersticken wollten, entgangen ist. Einige große Männer der Kirche sind theils durch die Behauptungen der Kätzer wider die Orthodoxen, theils durch die der Christen wider die Heiden und Juden hintergangen worden; daher hat es sich denn getroffen, daß sie sich der Bücher der Sibyllen, oder auch des Hermes Trismegistus, Königs in Aegypten, bedient haben; ja, haben nicht sogar einige den Plato für einen Propheten und Ausleger der Schrift gehalten? Man ermangelte auch nicht, seine Werke für Schrifterklärungen zu nehmen, und die Natur des Wortes sich eben so vorzustellen, wie er sie sich gedacht hatte. Er bildete sich Gott so erhaben über die Geschöpfe ein, daß er nicht glaubte, sie könnten unmittelbar von seinen Händen erschaffen seyn, und er setzte zwischen denselben und ihm das Wort gleichsam als eine Stufe hin, auf welcher die Handlungen Gottes bis zu ihnen gelangen können. Die Christen nahmen eben diese Idee von Jesu Christo an; denn nie ist eine Philosophie mehr in der Mode gewesen, als in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die platonische. Die Aehnlichkeit, die man zwischen dem Platonismus und der Religion fand, hatte fast alle christliche Gelehrte zu

die-

dieser Seckte gezogen. Woher kommt aber die Achtung, in welcher Plato bey den Kirchenvätern stand?

Man lebte zu den Zeiten Jesu Christi, und in den ersten Jahrhunderten der Kirche, in einer Unwissenheit, wo die Freyheit ungestraft Fabeln zu schreiben sich noch überdies mit dem allgemeinen Hange verband, der alle Bewohner dieser Gegenden dazu antrieb; daher die Schriften der Griechen, der Juden und der orientalische Talmud. Ehe man die geringste Folge aus Wundern zöge, sollten sie erst wahr und gewiß seyn. Wenn die Kirchenväter über den Götzendienst unwillig sind, so setzen sie allemal die Ohnmacht der Götzenbilder voraus. Hätten sie geredet, oder das Künftige vorher gesagt, so hätte man ihre Ohnmacht nicht mit Verachtung angreifen dürfen; man hätte nur dem Volke die außerordentliche Macht, deren äußerliche Zeichen man an ihnen sah, ausreden müssen. Hätte man sonst wohl Unrecht gehabt, das anzubeten, was man mit einer göttlichen, oder wenigstens mehr als menschlichen, Kraft begabt zu seyn glaubte? Es ist wahr, daß diese Dämonen Gottes Feinde waren; allein konnten die Heyden das errathen? Wenn die Dämonen barbarische oder unsinnige Ceremonien verlangten, so hielten die Heiden sie für eigensinnig oder grausam; nichts destoweniger aber glaubten sie, daß sie mächtiger als die Menschen wären, und wußten nicht, daß der wahre Gott ihnen seinen Schutz wider sie anböte. Sie demüthigten sich öfter vor ihren Göttern nicht anders, als vor fürchterlichen Feinden, die man, es koste, was es wolle, besänftigen müsse; und diese Demüthigung, diese Furcht wäre nicht ohne

Grund gewesen, wenn die Dämonen wirklich übernatürliche Beweise ihrer Macht an den Tag gelegt hätten. Kurz, das Heidenthum würde nichts als ein unwillkührlicher und verzeihlicher Irrthum gewesen seyn. Der Pöbel unter den Heyden zog die Orakel nicht in Zweifel. Die Christen selbst haben sie geglaubt, und Stellen aus den Sibyllen angeführt.

Die Heyden sahen ihre Wunder für eben so ausgemacht an, als die Christen die ihrigen. Man lese die Agende des heiligen Gregorius. Was für Wunder! Giebt es nichts von Fabeln im heiligen Gregorius, dem Thaumaturgen, oder Wunderthäter, der einen Berg in die Luft versetzte? Es kommt den Menschen zu, sich vor den Irrthümern zu bewahren, in welche sie von Köpfen, die vielleicht über sie erhaben sind, gestürzt werden können. Mein Verstand ist hinreichend, zu untersuchen, ob eine Bildsäule redet, oder nicht; allein von dem Augenblicke an, da sie den Mund öfnet, lasse ich mir auch die Gottheit, die ich ihr zuschreibe, nicht weiter ausreden; mit Einem Worte, Gott ist, nach den Gesetzen seiner Güte, verbunden, mich vor den Ueberraschungen zu schützen, wobey ich mich selbst nicht zurechtweisen kann. Was andere Irrthümer betrift, so muß meine Vernunft dabey ihre Pflicht thun. Unter den Juden glauben die meisten nicht an die Wunder Jesu Christi, sondern an die Autorität derer, die nicht daran glauben; und diesen, heißt es, muß man weiter nichts, als die Autorität derer, die daran glauben, entgegen setzen. Diese beyden Autoritäten sind aber nicht gleich. Das Zeugniß derer, die eine schon eingeführte Sache glauben, hat keine Kraft, sie zu

unter-

stützen; allein das Zeugniß der andern, die jenen nicht glauben, hat Macht genug, die Sache zu vernichten. Die, welche glauben, können vielleicht von den Gründen, nicht zu glauben, nicht unterrichtet seyn; allein es ist fast unmöglich, daß die, welche nicht glauben, diese Gründe nicht wissen sollten. Hier ist ganz das Gegentheil. Wenn nemlich eine Sache erst eingeführt wird, so ist das Zeugniß derer, die sie glauben, an sich selbst viel kräftiger, als das Zeugniß derer, die sie nicht glauben. Denn diejenigen, die sie glauben, müssen sie natürlicher weise erst untersucht haben, und die, welche nicht glauben, können es vielleicht nicht gethan haben. Wir wollen sehen, wie man sich ehemals bekehrte. Ein Weib gehet zu einem Brunnen, Wasser zu schöpfen. Sie findet dort einen Mann, der ihr sagt, was sie ihr Lebenlang gethan hat: Dinge, die vielleicht bekannt seyn konnten. Et nunc quem habes, non est tuus vir. **Der Mann, den du hast, ist nicht dein Mann.** Das Weib läßt den Krug stehen, läuft wie eine Unsinnige, und verkündigt überall, daß der Messias gekommen sey, daß sie ihn gesehen und mit ihm gesprochen habe; und alles geht ihm entgegen. Ja, sagt man, das ist die Gnade. Allein ich kann von den Heyden wohl eben dergleichen sagen. Um etwas über sie zu gewinnen, mußte man ihnen das, was sie so hartnäckig wünschten, einräumen, und ihnen zeigen, daß, wenn auch etwas Uebernatürliches bey den Orakeln gewesen sey, man deswegen doch nicht sagen könne, die Gottheit habe Theil daran; und alsdann war man genöthigt, die Dämonen mit ins Spiel zu bringen, ob es gleich wahr ist, daß es

schlechterdings besser gewesen wäre, die Dämonen weg zu lassen, weil man dadurch der heidnischen Religion einen größern Stoß versetzt hätte. Allein vielleicht konnte nicht jedermann so tief in diese Materie eindringen, und man glaubte es auch gut genug zu treffen, wenn man den Heyden durch die Hypothese von Dämonen, die alles mit zwey Worten abfertigte, alle die wunderbaren Dinge, die sie zum Vortheil ihres Götzendienstes hätten anführen können, unnütz machte.

Nach Hephästions Tode verlangte Alexander durchaus, daß er, zu seinem Troste, vergöttert würde. Alle seine Hofleute gaben willig ihren Beyfall dazu. Sogleich sieht man dem Hephästion in verschiedenen Städten Tempel errichten, Feste ihm zu Ehren anstellen, und ihm Opfer weyhen. Man schreibt ihm Wunderkuren zu, und damit nichts fehlt, so läßt man ihn Orakelsprüche ertheilen. Lucian sagt, Alexander sey anfangs erstaunt, Hephästions Gottheit so gut von statten gehen zu sehen; er habe sie indeß zuletzt selbst geglaubt, und sich etwas zu gute darauf gethan, nicht nur selbst ein Gott zu seyn, sondern auch Götter machen zu können. Entweder war ein Dämon in Hephästions Bildsäule eingekehret, um aus derselben wahrzusagen, so bald es Alexandern gefallen hatte, ihm als einem Gotte eine errichten zu lassen; oder die Bildsäule ertheilte Orakelsprüche ohne Dämonen. Die Statue des pythischen Apolls konnte gewiß eben das thun. Allein es kommt mir doch sehr seltsam vor, daß nur ein bloßer Einfall Alexanders nöthig gewesen seyn sollte, einen Dämon abzusenden, um eine Bildsäule in Besitz zu nehmen, die dadurch für alle Menschen eine unauf-

hör-

hörliche Veranlassung zu Irrthümern ward. Die heydnischen Priester bedienten sich tausenderley Ränke zu den Orakeln. Ruffin hat uns den Tempel des Serapis ganz voll bedeckter Wege beschrieben. Meldet uns nicht die heil. Schrift, wie Daniel den Betrug der Pfaffen des Bel entdeckt hat, die heimlich in den Tempel zu kommen wußten, und die Speisen verzehrten, die man dort hingesetzt hatte? Es ist die Rede von einem der Wunder des Heydenthums, welches am allgemeinsten geglaubt ward, nemlich von den Opfern, welche die Götter selbst zu verzehren sich die Mühe gaben. Die Schrift schreibt dies nicht den Dämonen, sondern den betrügerischen Pfaffen zu. Wenn nun aber die Menschen in der einen Religion betrogen werden, wie können wir wissen, ob es nicht auch in einer andern geschehen ist? Wie viel leichter hat es seyn müssen, den Leuten einzubilden, daß die Götter in Bildsäulen herabstiegen, um mit ihnen zu sprechen und ihnen nützlichen Unterricht zu geben, als sie zu überreden, die Götter kämen, um Stücke Fleisch von Ziegen und Hammeln zu essen? Und wenn die Priester dann anstatt der Götter aßen, so konnten sie ja noch viel eher an ihrer Stelle reden. Das äußerliche Wunderbare hat viele Gewalt über den Verstand des Volkes, welches das Wunderbare sehr liebt. Gewiße Dinge nur an gewißen Tagen thun; Asche nehmen, sie auf die Stirne streuen, und gewiße Worte dabey sagen; in gewißen Kleidern, die man sonst nicht trägt, ins Gotteshaus treten, und nur gewiße Worte ganz laut, andere ganz leise aussprechen: alles dieses nimmt die Sinnen ein. Der gemeine Mann geht weiter, er hält

das für die Ursache, was sie nicht ist. Glaubt er vielleicht, daß kein anderer als Gott solche äußerliche Handlungen eingeben könne? Die Orakel, die zur Antwort auf versiegelte Zettel gegeben wurden, waren noch auffallender. Die Priester kannten viele Kunstgriffe, diese Zettel zu öfnen, und wir finden einige derselben von dem falschen Propheten Lucians gebraucht. Ein Statthalter in Sicilien hatte zum Orakel des Mopsus zu Malta geschickt. Weil er in Sicilien von den Epikureern umgeben war, die ihm viele Zweifel in den Kopf gesetzt hatten; so entschloß er sich, einen Kundschafter an die Götter zu schicken, um zu wissen, woran er wäre, und gab ihm einen versiegelten Zettel, den er dem Orakel des Mopsus übergeben sollte. Dieser Bote war im Tempel eingeschlafen, und sah im Traume einen wohlgestalteten Mann, der zu ihm sagte: Schwarz. Er nimmt den Zettel zurück, den er auf den Altar neben dem Gotte gelegt hatte, und den er noch wohl versiegelt findet, worauf er ihn dem Statthalter mit dieser Antwort zurück bringt, die seinen Hofepikureern sehr lächerlich vorkam. Er selbst, der Statthalter, aber ward von Erstaunen und Verwunderung gerührt, und zeigte ihnen, nach der Eröfnung des Zettels, daß er diese Worte hinein geschrieben hatte: Soll ich Dir ein weisses oder schwarzes Rind opfern? Nach diesem Wunder unterließ er nicht, dem Mopsus einen schwarzen Ochsen zu schlachten, und war ihm Lebenslang sehr ergeben. Tacitus sagt, daß zu Klaros nicht eine Weibsperson, wie zu Delphi, sondern ein Mann, die Orakel ertheilt, und daß man denselben aus einer gewißen Familie, fast immer aus

Milet, gewählt habe. Man brauchte ihm nur die Anzahl und die Namen derer, die ihn um Rath fragen wollten, zu sagen, alsdann begab er sich in eine Höhle, schöpfte Wasser aus einer daselbst verborgenen Quelle, und antwortete nachher in Versen auf das, was man im Sinne hatte, ob er gleich oft sehr unwissend war. Als ehemals der Tempel des Aeskulap zu Aegea in Sicilien, auf Konstantins Befehl, abgerissen wurde, verjagte man aus demselben, wie Eusebius in dem Leben dieses Kaisers sagt, nicht einen Gott, sondern einen Betrüger, der so viele Jahre lang das leichtgläubige Volk hintergangen hatte. Die Bildsäulen der Fortuna zu Antium hatten das Besondere an sich, daß sie, nach dem Zeugniß des Makrobius im 2. Kap. des 1. B., sich von selbst bewegten, so daß ihre verschiedenen Stellungen statt der Antwort dienten, oder andeuteten, ob man das Orakel befragen dürfe.

Wir finden noch einige Bildsäulen, die eben diese Eigenschaft hatten. Diodor aus Sicilien und Quintus Curtius sagen, Jupiter Ammon sey von achtzig Priestern in einer Art von goldner Gondel, von welcher silberne Schaalen herab hiengen, getragen worden. Ihm wäre eine große Anzahl von Weibern und Mädchen gefolgt, welche Loblieder in der Landessprache gesungen hätten. Dieser von Priestern getragene Gott hätte ihnen, vermittelst gewißer Bewegungen, selbst den Weg gewiesen, welchen sie nehmen sollten. Der Gott zu Heliopolis in Syrien hat, nach dem Makrobius, eben das gethan. Der einzige Unterschied war, daß er nur von den vornehmsten Standespersonen des

Lan-

Landes getragen seyn wollte, die lange vorher enthaltsam gelebt und sich den Kopf hatten scheeren lassen. Lucian in seiner Schrift von der Göttin in Syrien berichtet, er habe einen Apoll gesehen, der noch wunderbarer gewesen sey. Wenn er sich nemlich auf den Schultern seiner Priester hätte tragen lassen, wäre es ihm manchmal eingefallen, sie stehen zu lassen, um einen Spatzierflug durch die Lüfte zu thun, und das im Angesichte eines Mannes, wie Lucian, welches wohl zu merken ist.

Ihr könnet, sagt Philostrat, den delphischen Apoll sehen, der durch seine Orakel berühmt ist, die er mitten in Griechenland giebt. Er antwortet denen, die ihn fragen, wie ihr wisset, in wenigen Worten, und ohne seinen Ausspruch mit Wundern zu begleiten, ob es ihm gleich sehr leicht wäre, den Parnaß zittern zu machen, den Lauf des Cephisus zu hemmen, und die kastalischen Gewässer in Wein zu verwandeln. Er sagt die Wahrheiten schlecht weg, und hält sich damit nicht auf, seine Macht unnützerweise sehen zu lassen. Ich finde es lustig genug, daß Philostrat seinen Apoll geltend machen will, weil er kein großer Wunderthäter war. Ich glaube, daß in dieser Stelle ein heimlicher Gift für die Christen verborgen ist. — Es war also in allen Religionen so gemein, Wunder zu thun, daß es endlich gar lächerlich ward, sich damit abzugeben; und das ist die Ursache, warum Muhamed keine verrichtet, sondern sie verachtet hat.

In Rom waren Orakel; Aeskulap gab welche in seinem Tempel auf der Tiberinsel. Man hat in Rom ein Stück von einer marmornen Tafel gefunden, auf

wel-

welcher drey Wunder des Aeskulap griechisch erzählt waren. Hier ist das merkwürdigste davon von Wort zu Wort aus der Innschrift übersetzt: Zugleich ertheilte er einem Blinden, Namens Kapis, einen Orakelspruch. Er sagte ihm: er solle zum heiligen Altar gehen, daselbst niederknieen und anbeten, hierauf von der Rechten zur Linken gehen, die fünf Finger auf den Altar, und endlich die Hände auf die Augen legen. Nach der ganzen Zeremonie bekam der Blinde sein Gesicht wieder. Das Volk war Zeuge davon, und legte seine Freude darüber an den Tag, da es so große Wunder unter seinem Kaiser Antonin sich zutragen sah. Die andern Kuren waren nicht so auffallend; sie betrafen nur ein Seitenstechen oder einen höchst gefährlichen Blutverlust. Die Kirchenväter würden wohl nicht ermangelt haben, in den Ceremonien, welche Aeskulap von dem Blinden beobachten ließ, etwas Allegorisches anzutreffen, wenn Jesus Christus sie angeordnet hätte; sie würden dieselben als ein Bild seines Verhaltens gegen den Sünder betrachtet haben. Der Blinde knieet nieder: dies ist die Unterwerfung Jesu Christi. Darauf geht er von der Rechten zur Linken; Tunc dixi, ecce venio, da habe ich gesagt, siehe ich komme, er wird Mensch, er nimmt unsre Sünden auf sich. Er legt die fünf Finger auf den Altar; dies ist Jesus Christus, der sich auf dem Altar des Kreutzes opfert, wo er fünf Wunden bekommt. Er nimmt die Hand vom Altar und legt sie auf die geheilten Augen; wenn euch das Verdienst der fünf Wunden zugeeignet ist, so seyd ihr gesund worden.

Die Verbrechen der Priester, ihre Frechheit, verschiedene Begebenheiten, wodurch ihre Betrügereyen ans Licht kamen, zum Beyspiel, die Geschichte eines Priesters des Saturns, der jedes Weib, das ihm gefiel, in seinen Tempel zu Alexandrien kommen ließ, und sie mißbrauchte, die Dunkelheit und Falschheit ihrer Antworten, alles dies hat zwar endlich die Orakel um ihr Ansehen gebracht; allein es sind noch äußere Ursachen dazu gekommen. Zuerst große Seckten griechischer Philosophen, welche die Orakel verspotteten; hernach die Römer, die gar keinen Gebrauch davon machten; und endlich die Christen, die sie verabscheueten. Eben so ist es mit den Wundern beschaffen. Wie viele Heiligen hat man nicht aus den Gräbern genommen? Wie viele Reliquien hat man nicht gefunden? Diese Heiligen würden nie ihren Rang erhalten haben, wenn sie nach Descartes gekommen wären. Die Wunder, die jetzt folgen sollen, sind vom heiligen Markus, im 16. K. V. 16. und 17. versprochen worden. „Wenn ihr Glauben habt," das ist, wenn eure Einbildungskraft eine gewiße Wendung genommen hat. Der Schatten des heil. Petrus machte Kranke gesund. Der Schatten! Ist denn der etwas Wirkliches? Wer zu viel beweiset, beweiset nichts. Apostelgeschicht Kap. 5, Vers 15. 16.

Tabea, eine heil. Frau, die für die Christen Kleider machte, stirbt zu Joppe; und alsbald schreibt ein Jünger an den heil. Petrus, der zu Lydda war, er möchte geschwind kommen: Laß dichs nicht verdrießen, zu uns zu kommen. Er kommt, man

zeigt

zeigt ihm die todte Tabea und die Kleider, die sie machte. Welch ein Wehklagen! Die verwaiſete Kirche hat keine Nähterin mehr! St. Petrus treibt alle, die gegenwärtig ſind, heraus, und macht ſie lebendig. 1. Er handelt wider die Menſchenliebe, daß er ſie auferweckt, er ſetzt ſie in Gefahr, verdammt zu werden; denn da ſie als eine Heilige geſtorben war, ſo hätte es dabey bleiben ſollen. 2. Das Wunder hätte öffentlich geſchehen müſſen. Wozu die Leute herauß treiben? Beſorgte er, daß man ihn in ſeinen Myſterien ſtören möchte? Er hätte vielmehr der Kirche wieder eine noch beſſere Nähterin verſchaffen ſollen; denn wer die Macht hat, Todte zu erwecken, kann wohl noch viel eher Arbeiterinnen machen. Apoſtelgeſchicht 11. V. 37. — 41.

Die Auferſtehung und Himmelfahrt der Jungfrau (welche, nach den aufgeklärteſten Theologen der katholiſchen Kirche, bloße Fabeln ſind,) beweiſen eben ſo die Leichtgläubigkeit des Volks, als den Ungrund der Himmelfahrt und Auferſtehung Jeſu Chriſti: zwey Thatſachen, die ſich ſehr im Verborgenen zugetragen haben.

Fünftes Hauptſtück.

Von den Weiſſagungen und den Propheten.

Die Zukunft iſt den Menſchen gänzlich verborgen; denn da ſie in Beziehung auf ſie noch gar nicht vorhanden iſt, ſo kann ſie auch durch gar keinen Sinn

in ihren Verstand kommen; und da überdies das, was nicht ist, auch keine Eigenschaft hat, so können es die Menschen nicht anders wissen, als wenn es ihnen von dem, durch welchen alle Dinge sind, offenbart wird. Aber nicht nur die Menschen sind in Absicht der Zukunft unwissend, sondern sie ist aus eben dem Grunde auch vor jedem erschaffenen Geiste verborgen. Ein Engel, wenn er auch noch so erleuchtet ist, kann doch das, was nicht ist, nimmermehr sehen; man betrügt sich daher, wenn man glaubt, daß der Teufel den Heiden das Zukünftige offenbart habe, und daß er heutiges Tages die sogenannten Zauberer begeistere. Von allen dem kann nichts möglich seyn; es sind nur Träume der verblendeten Einbildungskraft der Menschen. Die Juden hatten also Recht, wenn sie die Heiden aufforderten, ihnen künftige Dinge vorher zu sagen: annunciate nobis futura, verkündigt uns, was geschehen wird. Allein wir wollen sehen, ob nicht unter den Juden Leute gewesen sind, die diese Wissenschaft gehabt haben? Wenn man mich davon überzeugt, so will ich Gottes Finger erkennen, und mich auf diesen einzigen Beweis ergeben.

Zuvörderst finde ich in allen Prophezeihungen eine große Verwirrung, viele Schwierigkeiten, beständige Zweydeutigkeiten und Allegorien. Man muß sich wundern, daß unsre jetzigen Theologen noch über den Sinn uneins sind, den man ihnen beylegen soll. Wirklich ist der Sinn der klärsten Prophezeihungen bey den Juden, so gut wie bey den Christen noch nicht ausgemacht, wie ich bald zeigen werde. Wo ist also das Wunderbare in den Weissagungen, wenn sie voll Dunkel-

kelheit sind? Worinn besteht der Charackter, der sie von den Orakeln der Heiden und von den Prophezeihungen andrer Völker unterscheidet? Denn es giebt ja allenthalben Weissagungen. Die Menschen haben von jeher das Wunderbare geliebt; je mehr sie ihre Schwachheit fühlen, desto mehr verlangen sie durch Wunderzeichen davon befreyet zu werden. Wenn aber die Prophezeihungen auf einen gesunden und von Vorurtheilen freyen Verstand Eindruck machen sollen, so müssen sie klar und nicht zweydeutig seyn. Eine Person von meiner Bekanntschaft, die gewiß niemals Anspruch auf die Gabe des Prophezeihens gemacht hat, schrieb ehemals einige Strophen im Styl der Sprüche des Nostradamus. Diese sind alle in weniger als vier bis fünf Jahren erfüllt worden, ob er gleich außerordentliche Sachen, die gar keine Beziehung auf die damalige Gestalt der Welt hatten, darinn angebracht hatte. Die Ausdrücke waren unbestimmt. Der Reim hatte öfter die Worte geordnet, ohne sich nach der Idee des Poeten zu richten. Länger als ein Jahr vorher, ehe der Kardinal Rossel die Provence in Schrecken setzte, ließ er folgende vier Verse für den Monat August im Marseiller Almanach einrücken:

Durch einen Apfel ließ sich Adam einst verführen;
Der klügre Rossel, sich nicht zu vergehn,
Will nur von fern die Feigen sehn,
Und nie verbotne Frucht berühren.

Der Erfolg hat die Prophezeihung wahr gemacht. Eine erhitzte Einbildungskraft, die sich unbestimmter Ausdrücke bedient, wird immer durch den Zufall, oder durch die Schwachheit andrer Menschen unterstützt.

Wenn die Weissagungen deutlich gewesen wären, so würden die Juden, in deren Händen sie waren, sich gewiß bekehrt haben, wenn sie ihre Erfüllung gesehen hätten. Die Propheten, sagt man, scheinen Bothschafter Jesu Christi gewesen zu seyn. Die Juden sinnen unaufhörlich über diese Prophezeihungen nach. Dieser so deutlich verkündigte Jesus Christus erscheint unter ihnen; er bleibt bey ihnen drey und dreyßig Jahre: und die Juden kennen ihn nicht; ja sie behaupten vielmehr, er sey es nicht, von dem ihre Propheten geredet hätten. Wer sind denn also die Leute, welche diese Prophezeihungen annehmen sollen, wenn es nicht die sind, welche die eigentliche Sprache, worinn sie geschrieben sind, reden und verstehen, und welche sie auch immer in ihrer Verwahrung gehabt haben? Es ist also wohl die christliche Kirche, die den Sinn derselben bestimmen soll? Folglich ist sie ja Richter in ihrer eigenen Sache. Sie führe also Beweise an, so viel sie will; sie werden ihrer Einbildungskraft Genüge leisten, aber meine Vernunft nicht überzeugen. Diejenigen, welche die Liturgieen der Kirche lesen, werden darinn bemerken, daß sich die Kirche eine uneingeschränkte Freyheit nimmt, die Prophezeihungen und Schriftstellen nach ihrem Gefallen auszulegen. Ja man behauptet sogar, es sey eine Glaubenssache, daß die Kirche diese Autorität besitze. Dergleichen allegorische Auslegungen, die nichts beweisen, und lediglich vom Genie des Auslegers abhangen, empören vielmehr die Vernunft eines Indianers von gesundem Menschenverstande, als daß sie ihn überzeugen sollten.

Was ich aber für das merkwürdigste halte, ist dieses, daß die Kirche zu der heil. Schrift, was ihr gefällt, hinzufügt. David hat gesagt: Dominus regnauit, decorem indutus est, der Herr ist Herrscher, er hat sich in Schmuck gekleidet; und die Kirche sagt, David verkündige den Völkern: Dominus regnauit a ligno, der Herr hat vom Holze geherrschet; und dies ist falsch. Impleta sunt quæ concinit David fideli carmine dicens in nationibus: regnauit a ligno Deus, es ist erfüllt, was David, der fromme Dichter, gesungen hat, da er den Völkern sagte: Gott hat geherrschet vom Holze. Nie hat David diese Worte gesprochen, man bediene sich auch einer Version, welcher man wolle. Die Schrift erzählt uns, Jesus Christus habe nach seiner Auferstehung den Aposteln den Verstand geöfnet, um die Schrift zu verstehen. Tunc aperuit eis sensum, ut intelligerent scripturas. Wenn es eines solchen Wunders bedarf, um die Prophezeihungen zu verstehen, so sind sie von keinem Nutzen, weil der natürliche Verstand sie nicht begreifen kann; und Gott würde vielmehr besser gethan haben, wenn er uns plötzlich durch ein Wunder auf Jesu Christi Seite gebracht hätte, als daß er uns so viele Stufen steigen läßt. Allein was sage ich? Gott ist es nicht, der so unregelmäßig handelt; sondern Menschen, die ihn stets nach ihrer Weise handeln lassen. Ich will mich in keine umständliche Abhandlung einlassen, um zu zeigen, daß alle Prophezeihungen sehr dunkel sind; daß alles nach dem asiatischen Enthusiasmus und nach den chaldäischen Mysterien schmeckt; daß das, was nach der Vulgata klar zu seyn scheint,

einen ganz entgegen gesetzten Sinn nach dem Grundtexte hat, welcher der einzige ist, den der heilige Geist eingegeben hat; daß das, was man zu jetzigen Zeiten für eine Prophezeihung ausgiebt, bloß eine natürliche Begebenheit ist, die nicht das geringste Merkmal einer Prophezeihung an sich hat; und daß es also lächerlich ist, zu verlangen, daß ich die Juden für ein ganz prophetisches Volk ansehen soll. Gott hat das nicht von mir gefordert; denn auf die Art will ich die ganze Religion Muhammeds in dem Verhalten des jüdischen Volks antreffen. Wenn David in seinem Alter das schönste Mädchen aus seinem Volke verlangt, um sich durch ihre natürliche Wärme zu beleben, so haben der heil. Augustin und alle andere Kirchenväter nicht das Recht, mich zu zwingen, daß ich diese Handlung als eine Prophezeihung von der Vereinigung Jesu Christi mit der Kirche, und von der unbefleckten Keuschheit der heil. Jungfrau ansehen soll. Ich will mich nicht damit aufhalten, zu zeigen, daß Gott nicht allegorisch verfährt: daß Allegorieen nichts beweisen; daß die Allegorie eine Figur ist, deren ganze Wirklichkeit in der Einbildungskraft ihres Erfinders besteht, omnia habet post, nihil ante, sie hat alles hinten, nichts vorn, besonders in einer so ernsthaften und wichtigen Sache, wie die Religion. Die Allegorie ist ganz verschieden von einer Demonstration und von einer jeden Rede, die nur den Verstand überzeugen soll.

Ich will die Prophezeihung, von welcher man den meisten Lärm gemacht hat, und die man für die deutlichste hält, untersuchen. Hier ist sie: Jakob läßt vor seinem Tode alle seine Kinder zu sich kommen, und

giebt

giebt ihnen seinen Segen. Sobald die Reihe an Juda kommt, sagt er zu ihm: non auferetur sceptrum de Juda, donec veniet qui mittendus est, es soll das Zepter von Juda nicht entwendet werden, bis der kommt, der gesandt werden soll. Nun, sagt man, ist zur Zeit, da Christus kam, der Zepter von Juda entwendet worden; folglich ist diese Prophezeihung in Erfüllung gegangen: und also ist Jesus Christus der, welcher gesandt werden sollte. Es ist aber zuvörderst gewiß, daß die Juden unter dem hebräischen Worte, welches wir durch Zepter übersetzen, ganz etwas andres verstehen. Sie sagen, es bedeute im Hebräischen das Gegentheil, nemlich Verfolgung und Trübsal, und Jakob sage zu seinem Sohn: die Juden würden beständig und so lange verfolgt werden, bis derjenige komme, der sie von allen ihren Uebeln befreyen solle. Einige behaupten sogar, diese Worte wären in der Person des Moses erfüllet worden, und Jakob sage zu seinen Kindern nur: sie würden unaufhörlich in Aegypten geplagt werden, bis der Retter erschiene, der sie aus der Sklaverey erlösen würde.

Die katholischen Theologen, die alle das hebräische Wort durch Zepter übersetzt haben wollen, kommen eben so wenig in Absicht des Sinnes dieser Stelle überein. Sie streiten darüber, daß man unter dem Namen Juda das ganze jüdische Volk verstehen müsse, und daß der Zepter den Juden eigentlich nicht eher entzogen worden sey, als bis die Römer sich Meister von Judäa gemacht hätten. Andere hingegen sagen, daß man vernünftigerweise diesen Namen nicht vom ganzen jüdischen Volke verstehen könne, und daß es

bloß von dem Stamm Juda gemeint seyn müsse, weil es, sagen sie, Jakobs Absicht gewesen, ein jedes seiner Kinder besonders zu segnen, und durch ein eignes Kennzeichen zu unterscheiden. Sie fügen noch hinzu, daß, wenn man den Namen Juda von der ganzen jüdischen Nation verstehen wollte, es offenbar wäre, daß derselben der Zepter von ihren Feinden sehr oft, und besonders durch die babylonische Gefangenschaft, entzogen worden, ohne daß der Messias gekommen sey. Wenn nun, sagen sie, eine Zeit gewesen, da der Zepter von den Juden entwendet worden, und der Messias damals nicht erschienen sey, so wäre dies ein gar zu zweydeutiger Beweis, als daß es eine wahre Prophezeihung seyn könnte. Die Kirchenväter hingegen sagen, man könne dieses Wort nicht auf den Stamm Juda allein deuten, weil, wie sie hinzufügen, aus der Geschichte erhellet, daß der Zepter in andre Hände gerathen, ohne daß der Messias gekommen sey. Die Juden sind durch Richter beherrscht worden; Saul, ihr erster König, war nicht aus dem Stamm Juda. Postulauerunt regem, & dedit illis Saul filium Kis, virum de tribu Benjamin. **Sie forderten einen König, und Gott gab ihnen Saul, den Sohn Kis, einen Mann aus dem Geschlecht Benjamin.** Apostelgesch. 13. V. 21. Das Königreich ward getheilt, und es fügte sich, daß eilf ganze Stämme lange vor der Ankunft des Messias nur einen besondern König hatten; das jüdische Volk ward von Hohenpriestern beherrscht, und es ist bekannt, daß sie aus dem Stamm Levi waren. Die Makkabäer waren ebenfalls nicht aus dem Stamm Juda. Also, sagen die Väter, ist

es viel vernünftiger, diese Worte von dem ganzen jüdischen Volke auszulegen; und wenn es seine Richtigkeit hat, daß dies Volk in der Gefangenschaft gewesen, so ist es gewiß, fügen sie hinzu, selbst in der Gefangenschaft von Hohenpriestern aus der Nation regiert worden. Man könnte diesen Vätern antworten: es erhelle auch aus dem neuen Testamente, daß zu der Zeit, als Herodes König in Judäa war, die Juden dessen ungeachtet noch immer unter den Hohenpriestern standen. Jedermann weis, was bey dem Leiden Jesu Christi vorgieng. Die Hauptursache, warum ihn die Juden zum Tode verurtheilten, war, daß sie besorgten: wenn die Römer erführen, daß unter ihnen ein Ruhestörer wäre, so möchten sie ihnen das Ansehen rauben, welches sie bis dahin noch hatten. Venient Romani & subvertent gentem nostram, so werden die Römer kommen, und Land und Leute verderben. Jesus Christus ward vor Hannas und Kaiphas geführt. Der Zepter war also nicht ganz aus den Händen der Juden. — Kurz, man drehe sich wie man will, wer richtig denkt, wird diese Prophezeihung nimmerwehr dem Zeitpunkt, da Jesus Christus gekommen ist, angemessen finden.

Bey den Juden gab sich jedermann mit Prophezeihen ab. So bald Saul zum Könige erwählt worden war, that er es ebenfalls. Mit einem Worte, eine jede Prophezeihung, die zweydeutig ist, hat eben so viel Gewicht, uns zu überzeugen, als die prophetischen Verse, die man gewißen Kalendern vorgesetzt hatte. Geheimnisse sind gemeiniglich ein Beweis von Irrthum oder von Schwachheit. Die Wahrheit ist

deut-

deutlich. Was könnte Gott wohl für einen Grund dazu gehabt haben, dunkle Prophezeihungen einzugeben, da er sie ja, wie man auch zugesteht, bloß als überzeugende Religionsbeweise ertheilte? Virgil hat ein Hirtengedicht zum Lobe des Pollio gemacht, und darinn gesagt, daß sich unter seinem Konsulat tausend Wunder zutragen würden. Dieses Hirtengedicht haben alle christliche Ausleger für eine Prophezeihung von der Zukunft Jesu Christi ins Fleisch anzusehen sich einfallen lassen. Wahrlich, Virgil hat nicht geglaubt, daß er die Ehre haben würde, sich unter unsern Propheten zu sehen, und den Jesaias nebst dem Jeremias zu Mitbrüdern zu haben. Die Prophezeihungen der letztern betreffen Jesum Christum eben so wenig, als Virgils Ekloge auf ihn geht. Man kann zwar das, was der Dichter vom Pollio sagt, auf Jesum Christum deuten; man kann auch manches, was die alten Propheten an verschiedenen Orten gesagt haben, auf ihn anwenden; denn die Allegorie kann alles tausenderley Gegenständen zueignen: allein ich wiederhole es noch einmal, sie beweiset nichts. Man findet dergleichen glückliche Deutungen in den Episteln und Evangelien. Was in der Schrift von der ewigen Weisheit gesagt wird, das deutet die Kirche sehr sinnreich auf die heilige Jungfrau. Die Klagelieder Jeremiä, welche die babylonische Gefangenschaft zum Gegenstande haben, werden von der letzten Zerstöhrung Jerusalems verstanden. Kurz alles, was bey den Juden zu seiner Zeit buchstäblich auszulegen war, das muß man nach der Allegorie von der neuen Kirche verstehen.

Um noch zuletzt einen merkwürdigen Umstand anzuführen, so pflegt man die buhlerischen Unterredungen Salomons mit seiner Liebschaft auf Jesum Christum und auf die Kirche anzuwenden. Ich würde hier gern einige Stellen daraus mittheilen, wenn mich nicht die Schamhaftigkeit gewöhnt hätte, meine Feder zurück zu halten. Wer selbst davon urtheilen will, darf nur das Hohelied lesen.

Was hat es nun noch mit den vorgeblichen Wochen Daniels auf sich, nach deren Ablauf der Messias kommen sollte? Man kann sie deuten, wie man will. Die Kirche sagt, es wären Jahrwochen, und ich sage, es sind Wochen von Monaten, von Jahrhunderten u. s. w. Der Prophet hat sich nicht erklärt, weil er nichts wußte. Er hat als Mensch geredet. Wenn Gott Prophezeihungen gemache hätte, so würden sie eine eigenthümliche Deutlichkeit haben, wodurch man sie von andern zweydeutigen Arten wahrzusagen, deren sich die Menschen bedienen, unterscheiden könnte. Die Wahrsager haben die Kunst erfunden, ihre Schwäche unter der Larve der Begeisterung zu verbergen; sie sprechen nicht mehr wie Menschen, so bald sie sich auf den geheiligten Dreyfuß gesetzt haben. Allein Gott würde, da er diese Prophezeihungen nur für die Menschen bestimmt hätte, mit einer seiner würdigen und der uns verliehenen Einsicht angemessenen Simplizität geredet haben. In der Verworrenheit der Prophezeihungen liegt also wieder etwas Wunderbares, das den Menschen gefällt; das kommt daher, weil man lauter Räthsel erräth.

Der Enthusiasmus der Propheten ist ganz menschlich, und dem heidnischen vollkommen ähnlich; Gott hingegen kennt keine Wuth, keine Begeisterung, und keine Figuren. Noch einmal sey es gesagt, die Prophezeihungen müssen deutlich und einfach seyn, wenn sie überzeugen sollen. Eusebius hat uns noch einige Bruchstücke von alten heydnischen Schriften wider die Orakel aufbehalten. Oenomaus ist einer von denen, deren verlorne Werke am meisten verdienen bedauert zu werden. Aus folgender Stelle sehn wir zum Beyspiel, wie er den Gott zu Delphi darüber behandelt, weil er dem Krösus geantwortet hatte: daß er, wenn er über den Fluß Halys gienge, ein großes Reich zerstören würde. In der That grif Krösus den Cyrus an, der ihn aber aller seiner Staaten beraubte. Du hattest dich gerühmt, sagt Oenomaus, daß du wüßtest, wie viele Sandkörner im Meere wären, und thatest groß damit, daß du zu Delphi die Schildkröte in eben dem Augenblicke sehen könntest, da sie Krösus in Lydien braten ließ; das ist etwas rechtes, das sind doch wichtige Kenntnisse, worauf man stolz seyn kann! Wenn du aber gefragt wirst, wie der Krieg zwischen dem Krösus und Cyrus ablaufen wird, so fehlt dirs an Worten; denn wenn du das Zukünftige wüßtest, und was daraus erfolgen wird, so würdest du dich nicht solcher Ausdrücke bedienen, die man nicht verstehen kann. Weißt du nicht, daß man sie nicht verstehen wird? Weißt du es, so machst du dir ja ein Vergnügen daraus, uns zum Besten zu haben; weißt

du

du es aber nicht, so vernimm von uns, daß man deutlicher reden muß, und daß man dich nicht versteht. Ich will dir noch dazu sagen, daß, wenn du Zweydeutigkeiten hast brauchen wollen, das griechische Wort, womit du andeutest, das Krösus ein großes Reich zerstören werde, schlecht gewählt ist, und nichts anders, als den Sieg des Krösus über den Cyrus bedeuten kann. Müssen sich Dinge schlechterdings zutragen; was bedarf es, uns mit den Zweydeutigkeiten aufzuhalten, die du zu Delphi erfindest? Elender, wozu alle die Opfer, die wir dir bringen, da dein Geschäft nur ist, uns unnütze Prophezeihungen vorzusingen? Welche Raserey hat uns ergriffen!

Die Prophezeihung, ecce virgo concipiet, siehe eine Jungfrau wird schwanger werden, konnte kein Wunderzeichen seyn, denn die Juden sahen die Jungfrau für ein gewöhnliches Weib an. Sie hatte einen Mann; er schlief bey ihr: wer konnte errathen, daß sie sich der ehelichen Freyheit nicht bediente? Die Gelegenheiten, bey welchen die Prophezeihungen sind gegeben worden, haben insgesammt ganz eigentlich einen buchstäblichen Sinn gehabt, der von dem Sinne Jesu Christi sehr verschieden war.

Als Xerxes mit der ganzen Macht Asiens auf Griechenland losbrach, so fragten die Einwohner von Athen das Orakel des Apollo um Rath. Die pythische Priesterinn gab ihnen zur Antwort: Minerva, die Schutzgöttin von Athen und Jupiters Tochter, hätte vergebens alle nur mögliche Mittel versucht,

Jupiters Zorn zu besänftigen. Er wolle aber doch aus Liebe für seine Tochter verstatten, daß sich die Athener in hölzernen Mauern retteten. Salamin würde eine Menge von ihren Müttern geliebter Kinder umkommen sehen, entweder wenn Ceres würde ausgestreuet, oder wenn sie würde eingesammlet werden. Ueber diese Antwort setzt Oenomaus die Ehrfurcht gegen den Gott zu Delphi vollends aus den Augen. Der Streit, sagt er, zwischen Vater und Töchter schickt sich vortreflich für Götter. Es ist schön, daß es im Himmel so sehr wider einander laufende Neigungen und Vortheile giebt. Jupiter zürnt auf Athen; er hat die ganze Macht Asiens wider diese Stadt aufgeboten. Wenn er sie aber nicht auf andre Art hat verderben können, wenn er keine Donnerkeile mehr hatte, wenn er gezwungen war, fremde Hülfe zu borgen: wie hat er denn die Macht gehabt, die ganze Heereskraft Asiens gegen sie anrücken zu lassen? Sie sollen in hölzernen Mauern die Flucht nehmen! Wen wird also sein Zorn treffen? Etwa die Steine? Welch ein schöner Wahrsager! Du weißt nicht, was für Kinder Salamin wird umkommen sehen, ob es Griechen oder Perser sind; sie müssen doch wohl von dem einen oder dem andern Heere seyn; allein du weißt doch wenigstens nicht, daß man es merken wird, daß du es nicht weißt. Du verbirgst die Zeit der Schlacht unter den schönen poetischen Ausdrücken: wenn Ceres wird ausgestreuet oder wieder gesammlet seyn; du

willst uns durch diese prächtige Sprache die Augen blenden; allein weiß man denn nicht, daß ein Treffen zur Zeit der Saat oder der Aernte geliefert wird? Vermuthlich wird es doch nicht im Winter geschehen? Es komme aber wie es wolle, du wirst dich immer durch dies Mittel aus der Sache ziehen. Wenn die Griechen die Schlacht verlieren, so ist dieser Jupiter, den Minerva zu besänftigen sucht, unerbittlich gewesen. Gewinnen sie aber, so hat sich der Gott endlich erbitten lassen. Du sagst, sie sollen in hölzernen Mauern entfliehen; du giebst nur Rath, du wahrsagest nicht; und ich, der ich nicht wahrsagen kann, ich hätte das auch sagen können. Ich hätte eben so gut geurtheilt, daß die ganze Schwere des Krieges auf Athen fallen, und weil die Einwohner Schiffe hätten, der beste Rath für sie seyn würde, die Stadt zu verlassen, und sich alle auf das Meer zu begeben.

Eben so ziehen sich die Christen aus der Sache, Gott mag die Guten oder Bösen strafen oder belohnen; oder auch wenn sie beten, und, ungeachtet der Zusagen Jesu Christi, nicht erhört werden. Daß bloße Menschen sich mit Ertheilung der Orakel abgaben, beweiset auch die Zweydeutigkeit der Antworten, und die Geschicklichkeit, die man besaß, sie allen Begebenheiten anzupassen, die man vorher sehen konnte. St. Paulus sagte schon vor 1709 Jahren, daß der Antichrist kommen würde, und er soll noch kommen. St. Philippus nahete sich dem Kämmerer der Königinn Kandace aus Mohrenland: Occurrens autem

Phi-

Philippus audiuit eum legentem Esaiam prophetam & dixit: putasne, intelligis quod legis? qui ait: quomodo possum, si non aliquis ostenderit mihi: Da lief Philippus hinzu und hörete, daß er den Propheten Jesaiam las, und sprach zu ihm: Verstehest du auch, was du lieseſt? Er aber sprach: wie kann ich, so mich niemand anleitet? Philippus antwortet ihm, wie es ihm einfällt. Der gute Verschnittene glaubt von ganzen Herzen, und wird ohne weitere Umstände getauft. — Resuscitans Jesum, sicut & in psalmo secundo scriptum est: filius meus es tu; ego hodie genui te. Als er Jesum auferweckte, wie auch im zweyten Psalm geschrieben steht: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget. Ist die Prophezeihung nicht deutlich, wenn man die Zeugung des Worts beweisen will? Man beruft sich auch auf die Prophezeihung 2. Sam. 7. V. 14. Hodie genui te, & ego ero illi in patrem, & ipse est mihi in filium. Heute habe ich dich gezeuget. Ich will sein Vater seyn, und er soll mein Sohn seyn.

Sechstes Hauptstück.

Von den Märtyrern.

Eine erhitzte Einbildungskraft ist die Ursache des Märtyrerthums. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur zu bemerken, daß noch keine Religion gewesen

ist,

ist, die nicht ihre Märtyrer gehabt hätte. Die meisten Religionsstifter sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Alle Sekten haben ihre Heiligen gehabt, die den Tod erlitten haben, um sie zu vertheidigen. Diejenigen, die wir Schwärmer im sevennischen Gebirge nennen, werden in Holland und in England für Märtyrer angesehen, und man schreibt ihnen rührende Ermunterungsbriefe, auf daß sie in ihrem Glauben beharren. Ein jeder beurtheilt die Dinge nach der Lage, worinn er sich befindet, und nach seinen Vorurtheilen. Die Einbildungskraft schickte Leute zu dem Hexenkonvent, den Zauberer und Wärwölfe halten. Der größte Theil von denen, die nach Japan gehen, um den Märtyrertod zu leiden, ist nicht im Stande, einen Zweifel zu beantworten, den ihnen ein Indianer von gesundem Verstande machen würde; indeß sterben sie, um ihre Religion zu befördern. Hieraus erhellt, daß sie von Enthusiasmus und nicht von der Vernunft geleitet werden. Wenn man etwas oft sagen hört, oder andre oft zu etwas zu überreden sucht, so glaubt man es endlich selbst, besonders wenn man von Natur eine starke Einbildungskraft hat, so wie diejenigen, die im Lande der ersten Christen wohnen. Ich bin überzeugt, daß, wenn ein Tirann käme, der die Christen von jedem Alter tödten liesse, wir viel mehr Schüler und andre junge Personen als Greise sterben sehen würden. Doch, mit einem Worte, das, was andere thun, ist keine Regel für uns. Wenn die Märtyrer den Tod litten, so hatten sie ihre Ursachen dazu. Ich wollte eben so wie sie sterben, wenn ich überzeugt wäre; da ich aber den Bewegungsgrund ihrer Leiden nicht begreife, und vielleicht

die Einbildungskraft daran Schuld sein kann, übrigens aber dieser Beweis sehr zweydeutig ist, weil ich Märtyrer von allen Religionen finde; so werde ich nicht den Schluß machen, daß die christliche Religion die wahre sey, weil sie ihre Märtyrer hat. Die Kirchenväter sagten, nur die Ursache des Todes, nicht der Tod selbst, mache den Märtyrer; und es ist ein Grundsatz der Religion: causa martyrem facit, non pœna. Wenn man also folgert, die christliche Religion ist die wahre, weil sie Märtyrer hat, so setzt man das voraus, was noch erst die Frage ist. Es wäre sehr unbedachtsam, von der Rechtmäßigkeit eines Krieges aus der Anzahl der Todten oder der Streitenden zu urtheilen. Wie schwach ist die menschliche Einbildungskraft! Eine geringe Löhnung macht, daß der Soldat dem Tode entgegen eilt, ohne daß er oft weis, warum und für wen er sich in Gefahr setzt, sein Leben zu verlieren, welches das größte von allen Gütern ist. Die Soldaten gehen in den Krieg, und werden öfters, wenn ich so sagen darf, auf die Schlachtbank geführt, ohne im geringsten zu murren. Es hat nie eine Religion gegeben, sie mag auch noch so seltsam gewesen seyn, die nicht ihre Märtyrer gehabt hätte; man findet sie so gar in Indien, bey den Türken, Kalvinisten u. s. w. Da wir nun wissen, daß die ersten Christen ihrer Religion nur aus Enthusiasmus und durch die sogenannte Gnade anhiengen, und da wir in allen Religionen, selbst zu unsern Zeiten in der aus Frankreich vertriebenen reformirten Religion, Märtyrer antreffen, so müssen wir ein besonderes Kennzeichen aufsuchen, woran wir die wahren Märtyrer von den falschen unterscheiden können. Anstatt

statt daß die Märtyrer die Wahrheit der Religion beweisen sollten, sind sie vielmehr Zeugen ihrer Falschheit. Es ist für Gott entehrend, zu sagen, daß er diejenigen mit der Todesstrafe belege, die das glauben, was er geoffenbart hat. Ueberdies beweisen die Märtyrer, daß die Religion schlecht gegründet, und die Offenbarung nicht bestätiget genug gewesen seyn muß, weil es zu eben der Zeit, da sie eingeführet ward, treuherzige Menschen gab, die, wie das Evangelium sagt, Gott einen Dienst zu thun glaubten, wenn sie, indem sie die Märtyrer tödteten, Verbrecher, Betrüger und Störer der öffentlichen Ruhe hinrichteten.

Siebentes Hauptstück.

Von der heiligen Schrift.

Die Sprache Gottes muß seiner würdig seyn. Das Ungereimte und die Armseligkeiten, wovon die Schrift voll ist, giebt genugsam zu erkennen, daß sie von Menschen herrührt. Die Schrift müßte unverstellbar seyn, wenn sie die Regel unsers Glaubens seyn sollte. Sie müßte in einer allen Menschen verständlichen Sprache geschrieben seyn, weil alle Menschen unumgänglich verbunden sind, zu wissen, was Gott von ihnen fordert, und weil Gott es ihnen bekannt machen muß, um das Recht zu haben, sie strafen oder belohnen zu können. Nun ist aber die Schrift in aller Rücksicht voll Irrthümer. Sie spricht auf eine lächerliche Art von Gott, und legt ihm tausend Schwachheiten bey. Sie läßt ihn mit dem Satan über den Hiob sprechen. Sie ist voll Fehler der Abschreiber oder Uebersetzer, die verschiedene

Stellen umgeändert haben. Das hebräische Original ist mit Zweydeutigkeiten angefüllt; denn das ist der Natur dieser dürftigen Sprache gemäß. Es sind nicht nur Stellen darinn, welche die richtigsten und orthodoxesten Ausleger für verfälscht erkennen, sondern auch sogar solche, die untergeschoben worden. Wenn aber eine Stelle verfälscht seyn kann, wer wird mir dafür stehen, daß es eine andere nicht ebenfalls ist? Und wer wird mir dafür bürgen, daß die Bücher der Schrift von dem heiligen Geiste sind eingegeben worden? Jesus Christus hat uns kein einziges hinterlassen, und keines im neuen Testamente ist bey seinem Leben angefangen worden. Muhammed hat doch wenigstens den Koran hinterlassen. Die Bücher der Schrift sind nicht nur von Privatpersonen zu verschiedenen Zeiten abgefaßt worden, sondern diese Personen haben sich auch bey ihrem Leben niemals gerühmt, daß der heil. Geist sie erleuchte, und ihnen das, was sie schreiben wollten, eingegeben habe. Wie? darum, weil in St. Paulus erhitzter Einbildungskraft eine Verrückung vorgeht; weil es ihm einfällt, sich nach Jesu Christi Tode zu bekehren, ihm, den seine vermeinten Wunder nicht dazu bewegen konnten; weil er sich ferner vorsetzt, vierzehn Episteln an verschiedene Völker zu schreiben, und weil diese seine Briefe in den folgenden Jahrhunderten unter andern ihres gleichen, wie so viele alte Schriften, sind erhalten worden: darum will man mich zwingen, diese Bücher für Gottes Wort zu erkennen, und man will mich für gottlos halten, wenn ich das nicht glaube? Giebt nicht die Eintheilung der Bücher in proto- und deuterokanonische, zu erkennen, daß nur allein menschlicher Eigensinn sie

nach eigener Willkühr kanonisiret hat? Wie! es soll nur von der Phantasie der Menschen abhangen, zu erklären, daß ein Buch vom Himmel komme, und noch dazu nicht eher, als bis dies Buch eine gewisse Zeit lang so zu sagen sein Noviziat auf dem Erdboden gemacht hat! Man soll dieses Buch, in einem Zeitraum von vielen Jahrhunderten, bloß für ein gewöhnliches Werk eines ehrlichen Menschen angesehen haben, und plötzlich soll es kanonisiret und in die Reihe der von Gott eingegebenen Bücher gesetzt werden, weil es etwa eine Stelle enthält, die sich wider vermeinte neue Kätzer gebrauchen läßt? So ist es mehrern Büchern der Schrift gegangen, und unter andern den beyden letzten Bücher der Makkabäer, weil man einige Stellen daraus nimmt, um das Fegefeuer zu beweisen.

Es giebt in der That keine Thorheit, welche die Menschen nicht im Stande wären zu vergöttern; denn das ist ein Mittel, sich der Güter des ganzen Erdbodens zu bemächtigen, wenn man befugt ist, sich gewisse Eigenthumsrechte auf den Nothfall anzumaaßen. Jesus Christus selbst hätte uns nicht nur Bücher der heiligen Schrift geben sollen, sondern sie müßten auch von Fehlern der Abschreiber, Uebersetzer und Ausleger frey seyn; sonst kann sie selbst ein verständiger Indianer nur für gewöhnliche Bücher ansehen. Ein solches Mirakel wäre nothwendiger und vernünftiger gewesen, als einige Todte zu erwecken. Die verschiedenen Wunder, wenn sie wahr sind, konnten nur denen nützlich seyn, die sie erlebten; jenes aber würde durch alle Zeiten wirken. Die Verfasser der heiligen Bücher haben ihre Werke nicht für untrüglich ausgegeben. In jedem Fall

wären sie immer verbunden gewesen, ihre Sendung, und daß sie vom heil. Geiste erleuchtet worden, zu beweisen; allein weit entfernt, dergleichen sich anzumaßen, haben sie uns vielmehr ihre Bücher nur als gewöhnliche Schriften hinterlassen, und noch dazu als Werke, die sie an gewisse Völker, oder an besondere Privatpersonen schrieben. Bloß der Mangel an Büchern, das Bedürfniß einer gewissen Autorität, und kurz, ein menschlicher Bewegungsgrund hat sie vergöttert. St. Lukas schreibt an den Theophilus, und sagt ihm ganz ehrlich: weil er sähe, daß so viele Leute Bücher schrieben, so wäre ihm auch die Lust angekommen, eines zu schreiben. Quoniam quidem multi conati sunt ordinare narrationem, visum est mihi tibi scribere, optime Theophile. Luk. 1. V. 1 — 3. Und weit entfernt sich zu rühmen, vom heil. Geiste angetrieben zu seyn, sagt er vielmehr, er schreibe nichts, als nachdem er sich nach allem genau erkundiget habe.

Warum ist die Sprache der Schrift nicht natürlich? Warum immer Allegorieen und Mysterien? Darum, antwortet man, weil die Parabeln und die Allegorie dem Geschmack und der Schreibart der Morgenländer gemäß sind. Die heil. Schrift ist also nicht für uns, sondern für iene.

Damit sich ein Mensch von gesundem Verstande überzeugen könne, daß die Schrift ein unschmackhaftes Werk sey, darf er sich nur die Mühe geben, sie zu lesen. Er wird hier und da einige schöne Stellen finden; allein welches Buch ist durchgehends schlecht? Hat nicht auch der Koran seine Schönheiten? Die Schrift giebt an manchen Orten eine schöne Idee von

Gott,

Gott, aber auch öfter eine, die seiner ziemlich unwürdig ist. Sie macht ihn aller Arten von Leidenschaften, der Empfindlichkeit, der Reue und der Rachsucht fähig: sie läßt ihn mit der Schlange reden, und mit dem Satan im Buche Hiob. Er macht sich durch sein Betragen zum Gespötte: er sucht den Adam im irdischen Paradiese; es fehlt ihm besonders an Vorsichtigkeit; oft macht er etwas, und vernichtet es darauf in vielen Stellen; er wählt den Saul und verwirft ihn wieder. Wie unbeständig, wie leichtsinnig! Man lese Jonathans Geschichte. Gott war nur darum erzürnt, weil dieser unglückliche Sohn, der von dem Verbote seines Vaters nichts wußte, im Walde Honig gegessen hatte. Ueberdies ist die Schrift voll Widersprüche, weil der Verstand des Menschen, der ihr Verfasser ist, sich nicht immer gleich bleiben, und nicht alles gegenwärtig haben konnte. Gott sagt, daß er die Kinder wegen der Sünden ihrer Väter nicht strafen wolle; an einem andern Orte hingegen drohet er, die Wirkung seiner Rache, ich weis nicht bis in welches Glied, empfinden zu lassen.

Nimmermehr wird man das Geschlechtsregister, welches St. Matthäus von Jesu Christo anführt, mit dem im St. Lukas vereinigen können. Der eine Evangelist sagt, daß Jesus Christus um drey, und der andre, daß er um sechs Uhr gestorben sey. Der Vater Mauduit erwähnt in seiner Abhandlung über das Evangelium, daß das ein Fehler des Abschreibers sey; dies ist freylich die vernünftigste Entschuldigung, und das Beste, was man bey dieser Schwierigkeit sagen kann. Die Ausleger finden keine darinn, Fehler der

Abschreiber in der Schrift zuzugestehen, ohne zu bedenken, daß sie uns dadurch leicht in Versuchung führen könnten, zu glauben, daß die Bibel eben den widrigen Schicksalen, wie alle andere Bücher in der Welt, unterworfen seyn müsse. Wenn die Abschreiber in Absicht der Thatsachen Fehler begangen haben, so wird auch in Rücksicht der Lehrsätze eben das geschehen seyn, und unser Glaube soll also von der Nachläßigkeit der Kopisten abhangen. Die Kirchenväter haben alle diese Schwierigkeiten eingesehen, und uns sehr sinnreiche Erklärungen der Schrift gegeben, jedoch zugleich gestanden, daß viel Unterwerfung und Demuth dabey erfordert werde.

Der heil. Augustin vergleicht die Schrift mit einem großen Fluße, wo ein Lamm überall eine Fuhrt findet, der Elephant aber nirgends, und daher ersäuft. Allein, je mehr Ehrfurcht man vor der Gottheit hat, desto mehr muß man sich vor der Gefahr hüten, menschliche Erdichtungen für Gottes Wort zu halten. Ich verachte die Schrift nur darum, weil ich glauben würde, die Ehrfurcht, die ich meinem Schöpfer schuldig bin, zu verletzen, wenn ich Ihn auf eine so lächerliche und seiner so unwürdige Art reden und handeln ließe. Es ist abgeschmackt, zu sagen, daß die Wahl der von Gott eingegebenen Bücher von dem Eigensinne der Menschen abgehangen habe.

Ist es nicht unschicklich, daß auch die schlechtesten von unsern heutigen Theologen viel richtiger von Religionssachen reden, als die heil. Schrift selbst? Es ist eine Kätzerey, schlechtweg und ohne Unterschied zu sagen, daß Jesus Christus nicht so groß sey, als sein

Vater; dessen ungeachtet drückt sich die Schrift so aus, und Jesus Christus sagt selbst: Pater major me est, der Vater ist größer denn ich. Heißt das nicht, das Volk zum Irrthum verleiten, und hatten die Alten nicht recht, bey dieser Stelle zu behaupten, daß Jesus Christus unter Gott dem Vater sey? Die Schrift ist voll unrichtiger und der reinen Theologie widersprechender Redensarten. Man muß sich nicht wundern, wenn sie Gott mit den Menschen umgehen läßt, da sie uns Ihn sogar im Gespräche mit dem Satan, seinem Feinde, vorstellt. Dergleichen Umgang von beyder Art, ist der Idee von Gott gleich stark zuwider. Wird man denn nie müde werden, sich Gott als einen Könnig, als einen Vater, als einen Monarchen vorzustellen? Gott unterhält sich nur mit sich allein; er wohnt in einem unzugänglichen Lichte. Indem er uns bildet, giebt er uns zugleich alle Werkzeuge, die wir zu unsern Handlungen nöthig haben, und wir können nicht anders handeln, als nach den Regeln der Bewegung, von denen nur er allein der Urheber seyn kann. Was würde er uns also in seinen Unterredungen zu sagen haben, wenn er übrigens auch sogar der Idee, die wir von ihm haben können, nicht entgegen seyn wollte?

Man behauptet, die Bücher der Evangelisten wären erst nach den Episteln des heil. Paulus in der Kirche aufgenommen worden. Nichts ist ungereimter, als was uns die Schrift von Jesu Christo sagt, daß er vom Satan versucht worden, der ihn auf einen hohen Berg geführt, ihm alle Reiche der Welt gezeigt, und sie ihm zu geben versprochen hätte: Si cadens adoraueris me, **wenn du niederfällst und mich anbetest.**

Wenn man einen ähnlichen Schwank im Koran läse, so würde man über die Türken spotten; bey uns aber ist das eine der schönsten Sachen von der Welt. Die Versuchung Jesu Christi beweiset vielmehr den Ungrund seiner Gottheit, als die Stärke seiner Tugend. Wenn der Teufel, der ein Geist ist, den Sohn seines Schöpfers nicht kennt; wenn er ihn für schwach und ohnmächtig hält: so erlaube man es wenigstens den nicht so, wie der Teufel, erleuchteten Menschen so lange zu zweifeln, bis sie überzeugt sind. Und was will man denn mit dieser Versuchung sagen? Wenn der Teufel den Sohn Gottes kannte, so wußte er, daß er mehr als er, und Herr über alles wäre, was er ihm zeigen konnte, daß folglich seine Anträge unnütz seyn würden. Kannte er ihn aber nicht, wo ist alsdann das Verdienst des Sohnes Gottes, der selbst Gott ist, die Geschenke des Teufels auszuschlagen, und der Versuchung nicht zu unterliegen, da er die Quelle aller Tugend ist? Gewiß dies ist eine sehr unsinnige Schriftstelle.

Die Schrift sagt auf der einen Seite, daß uns Gott verdammen werde, wenn wir seine Gebote nicht halten, und auf der andern, daß wir ohne die Gnade nichts thun können. Sine me nihil poteſtis facere; non eſt volentis, neque currentis, ſed miſerentis Dei. **Ohne mich könnt ihr nichts thun. Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, Gottes Barmherzigkeit allein ist es.** Kann man begreifen, daß Gott uns straft, weil wir nicht gethan haben, was wir ohne ihn nicht thun können? Wie! Gott sollte uns hier sagen, daß wir nichts ohne die Gnade thun können, und dort sollte

er

er uns mißhandeln, wenn wir nicht ausgerichtet haben, was wir ohne ihn zu vollbringen nicht im Stande sind? ja, er sollte uns noch dazu zärtliche Vorwürfe machen, und uns sagen, es hätte nicht an ihm gelegen, daß er uns nicht allen nöthigen Beystand geleistet habe? Quid potui facere vineæ & non feci? Perditio tua ex te Israel. **Was habe ich am Weinberge thun können, und habe es nicht gethan? Israel, du bringst dich selbst in Unglück.** Welche Widersprüche! Wie wenig kann sich der Mensch in allen seinen Erfindungen verläugnen! Wenn er uns Gottes Macht und unsre Abhängigkeit von ihm zeigen will, so sagt er, daß wir ohne einen besondern Beystand seiner mächtigen Güte nichts thun können; und wenn er uns von der göttlichen Gerechtigkeit unterhalten will, so legt er die Schuld alles unsers Unglücks auf uns.

Die Schrift erklären, heißt Gott beleidigen. Wenn er geredet hat, so hat er ohne Zweifel gut geredet; wenn sie aber beständiger Erklärungen bedarf, so muß sie nicht Gottes Wort seyn: und soll ich den Erklärungen glauben, die mir Menschen von der Schrift geben, so ist es nicht mehr Gott, der mich unterrichtet, sondern es sind die Menschen. Wenn Gott zu uns geredet hat, so ist es nur geschehen, um uns das zu lehren, was wir von uns selbst nicht wissen konnten; die Schrift muß uns also nur darin unterrichten, was wir zu unserer Seligkeit nothwendig wissen müssen. Allein was für unnütze Fabeln stehen in der Schrift! Zu sagen, Gott rede, um uns die Geschichte von Hiob, von der Judith, und viele andere, die wir aus den Geschichtschreibern wissen können, bekannt zu

machen

machen! Wie lächerlich, vorzugeben, daß Gott sich selbst die Mühe gebe, zu reden, um uns diese Historien zu erzählen! Wenn die Epikureer über die schlechten Verse spotteten, die aus Delphi kamen, und estadelten, daß Apoll, der Gott der Poesie, unendlich weit unter dem Homer stände, der doch nur ein bloßer Sterblicher und noch dazu vom Apoll selbst begeistert gewesen wäre; so antworteten die Pfaffen: gerade die schlechten Verse bewiesen, daß sie von einem Gotte herrührten, der sich mit edlem Stolze über die Regeln und über die Schönheit des Stils hinwegsetzte. Die Philosophen ließen sich aber damit nicht abweisen, und um die Antwort lächerlich zu machen, führten sie das Beyspiel des Malers an, der ein Pferd, das sich mit dem Rücken auf der Erde wälzte, abbilden sollte. Er malte aber ein Pferd in vollem Laufe, und als man zu ihm sagte, das wäre nicht, was man von ihm verlangt hätte, das Bild umkehrte, und dabey ausrief: seht ihr da nicht ein Pferd, das sich auf dem Rücken wälzt? Auf solche Art hielten sich diese Philosophen über diejenigen auf, die, vermittelst einer gewissen umzukehrenden Art zu urtheilen, auf ähnliche Weise geschlossen haben würden, Apoll sey ein Gott, die Verse hätten gut oder schlecht seyn mögen. Die Deutlichkeit ist die vornehmste Eigenschaft, die eine Schrift haben muß. Man muß darüber erstaunen, daß der menschliche Geist genöthigt gewesen seyn soll, dem Geiste Gottes in der Schrift nachzuhelfen, desselben Redensarten zu mildern, und zu gestehen, daß er sich besser hätte ausdrücken können.

Achtes Hauptstück.

Von Jesu Christo.

Jesus Christus war ein Mensch, wie Muhammed. Die lebhafte Einbildungskraft der Einwohner in Asien und Afrika trug viel dazu bey, sie bis zum Enthusiasmus zu erhitzen, und daher kam es, daß Jerusalem so fruchtbar an Prophezeihungen war. Wenn wir Jesu Christi Verhalten betrachten, so kann man sich unmöglich überreden, daß er das gewesen sey, wofür wir ihn halten sollen. Er ist erschienen, sagt man, uns zu unterrichten, und uns selig zu machen, und dennoch hat er weder das eine noch das andere gethan. Er hat uns nicht unterwiesen, er hat auch keinen bekehrt. Er hatte zwölf Apostel, von denen ihn einer verrathen hat; die andern haben ihn verlassen. So bald ein mächtiger Arm sich seiner Person bemächtigte, behielt die Wirklichkeit über die Einbildungskraft die Oberhand. Hätte Jesus Christus damals Wunder verrichtet, so würde er in der That die Menschen belehret haben; er würde nicht bloß einige Jünger gehabt, sondern die ganze Erde würde vor ihm gezittert und sich seinem Herrn, der sich gezeigt, unterworfen haben, vorausgesetzt, es wäre möglich gewesen, daß Gott sich zum Menschen machte, um Menschen zu unterrichten.

Man kann es Jesu Christo nicht vergeben, daß er seine Pflicht nicht besser ausgerichtet; denn er hat uns weiter nichts, als einige moralische Sätze gelehret, welche die Heiden schon vor seiner Zeit auf eine

über-

überzeugendere und deutlichere Art vorgetragen hatten. Eine eigentliche Religionslehre hat er nicht gepredigt. Man untersuche die vornehmsten Wahrheiten des Glaubens. Jesus Christus hat nie ein Wort davon gesagt: nie hat er das Wunder seiner Geburt verkündiget, nie von der Dreyeinigkeit, den Sakramenten und der Erbsünde geredet: und dies sind doch die vier Punkte, worauf die christliche Religion beruhet. Man sage es nur aufrichtig heraus, es ist gewiß, daß Jesus Christus die Menschen nicht unterrichtet hat, und daß seine Reise so schimärisch und so unnütz ist, als keine andre; allein die Menschen wollen etwas Wunderbares und Himmlisches haben. Die Muhammedaner sagen: Muhammed sey bey seinem Leben in den Himmel aufgehoben worden; und die Christen lassen Jesum Christum von dort herunter kommen.

Gott schont also die Menschen sehr, weil er es nicht wagt, ihnen zu sagen, wer er ist. Jesus Christus ist dreysig Jahre auf dem Erdboden gewesen, ohne sich jemals erdreistet zu haben, kund zu machen, wer er sey; er hat es nicht eher, als in den drey letzten Jahren seines Lebens zu thun gewagt, und noch dazu niemals deutlich davon gesprochen. Was für eine Komödie! Jesus Christus als Mensch, war unumgänglich verbunden, zu sagen, daß er auch Gott sey; sonst hat er ja die Menschen während seines Lebens, und vornehmlich die dreysig Jahre über, da er stille schwieg, hintergangen, und er war allein an allen den Entheiligungen schuld, die man dadurch begieng, daß man ihm keine von den der Gottheit schuldigen Pflichten erwies, ja ihn zuweilen verachtete. Wie! Gott kommt

auf die Welt, und verrichtet daselbst nichts! Und er war doch Mensch geworden, um etwas zu verrichten. Er hat den Menschen nicht das geringste Denkmal seiner Ankunft, kein Buch, keine Spur hinterlassen. Soll ich mich deshalb auf einige eingenommene Personen berufen, die sogar nur erst ungefähr vierhundert Jahre nach seinem Tode, in der Kirchenversammlung zu Nicäa ihn für Gott erklärt haben? Meine Vernunft kommt von Gott, sie sagt mir, daß er nur Eine Person ausmachen kann; und dennoch behauptet man, er bestehe aus drey Personen. Soll ich aber glauben, daß es wahr ist, so kann ich doch wenigstens wohl verlangen, daß derjenige selbst, der mir meine Vernunft gegeben, und mich die Unmöglichkeit davon so deutlich einsehen läßt, mir sage, und mich versichere, daß es wahr sey. Er ist auf die Welt gekommen, es uns zu lehren; allein er hat es nicht gethan.

Ich darf mich also auf den Bericht einiger Menschen nicht der Gefahr aussetzen, in Abgötterey zu gerathen. Das Evangelium sagt: Jesus Christus hat, ehe er gestorben ist, sein Werk vollendet; indeß ist doch kein unvollkommneres zu finden.

Die Menschen sind noch in eben dem Stande, worinn sie vor der Ankunft dieses angeblichen Messias waren. Er hat keinen einzigen Punkt unsers Glaubens fest gesetzt, und doch hätte er sie vielmehr alle bestimmen sollen, um sein Werk vollendet zu haben. Denn die christliche Religion ist nur erst viele Jahrhunderte nach seinem Tode zu ihrer Vollkommenheit gelanget. Wenn Gott mächtig genug gewesen ist, die Welt ohne jemandes Beystand zu erschaffen, so hätte er auch gewiß

wiß die Macht gehabt, die Menschen zu zwingen, ihn vermittelst eines von ihm vorgeschriebenen Dienstes zu verehren. Dieser Dienst, den er von den Menschen gefordert hätte, würde deutlich, der Fähigkeit des ihnen verliehenen Verstandes gemäß, und keiner Verbesserung unterworfen gewesen seyn, weil man nur das verbessert, was schlecht gerathen ist, und weil Gott, nach meiner Vernunft, nichts schlecht machen kann. Gott würde alsdann ausdrücklich auf der Erde erschienen seyn, uns diesen wahren Dienst zu lehren: er würde ihn uns auch wirklich gelehret und einen unveränderlichen Charackter damit verbunden haben, der vor aller Anfechtung und Tadelsucht der Menschen sicher gewesen wäre. Von dem allen finden wir nichts. Die Schrift ist voll Allegorieen; sie hat Dollmetscher und Ausleger nöthig. Nein, das kann nicht Gottes Werk seyn. Er ist zu vollkommen, als daß er etwas Unvollkommenes hervorbringen könnte.

Wir wollen noch den Fall setzen, Gott hätte uns durch Menschen unterrichten wollen, so würde er sie inspirirt haben; Jesus Christus hingegen hat seine Apostel in groben Irrthümern gelassen: eine unstreitige Thatsache, die aus der Schrift erhellet. Sie haben alle Fehler begangen, sogar nachdem sie den heil. Geist empfangen hatten. St. Paulus überzeugte den Petrus von seinen Meynungen. Sie haben folglich alle, ein jeder für sich, falsche Lehren predigen können, und weil sie über Religionssachen in Streit geriethen, so konnten sie den heiligen Geist nicht alle in gleichem Maaße empfangen haben.

Eine jede allgemeine Kirchenversammlung hat eine oder die andere neue Glaubenslehre eingeführt; Jesus Christus hatte also seine Arbeit nicht vollendet. Nein, ich wiederhole es, so viele Widersprüche sind nicht Gottes Werk.

Weit entfernt, daß Jesus Christus im Tempel wider die unnützen Opfer der Juden geprediget haben sollte, hat er es vielmehr so wie die andern gemacht. Die heil. Jungfrau und Joseph haben, nebst ihm, am Reinigungstage Opfer gebracht; und er gieng an den heiligen Festtagen in den Tempel, um, nebst dem übrigen Volke, an den Opfern Theil zu nehmen. Gott, der auf der Erde war, die Menschen zu belehren, sagte ihnen nichts, und handelte eben so wie sie.

Was ist Jesus Christus nach der christlichen Religion? Die zweyte Person der Dreyeinigkeit, der es gefallen hat, Mensch zu werden, und sich bis zum Kreutzestode zu erniedrigen, um dem gerechten Zorne seines Vaters genug zu thun, um Mittler zwischen Gott und dem Menschen zu seyn, um die Sünde unsers Stammvaters zu tilgen, und uns anzuweisen, ihm künftig einen seiner würdigern Dienst zu leisten. Tot verba, tot errores, so viel Worte, so viel Irrthümer. 1. Man kann nicht sagen, Jesus Christus habe sich mit unsern Sünden beladen wollen, um seinem Vater genug zu thun, ohne bey Jesu Christo einen von dem Willen seines Vaters ganz verschiedenen Willen zuzugeben; er ist also nicht derselbe Gott, hat nicht dieselbe Natur; denn die Verschiedenheit des Willens ist ein Beweis von der Verschiedenheit des

Wesens. 2. Man kann sich nicht enthalten, den Vater hier als eine sehr aufgebrachte Person zu betrachten, den Sohn aber als ein gutgeartetes Kind, das alles thut, um ihn zu besänftigen. Wie schwach! wie lächerlich! Was für eine Rolle läßt man Gott spielen! 3. Was würde man von einem Professor denken, der mit so weniger Ordnung und Deutlichkeit lehrete, wie Jesus Christus? Was würde man von einem Gesandten urtheilen, der seinen Posten mit so weniger Sorgfalt verwaltete? Er hat Wunder gethan, sagt man. Wenn ich sie einräume, so würde alles, was man daraus folgern könnte, dies seyn, daß er diejenigen, welche die Wunder gesehen, überzeugt haben würde; allein ausserdem ist es gewiß, daß er keine verrichtet hat; denn wenn das geschehen wäre, so würde nicht das ganze jüdische Volk seinen Untergang befördert haben: tolle, crucifige eum, weg mit diesem, kreuzige ihn! War er nicht um dieser Nation willen gekommen? Sollte er nicht eine unzählige Nachkomschaft belehren, ohne einmal der damals lebenden Menge zu gedenken? Was hat er uns aber zu unserm Unterricht hinterlassen? Eine Kirchengemeine, das ist, Menschen wie wir, die damals nur eine kleine Anzahl sehr unverständiger Leute ausmachten. Gott hätte den Tod Jesu Christi nicht verordnen können, ohne zugleich die Sünde der Juden, die ihn tödteten, zu verordnen.

Wie glücklich ist man, wenn man alle Folgen eines Grundsatzes einsehen kann! Wir lesen im alten Testamente, daß Gott sich mit einzelnen Menschen unterredet hat, und von Mose heißt es sogar, daß er mit Gott wie ein Freund mit dem andern von

Angesicht zu Angesicht, und nicht durch Räthsel gesprochen habe, sicut solet amicus loqui ad amicum a facie ad faciem, & non in ænigmate. Inzwischen hat uns das neue Testament aus dem Irrthum gebracht, und uns belehrt, daß diese Unterredungen durch den Dienst der Engel wären gehalten worden; der vermeinte heil. Geist hat demnach entweder im alten Testamente nicht wahr geredet, oder er lügt im Neuen. Wenn diese Alten niemals mit Gott geredet haben, so waren sie also in dem Stücke betrogen; denn sie schmeichelten sich sehr, wirklich mit ihm zu sprechen. Unterdessen sprachen sie bloß mit Engeln, die ihre Anbetungen so gut als Gott selbst annahmen.

Der Verfasser der Schrift: Untersuchung der Wahrheit, 5. B. 5. Kap. sagt es verschiedenen Kirchenvätern nach, daß Jesus Christus, weil er die Gebrechen und die Unordnung der Natur vollkommen gekannt, denselben auf die für uns nützlichste und seiner würdigste Art, wie man sichs nur vorstellen könnte, abgeholfen habe. Wie viel Vorurtheile in diesen Worten! Sagen, daß Gott der Unordnung der Natur abgeholfen hat, heißt so viel, als sagen, daß Gott die Natur nicht gut gemacht habe. Ein Künstler bessert nichts an seinem Werke, als wenn er etwas daran unvollkommen findet. Hätte er es gleich mit einem Male gut gemacht, so hätte er nichts daran ändern dürfen. Und überdies, was hat denn Jesus Christus in der Welt verbessert? Die Menschen sind, man sage, was man will, noch eben so, wie sie sonst waren. Die heidnischen Weltweisen haben uns eine viel reinere Moral als Jesus Christus gelehrt, wie aus Cicero's Schrift

von den Pflichten erhellt. Eine Vermittelung setzt gegenseitige Schwachheit bey beyden Parthien voraus; man kann also nicht sagen, daß Jesus Christus der Mittler zwischen Gott und Menschen sey, ohne eine Unvollkommenheit nicht nur bey uns, sondern auch bey Gott zuzugeben. Die Katholiken vergessen zuweilen ihre Grundsätze, und sehen nicht alle Folgen davon ein. Jesus Christus hat uns nicht mit seinem Vater, als der ersten Person der Dreyeinigkeit, sondern mit Gott ausgesöhnet. Er ist der Mittler zwischen Gott und uns. Nun ist aber Jesus Christus eben so wohl Gott, als sein Vater; folglich kann er nicht Mittler, in Rücksicht Gottes, seyn, weil er sonst sein eigener Mittler seyn würde. Es ist lächerlich und dem Begriffe von Gott zuwider, wenn man sagt, daß er durch Opfer besänftiget werden könne. In den Augen Gottes ist der Verlust eines Thieres beym Opfer für nichts zu achten: allein die Menschen urtheilen von Gott beständig nach sich selbst. Wenn sie sind beleidiget worden, so werden sie durch die Rache befriediget, die ihren Feind schwächt und manchmal zu Grunde richtet. Da sie nun glaubten, Gott erzürnt zu haben, und ihn doch nicht an ihrer eigenen Person sich rächen lassen wollten, so hielten sie dafür, daß sie ihm Thiere an ihrer Stelle opfern müßten; allein Gott verlangt die Erhaltung, und nicht die Zerstörung seiner Werke.

Das Opfer Jesu Christi hat überdies etwas viel unwürdigeres und allen göttlichen Eigenschaften weit mehr entgegengesetztes an sich, als die heidnischen Opfer. Die Menschen lassen Gott Komödie spielen. Länger als vier tausend Jahre lassen sie ihn Opfer von Thie-

zen fordern; hernach aber ihn sagen, daß thierische Opfer sehr unnütz wären, und daß er allein das Opfer seines Sohnes verlange. Im alten Gesetze hatte er nichts davon gesagt; die Apostel verkündigten es im neuen. Welch ein schönes Geheimniß, den Abscheu und die Verachtung, die das Volk natürlicher Weise für einen Gehangenen empfindet, aus der Seele des Volks zu vertreiben! Und auch das Opfer des Kreutzes selbst ist eine wahre Komödie. Jesus Christus hat als ein Mensch unter dem Pontius Pilatus gelitten, passus sub Pontio Pilato. Er ist auch als Mensch gestorben. Nun ist es aber ein Glaubenspunkt, daß Jesus Christus in dem Augenblicke der Vereinigung der Menschheit mit dem Worte zur höchsten Seligkeit gelangt sey. Alle Kirchenväter belehren uns, es hätte mit Macht verhütet werden müssen, daß die Herrlichkeit Jesu Christi nicht auf das Volk zurück gestralet, und daß die Verklärung, anstatt ein Wunder zu seyn, vielmehr nichts anders, als ein unterbrochenes Wunder wäre. Wie hat denn nun Christus am Kreutze leiden können? Und wenn er nicht gelitten hat, wie sind wir denn erlöset worden? Antwortet man darauf, es sey nur gleichnißweise geredet, wenn man sage, Christus habe gelitten, so wie auch die Schrift nur im figürlichen Verstande erwähne, daß den Höchsten etwas gereuet hätte; so wird man sehen, daß die ganze christliche Religion gar nichts wesentliches hat, daß sie ganz metaphorisch ist, und folglich nur in der Einbildung ihrer Anhänger besteht. Man läßt Gott alles thun, was er kann, die Menschen selig zu machen. Quid potui facere vineæ meæ, & non feci? Was

konnte ich meinem Weinberg thun, und habe es nicht gethan? Man läßt ihn Mensch werden; man läßt ihn leiden. O wenn er gewollt hätte, so wären wir selig geworden; denn Gottes Wille kann nicht anders als wirksam seyn. Gott wollte uns aber auf solche Art nicht selig machen; also spielen die Theologen Komödie. Sie werden nimmermehr diese Schwierigkeit anders als durch Worte ohne Beweise auflösen können.

Wenn sich Jesus Christus gleich nach seiner vorgeblichen Auferstehung dem jüdischen Volke gezeigt hätte, so würde aller Streit ein Ende gehabt haben. Man kann nicht begreifen, warum Jesus Christus über 40 Tage nach seiner Auferstehung auf der Erde geblieben ist, und sich vor dem Volke verborgen gehalten hat. Er war blos darum auf die Erde gekommen, die Menschen zu unterrichten und ihnen seine Gottheit kundzu thun: nichts wäre leichter gewesen: er hätte sich nur dem Volke zeigen dürfen, und es würde ihn ohne Zweifel sogleich erkannt haben. Ist es nicht lächerlich, daß er seinen Aposteln befohlen hat, seine Auferstehung zu verkündigen, und zu sagen, daß sie Zeugen davon wären? Warum ließ er sich nicht öffentlich sehen? Das Volk mußte er zu Zeugen haben. Dadurch allein wäre es von seiner Gottheit überzeugt worden. Welche Komödie wird mit dem Leben, dem Tode und der Himmelfahrt Jesu Christi gespielt! Er hält sich dreyßig Jahre verborgen; wie schön beobachtet er sein Inkognito!

Er mußte sterben, um wieder aufzustehen, er war gekommen, um wieder von dannen zu gehen.

Was sind doch drey Jahre des Unterrichts, und noch dazu was für eines Unterrichts? Eine gute Anlage im Menschen von seiner Schöpfung an, würde mehr werth gewesen seyn. Es kam allein auf Gott an, sie ihm zu geben. Sie würde ihm nicht mehr gekostet haben, als eine künftige Menschwerdung des Worts. Er hätte dann seinen einzigen Sohn vor vielen Leiden und kleinen Kränkungen behütet, die er drey und dreyssig Jahre lang auf der Erde ausgestanden hat, und vornehmlich ihm den Schmerz und die Schmach einer unnützen Hinrichtung ersparrt. Die Menschen haben mehr dergleichen lustige Schauspiele aufgeführet. Sie lassen die Jungfrau zum Scheine sterben und einige Augenblicke hernach wieder auferstehen. Sie lassen sie gen Himmel fahren; allein sie hätten sie doch mit gewißen Formalitäten sterben lassen sollen. Wenn Jesus Christus gekommen ist, um sich zu erkennen zu geben, warum hat er es nicht gethan? Und wenn er nicht gekommen ist, sich zu offenbaren, warum ist er denn gekommen? Kann der Schmerz einen Gott mehr ehren, als die Freude? Warum behauptet man denn, daß Gott durch Jesu Christi Leiden sey geehrt worden? Ist er nicht eben so wohl der Urheber des Vergnügens als des Schmerzes? Die Begierde und der Hang der Menschen sich zu erheben, macht, daß, da sie Gott immer nach sich selbst beurtheilen, sie einen Sohn Gottes annahmen, ja sich sogar schmeichelten, daß Gott sie nach seinem Bilde und ihm ähnlich gemacht habe.

Man hat in allen Religionen, bey manchen besondern Veranlassungen immer gesagt: Expedit unum mori pro populo, es ist gut, wenn einer für das

Volk stirbt. Als bey den Römern der Hüter der heiligen Hüner, welcher dem Papirius eine falsche Wahrsagung gebracht hatte, durch einen Pfeil war getödtet worden, und man nicht wußte, woher dieser gekommen war; so rief der Konsul Papirius, der ohne Zweifel mehr Theil an diesem Vorfall hatte, als die Götter, laut aus: die Götter sind hier gegenwärtig; der Verbrecher ist gestraft; sie haben ihren Zorn auf den, der ihn verdiente, fallen lassen; wir haben nun alle Ursache, das Beste zu hoffen. Er ließ auch alsbald das Zeichen zum Angrif geben und trug einen vollständigen Sieg über die Samniter davon. — Warum haben die Apostel erst die Himmelfahrt und das Pfingstfest abgewartet, um die Auferstehung Jesu Christi zu predigen, da man sagen konnte: Hier ist sie? Quid potui facere tibi vineæ meæ & non feci? **Was konnte ich an dir, meinem Weinberge thun, und habe es nicht gethan?** Jesus Christus hat alles gethan, um zu verwirren, und die leichtesten Mittel vernachläßiget.

Die Propheten, sagt man, haben verkündiget, er würde von einer Jungfrau gebohren werden. Er ist auch, wie man sagt, von einer Jungfrau gebohren worden; wer konnte aber errathen, ob sie wirklich Jungfrau war? Sie hatte einen Mann, der Wittwer war und drey Kinder gehabt hatte. Es ist zu bewundern, daß die Väter im Ernste sagen: das sey geschehen, um den Teufel zu betrügen. Wenn nun aber der Teufel, der so listig ist, selbst nicht errathen konnte, daß Jesus Christus der Messias sey, wie haben es denn die Juden errathen sollen? Die Prophezeihungen wa-

waren also ziemlich dunkel, weil der Teufel selbst nicht daraus klug werden konnte. Da sehen wir also, auf was für eine menschliche Art Jesus Christus und die Apostel eine neue Religion einzuführen anfiengen. Sie haben sie aus der alten gezogen, non veni soluere, sed ad implere, ich bin nicht gekommen aufzuheben, sondern zu erfüllen; und obgleich bey Jesu Christi Tode alles vollendet, und die Synagoge zu allen Teufeln war, so giengen dessen ungeachtet alle Apostel und neuen Christen in den Tempel, eben so zu Gott zu beten, wie die Juden. Wenn sie predigten, sagten sie noch immer: Deus Abraham, Deus Isaac & Jacob. Petrus autem & Johannes accedebant in templum ad horam orationis nonam. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Petrus aber und Johannes giengen in den Tempel um die neunte Stunde des Gebets. Der Lahme, den sie gesund machten, gieng nicht in eine Kirche, Gott zu danken, sondern er trat mit den Aposteln in den Tempel, cum illis in templum. Wenn die christliche Religion sieben tausend Jahre dauert, so wird man alsdann einen gewißen Beweis ihrer Falschheit haben; denn St. Petrus sagt, wenn er vom Tode Jesu Christi und vom Pfingstfeste spricht: Hoc est quod dictum est per prophetam Joel, & erit in nouissimis diebus; effundam de spiritu meo super omnem carnem. Das ist es, was durch den Propheten Joel gesagt ist: in den letzten Tagen will ich meinen Geist ausgiessen über alles Fleisch. Man wird aber sehen, daß das nicht geschehen ist in nouissimis diebus, in den letzten Tagen. Sehen wir es nicht

auch?

auch? Denn, kann man sagen, daß das, was siebzehn hundert Jahre vor dem Ende der Welt geschieht, sich am Ende zuträgt?

Man sagt uns, das mosaische Gesetz sey ein strenges Gesetz, das neue aber ein Gesetz der Liebe. Das Beyspiel des Ananias und der Saphira beweiset aber das Gegentheil. Denn als drey Stunden nachher Saphira kam, warum fragte St. Petrus sie: Dic mihi, mulier, si tanti agrum vendidistis? Sage mir, Weib, habt ihr den Acker so theuer verkauft? War es an dem Exempel des Ananias nicht genug? Muß man nach dem Gesetze der Liebe tödten? Vielmehr hätte er zu ihr sagen sollen: Gutes Weib, lügt nicht, Gott hat nur jetzt erst euren Mann gestraft. Warum hat Jesus Christus niemals befohlen, ihn anzubeten? Er sagt vielmehr, daß man seinen Vater anbeten soll. — Sic Deus diligit mundum, ut filium suum unigenitum donet. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebohrnen Sohn gab. Wem gab er ihn? Gott hat also die Welt mehr geliebt als seinen Sohn.

Neuntes Hauptstück.

Von der Kirche und den Kirchenversammlungen.

Die Kirche ist nichts anders, als eine Gesellschaft von Menschen. Es giebt so viele Kirchen als verschiedene Religionen. Wenn ich die katholische für die einzige wah-

wahre Kirche ansehen soll, so frage ich, was sie für ein Kennzeichen hat, um dessentwillen ich sie dafür halten soll. Die katholische Kirche giebt sich für untrüglich aus; das muß sie mir aber beweisen. Sie kann nicht untrüglich seyn, weil alle Dinge eine unendliche Verknüpfung mit einander haben; und daher kommt es, daß man, anstatt unfehlbare Kenntniß bey ihr zu finden, vielmehr tausend Widersprüche in ihren Aussprüchen antrift.

Es sind Bullen vorhanden, worinn diejenigen, welche das Daseyn der Gegenfüßler behaupten, in den Bann gethan werden. Zwar macht man die Einschränkung und sagt, die Kirche sey nicht in Thatsachen, sondern nur im Rechte unfehlbar. Allein man sieht, daß diese Unterscheidung von der Schwachheit der Kirche herrührt. Man behauptet, daß sie in Thatsachen trüglich sey, weil man sie sonst leicht der Falschheit überführen könnte; denn Thatsachen lassen sich beweisen, da hingegen in Absicht des Rechts jeder seine Meynung hat. Die Kirche sollte in Thatsachen unfehlbar seyn. Es ist eine Thatsache, daß Jesus Christus gekommen ist. Es ist nicht mehr, nicht weniger eine Thatsache, daß der heilige Geist von so vielen Evangelien, die anfangs vorhanden waren, nicht mehr, als vier eingegeben hat. Wenn die Kirche in Thatsachen sich irren kann, so habe ich Ursache zu zweifeln, ob eß eine Schrift und einen Jesus Christus giebt.

Die Kirche hat kein offenbares Merkmal, wodurch sie von andern Versammlungen unterschieden wird; und ein solches Kennzeichen wäre doch nothwendig. Sind nicht die Menschen, einer wie der andere, ein

Werk

Werk Gottes? Welche Eitelkeit, oder vielmehr welche Schwachheit zu glauben, daß er diese mehr, als jene liebt? Nach diesem schönen System kann man sich nicht enthalten, sich Gott wie eine verblendete Mutter vorzustellen, die eine unvernünftige Vorliebe für einige ihrer Kinder hat.

Die Kirchenversammlungen sind ein Beweis von der Falschheit der Religion; denn was ist ein solches Konzilium? Eine Versammlung von Menschen, die, nach einem starken Wortwechsel, unter sich eins werden, der übrigen Welt diesen oder jenen Satz als eine von Gott geoffenbarte Wahrheit vorzustellen. Es kommt also lediglich auf die Phantasie der Menschen an, zu erklären, was geoffenbarte Lehrsätze sind.

Sind wir vernünftig, wenn wir andern Menschen solche Gewalt über unsre Vernunft zugestehn? Gewiß nicht. Da die christliche Religion in allen folgenden Jahrhunderten sich weiter ausbreiten sollte, so mußte sie in allen Punkten gewiß seyn, und alles hätte durch den Messias festgesetzt worden seyn müssen. Das Gegentheil ist ein Beweis von der Schwachheit des Menschen, der nicht allem zuvorkommen kann. Wenn der heilige Geist, wie man vorgiebt, den Konzilien vorstände, so würde man nicht so viele Partheyen und Zwistigkeiten dabey antreffen; sie würden auch nicht so lange dauern. Warum sollte denn der heilige Geist eher bey einer allgemeinen als bey einer besondern Versammlung gegenwärtig seyn wollen? Interessirt ihn denn eine Nation nicht genug? Wie viele Personen müssen denn beysammen seyn, um ihn zu interessiren? Woher kommt es also, daß Jesus Christus gesagt hat:

vbi erunt duo aut tres in meo nomine congregati; ibi ſum in medio eorum? Wo zwey oder drey in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich mitten unter ihnen. Die alten Konzilien waren nicht ſo viel werth, als eine einzige Verſammlung unſerer Geiſtlichkeit; jene waren aber untrüglich, und dieſe ſind es nicht. Auch die Nazional-Kirchenverſammlungen rühmen ſich, vom heiligen Geiſte erleuchtet zu ſeyn.

Da Gott bey ſeinen Handlungen immer die einfachſten Mittel erwählt, warum läßt man ihn denn ſo viele Geheimniſſe ſuchen? Er nimmt ſich die Mühe, Menſch zu werden, und lehrt uns nichts; er hat ſeine Apoſtel bey ſich, und läßt ſie ſo dumm zurück, wie ſie vorher waren. Kirchenverſammlungen, das iſt: Menſchen, lehren uns, was wir glauben ſollen. Nachdem ſie zuvörderſt tüchtig unter ſich geſtritten, ohne jedoch über das geringſte eins werden zu können, erklären ſie ſich endlich, aus Behutſamkeit, auf eine zweydeutige Art, wodurch oft beyde Partheyen Recht behalten. Nein, ſo ſpricht Gott nicht. Die Eingebung, oder der Beyſtand, den der heilige Geiſt der Kirche leiſten ſoll, iſt nichts als eine bloße Einbildung. Wenn der heilige Geiſt die Kirche erleuchtete, ſo würde man in derſelben nicht ſo viele Mißbräuche und widerſprechende Dinge ſehen; ſie würde niemals Leute in den Bann gethan haben, welche glaubten und behaupteten, daß unter unſern Füßen andre Menſchen wären. Man würde nicht ſo viele Bullen finden, die eine der andern entgegen ſind. Man würde nie zwey Päbſte geſehen haben, die einander in den Bann thaten, und,

was noch lustiger ist, Heilige von beyden Partheyen dieser beyden Päpste. Man würde auch in den Kirchenversammlungen nicht mit solcher Hitze und Hartnäckigkeit streiten, wenn man daselbst nichts ohne Eingebung des heiligen Geistes vornähme. Mit einem Worte, man würde gewiß nicht in der Kirche alle die ähnlichen Gebrechen wahrnehmen, die bey andern Sekten, sie heißen wie sie wollen, Statt finden. Jesus Christus hat seine geistliche Gegenwart nicht bloß den allgemeinen Konzilien, sondern auch den geringsten Gesellschaften versprochen: vbi erunt duo aut tres &c. wo zwey oder drey versammelt sind u. s. w.

Welche Eigenliebe, zu glauben, daß uns Gott vorzüglich zu seinem besondern Volke gewählt, und daß andere Menschen nicht dieselbe Gemeinschaft mit ihm haben! Auch das Vorgeben, daß Gott die Familie Abrahams ausersehen hätte, das ganze jüdische Volk auszumachen, ist ebenfalls eine seltsame Wirkung von dem Eigendünkel dieser Nation. Bey jedem Anfange einer Monarchie trift man immer etwas Fabelhaftes an, und der Himmel pflegt sich allemal dabey ins Spiel zu mischen.

Geld nehmen, um für Todte zu beten, und große Einkünfte aus einem Irthum ziehen, ist ein unheiliger Betrug und eine frevelhafte Auflage, womit man das unwissende und blinde Volk belastet. Gott ist eifersüchtig, sagt die Schrift. Ich will diesen Ausdruck hier nicht beurtheilen; allein ich frage nur, warum legen die Katholiken den Heiligen Vollkommenheiten von Gott selbst bey, oder scheinen es doch zu thun? Ohne von der Verehrung zu reden, die sie ihnen widmen,

men, richten sie auch ihr Gebeth an sie, gleichsam als wenn die Heiligen sehen könnten, was in dem menschlichen Herzen vorgeht. O nein, sie haben darum ihre Natur nicht geändert, weil sie Heilige sind, und Gott theilt mit niemand seine Unermeßlichkeit und die übrigen Eigenschaften seines göttlichen Wesens. Wenn Christen nach Sina kommen, so lachen sie über die Ehrenbezeigungen, die man der Statue und den Bildnissen des Kon-fut-see erweiset. Die Sinesen hingegen lachen ihrer Seits, wenn sie vor den Bildern der Heiligen opfern sehen, und Litaneyen singen hören, wobey man paarweise spatzieren geht; kurz, wenn sie bey uns Dinge sehen, die uns heilig scheinen, ihnen aber ganz abgeschmackt vorkommen, so wie sie uns selbst dünken würden, wenn wir nicht daran gewöhnt wären. Bloß der Stolz der Gelehrten hat so viele neue und verwickelte Fragen in die christliche Kirche eingeführt, und das Volk gezwungen, ihre Meynungen für alte Offenbarungen anzunehmen, obgleich im Alterthum keine Spur davon anzutreffen ist; hingegen hat die Habsucht und die Ehrbegierde einiger andern die Lehrsätze aufgebracht, die ihren zeitlichen Vortheilen günstig sind. Der römische Hof erregt Ehrfurcht vor dem Ablaß und den Dispensationen; man höre einmal auf, sie zu kaufen, so wird man uns bald vorpredigen: Gott nehme keinen Menschen von der Beobachtung seines Gebots und des von dem heiligen Geiste seiner Kirche vorgeschriebenen Gesetzes aus.

Ein redlicher Indianer kommt in Europa an. Er erhebt seine Stimme, und fragt alle Menschen: wer wird mich von der Wahrheit der göttlichen Offenba-

rung

rung versichern? Wer von euch hält sich für unfehlbar? Die römische Kirche erscheint; ich, sagt sie, ich bin unfehlbar! Der Indianer schickt sich an, sie weiter zu hören; vorher aber fragte er sie: was für einen Beweis sie ihm von der Unfehlbarkeit geben könne, mit der sie sich schmeichle? Die Schrift ist mein Beweis, antwortet die Kirche. Was ist das, die Schrift? erwiederte der Indianer. Ein von Gott eingegebenes Buch, sagt die Kirche. An welchem Merkmal erkenne ich das? fragt nochmals der Indianer. Ich selbst, antwortet die Kirche, ich selbst versichere euch das. — Was soll nun der Indianer thun, wenn er eben so verständig als redlich ist? Darf er wohl noch weiter fragen?

Verschiedene Gemeinen der römischen Kirche werfen einander vor, daß ihre Lehre verfälscht und kätzerisch sey. Alle sind nicht über den Punkt eins, wer eigentlich die Autorität habe, die Glaubenslehren zu bestimmen und kund zu machen: ob der Papst, oder das allgemeine Konzilium? oder ob weder der eine, noch der andere Theil, jeder für sich allein betrachtet, sondern beyde, der Papst und das Konzilium zusammen, dazu befugt sind? Wenn alles dieses gewiß wäre, wie viele Schwierigkeiten würde man dabey nicht antreffen? Die Kirche macht Anspruch auf die Ehre, katholisch, das ist, allgemein zu seyn; allein sie ist doch nichts, als nur eine sehr kleine Versammlung in Rücksicht auf diejenigen, die ausser ihrem Schooße sind; und Jesus Christus hat seine Gemeine selbst eine kleine Heerde, pusillum gregem, genannt. Man sage also nicht, daß die, welche sie nicht kennen, sich absondern;

denn

denn man kann die Kirche vielmehr selbst des Absonderns beschuldigen. Irrthümer entstehen nicht plötzlich; die Kirche hat sich auch erst nach und nach gebildet, und die Geheimnisse waren ehemals nicht so zahlreich, als heutiges Tages. Gott würde sich so nicht verhalten haben, wenn er wirklich eine Lehre geoffenbart hätte. Die Fortschritte der Kirche sind ganz menschlich. Man fieng an, das Volk zu einer Zeit zu verführen, da man keine gedruckten Bücher hatte, da die Einbildungskraft allein herrschte, und da die ausschweifendsten Träume Anhänger fanden. Die Verschiedenheit in Meynungen war nach dem Geschmacke des damaligen Jahrhunderts.

Gleich Anfangs verführte man durch den äusserlichen Schein der Uneigennützigkeit und durch eine Lehre, die etwas Wunderbares an sich hat. Weit entfernt, daß das Volk eine seinen Sinnen widersprechende Religion nicht annehmen sollte, ist sie vielmehr eben um dieses Punktes willen nach seinem Geschmacke; sie würde nichts Wunderbares an sich haben, wenn sie nicht die Sinnen empörte. Man sehe die Sache an, von welcher Seite man will, genug das Volk muß etwas Wunderbares haben, es mag nun den Sinnen schmeicheln, oder nicht. Es liebt das, was über seinen Horizont erhaben zu seyn scheint, und glaubt, daß man ihm einen höhern Rang giebt, wenn man ihm etwas sagt, das es nicht begreift. Man stellte ihm zwar einen Gekreuzigten vor; allein dieser Gekreuzigte hatte, wie man ihm sagte, Wunder gethan, er war auferstanden und gen Himmel gefahren, er war Gott, und nur um der Menschen willen in diesen elenden

Bayerische Staatsbibliothek München

Zustand gerathen. Auf diese Art erwarb man sich das Mitleiden und die Leichtgläubigkeit des Volks, das zum Nachdenken und Untersuchen unfähig ist; die Prediger sprachen mit Eifer, und weil sie es so oft sagten, glaubten sie vielleicht zuletzt selbst, die Wahrheit zu sagen. Der Tod, den sie mit Standhaftigkeit litten, erweckte das Mitleiden und Vertrauen des Volks. Die Verehrung, die man der Asche der Heiligen erwies, schmeichelte seiner Eitelkeit. In der Folge nahmen einige Personen von Verstande diese Religion an, entweder aus Unbeständigkeit, oder um Sonderlinge zu seyn, oder aus einer gewissen Begierde, bey einer neuen Anstalt sich hervor zu thun, oder auch, weil sie das Lächerliche ihrer bisherigen Religion einsahen. Oft stürzt uns die Furcht vor einem Uebel in ein ärgeres. Eben so haben Könige, bey gewissen besondern Umständen, aus Begierde eine Schlacht zu gewinnen, das Versprechen gethan, die christliche Religion anzunehmen; und wenn dieses Gelübde ihre Hitze im Streite erweckt hatte, so wurden die Soldaten durch ihr Beyspiel dergestalt zum Kampfe angefeuert, daß die über ihren erneuerten Muth erstaunten Feinde sich überwunden sahen.

Mit einem Worte: damals, als die Könige zum Christenthum traten und ihre Völker ihnen mit Eifer nachfolgten, ist die Kirche mächtig geworden, und hat nach und nach die äussere armselige Gestalt abgelegt, die sie um des Volks willen angenommen hatte. Die geistlichen Häupter glaubten verbunden zu seyn, wie die Könige zu leben, die sich, als sie ihre Lehre annahmen, auch ihrem Eigensinn unterwarfen. Endlich bemei-

meisterte sich die Kirche Rom's, und schmeichelt sich berechtigt zu seyn, über die ganze Erde zu herrschen; denn es giebt nichts, wozu eine erhitzte Einbildungskraft nicht fähig wäre. Selbst die Zauberer glauben wirklich nach dem Blocksberg zu reisen.

St. Paulus, der durch einen Zufall mit dem Pferde stürzte, glaubte die Stimme Jesu Christi zu hören, die ihn zur Rede setzte, warum er seine Jünger verfolgte. Die Furcht, die ihn überfällt, macht, daß er etwas zu hören glaubt, was er in der That nicht hört. Aus einem Verfolger wird er ein Apostel und prediget das Evangelium, vielleicht im besten Wohlmeynen. In der Folge verleitet ihn seine erhitzte Einbildungskraft zu glauben, er sey in den dritten Himmel entzückt worden; ja, er schmeichelt sich, daß ihn Jesus Christus persönlich unterrichte. Er rühmt sich dessen bey seinen neuen Glaubensgenossen, die ihn sogleich als eins ihrer ersten Häupter betrachten. So ward derjenige, welcher bey Lebzeiten Jesu Christi nie Verlangen getragen hatte, ein einziges seiner vermeynten Wunder zu erforschen, plötzlich durch einen Fall bekehrt, und verwandelte die Schande, ein schlechter Reuter zu seyn, in ein Wunderwerk. Freylich hat es noch nie etwas Lächerliches gegeben, das nicht seine Anhänger gefunden hätte: welches billig diejenigen demüthigen muß, für welche der Beyfall der Menschen so schmeichelhaft ist.

Die heidnische Religion war ehemals über den ganzen Erdboden ausgebreitet, und sie erhält sich noch in den weitläufigen Ländern des Orients. Ich will nur ein Dutzend Menschen nehmen und ihnen einbil-

den, nicht die Sonne leuchte uns und mache Tag; dann zweifle ich nicht, daß nicht allein diese zwölf Personen, sondern ganze Nationen mir Recht geben werden. Ein Gedanke sey noch so lächerlich, man muß nur das Mittel ausfindig machen, ihn eine Zeitlang zu behaupten, so wird er alt und ist hinlänglich bewiesen. Auf dem Parnaß war eine Oefnung, aus welcher ein Dampf hervorkam, der die Ziegen zum Tanzen brachte, und der in den Kopf stieg. Es kann seyn, daß einmal einer, der davon schwindlich geworden, allerhand zu schwatzen anfieng, ohne zu wissen, was, und daß zufälliger Weise etwas Wahres darunter gewesen ist; gleich muß etwas Göttliches in dieser Ausdünstung seyn; sie enthält die Wissenschaft des Zukünftigen, und man fängt an, sich der Oefnung nicht anders, als mit Ehrfurcht zu nahen. Nach und nach werden gewisse Ceremonieen dabey eingeführet. Auf diese Art entstand das Orakel zu Delphi; und da es seinen Ursprung aus einer heiligen den Kopf benebelnden Ausdünstung hatte, so mußte auch die Pythia schlechterdings in Wuth gerathen, um prophezeihen zu können. Es darf aber nur erst ein Orakel im Gange seyn, so kann man leicht denken, daß ihrer tausend aufkommen werden; denn wenn die Götter dort reden können, warum sollten sie es nicht auch hier? Das von dem Wunderbaren der Sache eingenommene und nach dem davon gehoften Nutzen begierige Volk, wünscht nichts mehr, als an allen Orten Orakel entstehen zu sehen; und hernach kommt zu allen diesen Orakeln noch das Alterthum hinzu, welches ihnen die besten Dienste leistet. Zu dem allen muß man auch noch hinzurechnen,

daß

daß zur Zeit der ersten Einführung so wohl der Götter, als der Orakel, die Unwissenheit noch viel grösser war, als in der Folge. Die Philosophie war damals noch ungeboren, und die ausschweifendsten Arten des Aberglaubens hatten noch keinen Widerspruch von ihr zu befürchten. Es ist zwar wahr, daß der gemeine Mann niemals sehr aufgeklärt ist; indessen läßt doch die Rohheit, die überhaupt sein unterscheidendes Kennzeichen ausmacht, einigen Unterschied nach den Jahrhunderten zu. Wenigstens giebt es deren, wo alles Pöbel ist; und solche Zeiten sind unstreitig zur Einführung von Irrthümern die günstigsten. Auf solche Art hatte Alexander, dessen Leben uns Lucian so angenehm beschreibt, die Griechen so lange Zeit mit seinen Schlangen zum Besten. Ehe er seine Ceremonieen anfieng, rief er: Die Christen heraus! Worauf das Volk wie in einer Art von Chor antwortete: Die Epikureer heraus! Nach dem Strabo gab es in allen Religionen nichts lustigeres, als die Wallfahrten, besonders die, welche um die Zeit gewisser Feste zum Serapis angestellt wurden. Man sollte nicht glauben, sagt er, wie viele Menschen auf dem Kanal bey Alexandrien nach Canopus oder Canapus, wo dieser Tempel ist, hinunter fahren. Tag und Nacht sieht man nichts, als Schiffe voll Männer und Weiber, die Gesänge anstimmen, und sich mit aller möglichen Freyheit belustigen. An dem Kanal liegen unzählige Wirthshäuser, wo die Reisenden einkehren, und alle Bequemlichkeit zu ihren Ergötzungen finden. Daher scheint auch der Sophist Eunapius, ein Heide, diesen Tempel sehr zu bedauren, und beschreibt uns das unglück-

liche Ende desselben mit ziemlicher Bitterkeit. Er sagt, daß Leute, die nicht einmal vom Kriege reden gehört, sich dennoch sehr tapfer gegen die Steine des Tempels und hauptsächlich gegen die reichen Opfer, womit er angefüllt gewesen, bewiesen hätten; daß man in diese heilige Oerter Mönche gelegt hätte: ehrlose und unnütze Leute, die, wenn sie nur ein schwarzes und schmutziges Kleid trügen, eine tyrannische Gewalt über die Gemüther der Menschen sich anmaßten; und daß diese Mönche anstatt der Götter, welche man dort nach dem Lichte der Vernunft sähe, Köpfe von Räubern, die wegen ihrer Verbrechen hingerichtet worden, zur Anbetung aufstellten, nachdem man sie vorher eingesalzen hätte, damit sie dauren sollten. — So geht dieser Schriftsteller mit den Mönchen und mit den Reliquien um.

Die Kirche ist unumschränkte Gebieterin über den Glauben, und unterwirft sich nur zum Schein der Autorität der Schrift. Da die Kirche dem alten Gottesdienste so viel zugesetzt und abgenommen, als ihr beliebt hat; so ist sie auf ein Mittel gefallen, wodurch sie das, was sie gethan, behaupten kann, ohne der Schrift zu nahe zu treten. Indem sie nemlich lehrt, daß die Kirche der heiligen Schrift unterworfen sey, giebt sie zu gleicher Zeit vor, daß es der Kirche zukomme, die Schrift auszulegen. Die Schrift kann also nichts sagen, als was der Kirche gefällt, sie sagen zu lassen, und jene hat nur einen leeren Titel von Ehre und Ansehen, da hingegen diese die oberste Gewalt und die vollkommenste Unabhängigkeit besitzt. Es ist damit eben so, wie mit den gesetzlichen Verordnungen

gen einer königlichen Rathsversammlung beschaffen. Es kommt auch den Christen gar nicht einmal zu, die Schrift weder zu prüfen, noch zu lesen; die Kirche wird sie schon an ihrer Stelle lesen und untersuchen, und ihnen sagen, daß das, was sie lehrt, aus der Schrift genommen sey, daß es ihnen bloß gebühre zu glauben, und daß sie, wenn sie nicht glauben, verdammt werden. Vortreffliches Mittel, dessen sich die Kirche bedient, damit wir dem folgen sollen, was sie uns lehrt! Sie will also nur nach der von ihr selbst ausgelegten Schrift gerichtet seyn. Sie ist gleichsam eine Person, die sich dem Gesetze unterwirft, aber dabey verlangt, daß kein anderer, als nur sie allein, dies Gesetz erklären und untersuchen, ja nicht einmal lesen dürfe. Die Schrift ist also gänzlich der Kirche unterworfen, weil sie der Tradition, die lediglich von der Kirche abhängt, unterworfen ist. Wie unglücklich waren die Reichen in den ersten Zeiten der Kirche und nach dem Evangelium, und wie glücklich sind sie heutiges Tages nach der Praxis der Kirche! Denn wenn jetzt ein Reicher stirbt, so betet die ganze Kirche für ihn und legt Trauerkleider an. Die Priester schreyen sich heiser, und die Kerzen werden nicht gespart. Ueberall lieset man Messen, versteht sich für baares Geld; und gleichsam als wenn das Opfer Jesu Christi nicht für einmal genug wäre, so wird es einige tausendmale erneuert. Stirbt hingegen ein Armer, so sieht man ihn für einen Hund an; ein elendes hölzernes Kreutz macht das ganze Leichengepränge aus. Man wirft ihn in einen Winkel des Kirchhofs, und nun lauf, wohin du willst! Nicht einmal das geringste Gebet für

seine Seele! Er hat kein Geld, so etwas zu bezahlen. — Das heißt genug gesagt!

Zehntes Hauptstück.

Von den Kirchenvätern.

Die Nachwelt pflegt die marmornen und anderen Denkmäler des Alterthums heilig zu halten, und wir haben natürlicher Weise Ehrfurcht vor dem, was so lange vor uns gewesen ist. Wie viele geschickte Leute giebt es nicht, die in unsern Tagen mit mehrerer Gelehrsamkeit, Wohlredenheit, Nachdruck, richtigerer Urtheilskraft und Präcision geschrieben haben, als ein Augustin und Hieronymus! Dessen ungeachtet lege man auf die Wage des Pöbels den Namen des Augustinus in die eine, und die Namen einiger neuern in die andere Schale; gewiß wird viel daran fehlen, den einzelen Namen des erstern steigen zu sehen. Indessen waren die Kirchenväter doch nur Menschen, wie andere; ihre Schriften sind voll Irthümer; und, selbst als Christ zu reden, ist keiner unter ihnen, der nicht auf verkehrte Meynungen gerathen seyn sollte. St. Cyprian hat behauptet, daß die Taufe der Christen unnütz wäre; St. Hieronymus und St. Augustin haben einen grausamen Streit wegen einer Religionssache mit einander gehabt. Wenn der heil. Geist sie erleuchtet hätte, so wäre dergleichen Zwist nicht vorgefallen, sondern er würde sie beyde auf gleiche Weise begeistert haben.

Die

Die ältesten Kirchenväter waren von der Religion ihrer Vorfahren abgefallen. Sie haben in die christliche Religion die Irrthümer ihrer Philosophie und den größten Theil der Gewohnheiten des Heidenthums eingeführt. Eine Verrückung der Einbildungskraft zu einer Zeit, die an Sekten fruchtbar war, und wo man es für eine Ehre hielt, gewissen Partheyen anzuhangen, dies war die wirkende Gnade, von welcher ihre Bekehrung herrührte. Die Kirchenväter haben sich nicht genau und richtig ausgedrückt, und immer in einem redneriſchen und allegoriſchen Stil geſchrieben. Die Allegorie gefällt dem Pöbel, und erregt seine Bewunderung. Man folgt immer dem Geſchmack und dem Genie seines Zeitalters. Damals, als die Allegorie Mode war, sprach jedermann in Gleichnissen; allein noch einmal, die Allegorie ist bloß eine Figur der Einbildungskraft, die nichts beweiſet. Der gemeine Mann, welcher von Natur Ehrfurcht vor dem Alterthum hat, betrachtet die alten Väter als ausſerordentliche Menſchen, die mit dem heiligen Geiſte Gemeinſchaft hatten, so wie er glaubt, daß sich die Patriarchen mit Gott unterredeten. Das Volk denkt in diesem Stücke nicht gut genug von sich selbst. Es weis nicht, daß vor Gott, wie die Schrift sagt: kein Ansehen der Person gilt; alle sind ihm gleich lieb; er ist unser gemeinschaftlicher Vater, und er hat sich so wenig mit den Alten vertraulich unterhalten, als er es mit uns thut. Die Schrift sagt uns das nicht von den Engeln, was uns Menschen davon sagen, besonders Dionysius in seiner Hierarchie. Woher mag er wohl die schönen Sachen genommen haben?

Eilftes Hauptstück.

Von den Sakramenten.

Alles im alten Testamente war Figur und Ceremonie. Die Menschen waren, nach der mosaischen Anordnung, viel weniger damit beschäftigt, ihre Sitten zu bilden, als ihren Körper zu reinigen. Gott, der hauptsächlich an dem Zustande unsers Geistes Theil nimmt, hatte sich selbst, wenn wir den Juden glauben wollen, umständlich über die Reinigungen erkläret, die uns im Koran verächtlich, in der Bibel aber ehrwürdig vorkommen. Die Apostel hatten diesen äusserlichen Gottesdienst nicht fahren lassen; einige wollten die Beschneidung beybehalten, andre predigten den neuen Christen den Unterschied der Fleischspeisen, und überhaupt verboten alle versammelte Apostel, Blut von Thieren zu genießen; welches so ausdrückliche und von der untrüglichsten geistlichen Versammlung ausgesprochene Verbot jedoch in der ganzen Christenwelt übertreten wird. Die Nachfolger der Apostel sind den Ceremonien nicht so sehr ergeben gewesen, als diese ersten Diener des Evangeliums; inzwischen besteht doch die erste Pflicht des Christen in einer Ceremonie. Er muß sich waschen, wenn er selig werden will; sonst ist der Himmel für ihn verschlossen.

Der Grund dieser Ceremonie ist ein Apfel. Diese von einem Weibe genossene Frucht macht uns in Gottes Augen strafbar; allein worin besteht unser Verbrechen? Weil wir von einer Mutter geboren sind, die

wir

wir uns nicht selbst gewählt haben. Dieser vom Baume der Erkenntniß gebrochene Apfel erregt den Zorn der Gottheit so sehr, daß nur ein einziges Mittel übrig bleibt, ihn zu besänftigen. Gott ist zugleich dreyfach und einig; eines seiner drey Wesen sondert sich ab, und wird Mensch; man läßt diesen Gottmenschen zwischen Räubern sterben; seine Gottheit unterwirft sich dieser Schmach; indem er stirbt, wird Gott besänftigt; er öfnet den Menschen den Himmel. Dieser Tod, welcher der daran theilnehmenden Gottheit so viel gekostet, und sie tausendfachen Beleidigungen ausgesetzt hat, ist noch dazu dem menschlichen Geschlechte ganz unnütz, wenn nicht ein Priester ein Glas reines Wasser über unsern Kopf ausschüttet; so bald aber dies geschehen ist, sind wir mit eben so wenigem Grunde losgesprochen, als wir verdammt waren. Diese Ceremonie, da wir von Verbrechen gewaschen werden, die wir nicht begangen haben, ist nur noch einer kleinen Anzahl von Völkern bekannt; allein alle Nationen, die sie nicht angenommen haben, sind in den Bann gethan, und der Teufel wird sie immer in seiner Gewalt haben, so lange er das Glas Wasser entfernt hält. Einige Priester, die von einem blinden Eifer geleitet werden, laufen die Welt durch, und predigen die Nothwendigkeit dieses Glases voll Wasser. Wenn die Kinder der Wilden sterben, so glauben diese Pfaffen sie gen Himmel zu schicken, wenn sie ihnen verstohlner Weise einige Tropfen Wasser zuspritzen. Gott, der die Menschen wie die Blätter abfallen sieht, verschließt ihnen ohne Barmherzigkeit die Pforte zum Sitz der Freuden, wenn ihr Kopf immer trocken geblieben ist.

Doch

Doch die Taufe ist nicht die einzige Bedingung, die unsern Seelen das Paradies öfnet. Zwar so lange wir Kinder sind, ist diese Ceremonie hinreichend, uns zum Himmel zu führen; allein so bald sich unser Verstand entwickelt, müssen wir diesen Gott wirklich oder figürlich essen; denn die Früchte seines Todes hangen mit einem Stückchen Brod zusammen. Ueberdies muß man auch trinken; denn es heißt, nach einigen Seckten, den Himmel nur halb gewinnen, wenn man trocknes Brod verzehrt; und dies ist das zweyte Sakrament. Das dritte besteht in einigen Ceremonieen, durch welche man einem Menschen die Macht ertheilt, Jesum Christum vom Himmel herunter in ein Stück Brod kommen zu lassen. Diese Ceremonieen, die in Worten, Zeichen und Salbungen bestehen, drücken, nach der Meynung einiger Christen, einen unauslöschlichen Charackter ein. Andere hingegen, die etwas von diesen Formalitäten abgeschnitten haben, begnügen sich daran, dem neuen Priester die Hände auf den Kopf zu legen, und glauben nicht, daß diese Ceremonie den Namen eines Sakraments verdiene. Die Beschreibung, die wir jetzt mitgetheilt haben, ist hinreichend, das Lächerliche der Sakramente vor Augen zu legen. Die übrigen, als, die Firmelung, die Ehe, und die letzte Oelung, enthalten eben so viel Ungereimtes. Sie haben das mit den andern gemein, daß sie der Religion ganz unnütz sind; und dies entdeckt ihren Ursprung zur Gnüge, welcher kein anderer als der Eigensinn, die Blindheit und Schwäche des menschlichen Geistes seyn kann. Wie können denn aber, wird man mir sagen, Menschen, die Verstand haben, sich von so lächerlichen Meynungen einnehmen lassen?

Sehen denn die meisten von denen, die denken können, das Lächerliche des Christenthums nicht ein? Ja, aber sie denken richtig und reden schlecht; die Freyheit fehlt ihnen, und sie müssen sich in die Zeit schicken. Ueberdies muß man den menschlichen Geist schlecht kennen, wenn man glaubt, daß er, sey er auch noch so erhaben, vor abgeschmackten Meynungen sicher sey. Alles ist bey uns maschinenmäßig; die ersten Eindrücke sind öfter so lebhaft, daß sie den Verstand gemeiniglich unter das Joch bringen, und endlich zu einer Art von Raserey werden. Eine unmäßige Anstrengung des Verstandes verrückt ihn, und macht, daß wir uns einbilden, Könige, Götter u. s. w. zu seyn.

So ist der Zustand der Menschen, in Absicht der Religion, beschaffen. Sie haben sich über das Christenthum die Einbildungskraft erhitzt, und ihr dadurch angegriffener Verstand hat sich ohne Zurückhaltung von den lächerlichen Ideen, die ihn überraschen, hinreissen lassen. Von dem allen liefern uns die übrigen Religionen offenbare Beweise. Wir Christen zweifeln nicht, daß der muhammedanische Glaube lächerlich sey, und die heidnischen Ceremonien kommen uns sehr abgeschmackt vor; aber doch ist es gewiß, daß es Leute von erhabnem Geiste, und in ihnen wahre Anhänger der Meynungen der Muhammedaner gegeben hat und noch giebt. Eben so wenig kann man läugnen, daß das Heidenthum nicht auch eifrige und aufgeklärte Verehrer gehabt haben sollte. Was nun bey den Türken geschieht, kann das nicht auch bey uns geschehen? Mit einem Wort, das Ansehen der ganzen Welt darf unsrer Vernunft nicht die Wage halten. Diese ist das Licht, das uns Sicher-

cherheit geben muß. Selbst die, welche sie bestreiten, haben sie dazu nöthig, um die Schwäche derselben zu zeigen. Die Religionen, die das Zeugniß der Vernunft für kraftlos halten sollten, würden zugleich die Zahl ihrer Stützen vermindern. Nur vermittelst der Vernunft können sie fordern, daß sich unser Geist unterwerfen soll. Es muß ein deutlicher Beweis vorhanden seyn, wenn wir eine Lehre, oder eine Thatsache glauben sollen; denn glauben heißt nicht, eigentlich sagen: ich glaube; sondern es heißt, versichern, daß man eine Sache deutlich einsehe. Wenn mir eine Religion sagt, daß Dinge, deren Falschheit ich offenbar erkenne, dennoch wahr sind; so veranlaßt sie mich von dem Augenblick an, die Ursachen in Zweifel zu ziehen, die mich bewegen, sie anzunehmen, und diese Ursachen können nach ihren eigenen Grundsätzen falsch seyn. Kurz, das Wesen, das uns erschaffen hat, besitzt nicht weniger Vernunft, Billigkeit und Güte, als wir; nun würden wir uns aber für ungerecht, unvernünftig und böse halten, wenn wir verlangten, daß man solchen Ideen Beyfall geben sollte, die ihren deutlichen Beweis nicht mit sich führten.

Zwölftes Hauptstück.

Von der Dreyeinigkeit.

Wir haben in den vorhergehenden Hauptstücken gesehen, daß die erste Eigenschaft, die eine gute Religion haben muß, wenn sie wahr seyn soll, darinn besteht, daß

daß sie uns nicht eine falsche Idee von Gott geben müsse; weil Gott sonst sich selbst zuwider seyn würde, um so mehr, da die natürliche Idee, die wir von ihm haben, nur allein von ihm selbst kommen kann, man mag ihn sich denken auf was für Art man immer will. Wenn er uns nun durch die Offenbarung eine Idee von sich selbst geben sollte, die derjenigen, die er uns durch die Vernunft gegeben hat, zuwider wäre, so würde ja in seinem Verhalten ein Widerspruch seyn, dessen er, wie wir wohl wissen, nicht fähig ist. Nun ist aber die Dreyeinigkeit der Christen jenem Begriffe, den uns die Natur von Gott giebt, gänzlich entgegen; folglich ist diese vermeynte Dreyeinigkeit nichts, als ein Ueberrest des Heidenthums. Die Vernunft giebt uns zu erkennen, daß Gott unendlich einfach ist. Er kann also nicht dreyfach seyn; denn wenn er dreyfach wäre, so würde man sich, man verstehe es wie man will, ein noch einfacheres Wesen, als er wäre, denken können, nämlich ein Wesen, das nicht dreyfach von Person wäre. Die göttlichen Ausflüsse, oder vielmehr die drey vorgeblichen Personen der Dreyeinigkeit, sind nichts anders, als die verschiedenen Eigenschaften, unter welchen sich die Philosophen bey den Alten einen und eben denselben Gott vorstellten. Plato, der es nicht wagte, die Einigkeit eines Gottes öffentlich zu lehren, betrachtet ihn als mächtig, weise und gut; und aus allen diesen drey Rücksichten macht er drey Gottheiten, die Macht, die Weisheit, die Güte. Die alten Kirchenväter, welche sämtlich Schüler des Plato waren, trugen diese Lehre in das Christenthum über, und machten aus diesen drey Eigenschaften, die nur

einem einigen Gotte zukommen, drey Personen. Je mehr die Dreyeinigkeit der Vernunft entgegen ist, desto mehr bedarf es deutlicher Beweise, um uns zu überzeugen, daß Gott dieses Geheimniß geoffenbart habe. Ich wiederhole es hier zum allerletztenmal: ich will zuversichtlich glauben, was Gott geoffenbaret hat, weil ich weis, daß Gott mich nicht betrügen kann; allein die Offenbarung muß mir deutlich bewiesen werden. Worte sind nichts, als ein bloßer Schall, wenn sie nichts bedeuten; man läßt Papageyen und Maschinen reden. Alles, was nur auf Worten und nicht auf wahren Ideen beruhet, kommt in keine Betrachtung, und daher rührt es, daß man aus Wortspielen, Zweydeutigkeiten und unächtem Witze nicht das geringste macht. Nun ist aber das ganze System der Dreyeinigkeit auf Worte, die leer an Verstande sind: als Zeugung, Ausgehen, Person, Hypostasis, u. d. gl. gegründet.

Man sagt, daß die alten Väter mit einer gewißen Zurückhaltung von der Gottheit Jesu Christi und des heil. Geistes gesprochen hätten, gleichsam als wenn Gott durch eine Art von Schaam abgehalten würde, den Menschen sich zu offenbaren, gesetzt, daß er sich offenbaren wollte, und, als wenn Jesus Christus nicht gesagt hätte, daß er sich vor seinem Vater derer schämen würde, die sich geschämt hätten, ihn vor den Menschen zu bekennen. Nein, wenn die Alten nicht von der Gottheit Jesu Christi, und noch weniger von der Gottheit des heil. Geistes geredet haben, so ist es daher gekommen, weil sie nichts davon wußten. Warum würde man sonst in den folgenden Jahrhunderten

nichts

nicht eben so zurückhaltend gewesen seyn? Hatte man etwa damals weniger zu befürchten, daß man zur Vielgötterey verleiten möchte? Und waren die armen Katechismusschüler, denen die Kirchenväter der nachherigen Jahrhunderte die Lehre von der Dreyeinigkeit beybrachten, nicht schwache Leute und Neulinge im Glauben?

Erklärung der Dreyeinigkeit nach den Theologen.

Die Theologen sagen, daß die Erkenntniß, die Gott von sich selbst hat, den Sohn gezeugt habe, daß von dieser Kenntniß die Liebe ausgehe, die er zu sich selbst trage, und daß diese Liebe der heilige Geist sey. Man muß hier also voraussetzen: 1. Gott existirt ganz allein, 2. er kennt sich, und 3. diese Erkenntniß macht, daß er sich liebt; das ist also die ganze Dreyeinigkeit. Hierbey fragt man: wie können der Kenner, die Kenntniß und die davon ausgehende Liebe drey besondere und eine von der andern verschiedene Person ausmachen? Wie kann der Erkennende seine Erkenntniß, die man seinen Sohn nennt, vom Himmel auf die Erde senden, um daselbst alles das zu thun, was man sagt, daß er gethan hat? Und wie kann diese Erkenntniß, die man Sohn nennt, noch besonders für sich selbst die Liebe, die man den heiligen Geist nennt, absenden? Da die Handlungen dieser drey Personen so vorgestellt werden, als wenn sie eine von der andern ganz verschieden wären, so muß diese Anmerkung nothwendig daraus entstehen. Endlich wie hat diese Er-

kenntniß, die man Sohn nennt, Leib und Gestalt eines Menschen annehmen, handeln, leiden und sterben können, und das alles abgesondert vom Erkenner, welcher Vater heißt, und von der Liebe, die man den heiligen Geist nennt? An welchem Orte der heil. Schrift hat man diesen Unterschied zwischen Erkenner, Erkenntniß und der daraus entstehenden Liebe, wie auch, daß diese drey Dinge drey wirkliche und verschiedene Personen ausmachen, gefunden? Kann man begreifen, daß Wissenschaft, Kenntniß, Liebe, Haß, Gedanken, Begierden, kurz alle innerliche Handlungen des Menschen, eben so viele verschiedene Personen in ihm seyn können? Die Theologen werden antworten: alles, was in Gott ist, sey Gott, und eben dasjenige, was diese drey Personen ausmache. Ich begreife zwar wohl, daß alles, was in Gott ist, Gott sey; hingegen sehe ich nicht ein, wie innerliche Handlungen Gottes wesentliche und verschiedene Personen ausmachen können, weil sonst alle göttliche Eigenschaften, als: seine Wissenschaft, seine Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Geduld, jede eine besondere Person ausmachen würden. Das würde die göttlichen Personen gewiß noch stärker vermehren; allein, ohne Zweifel ist so etwas der Kirche bis jetzt noch nicht eingefallen. Wenn man uns auf alle diese Schwierigkeiten zur Antwort giebt, daß das unbegreifliche Geheimnisse sind; so werden alle Religionen, unter einer ähnlichen Antwort, die größten Ausschweifungen hingehen lassen können. In dem Gesetze der Natur, und in dem Mosaischen, war man noch nicht auf ein so schönes Geheimniß gefallen. Man hat es ohne Zweifel nur darum gelehrt, um Jesu Christo eine Gottheit bey-

beyzulegen; allein wo sind die Beweise und die Gründe davon? Man muß eine starke Einbildungskraft haben, um diese Dreyeinigkeit zu erfinden, und einen spitzfindigen Verstand, um so außerordentliche Ausdrücke, als Hypostasis und hypostatsche Vereinigung zu schmieden, die den leichtgläubigen Pöbel stutzig machen und blenden, und einen blinden Glauben an ein vorgebliches Geheimniß fordern, welches diejenigen, die es erfunden, selbst niemals verstanden haben. Doch noch mehr: Gott, obgleich in dreyen Personen, ist untheilbar. Wenn es also wahr ist, daß Gott für uns Mensch geworden, und gestorben ist, so müssen folglich der Vater und der Sohn gleichmäßig für uns Mensch geworden und gestorben seyn. Alles, was man zu dem Ende sagt, um sie zu unterscheiden, und von der Menschwerdung auszuschließen, sind bloße sophistische Spitzfindigkeiten, die sich auf nichts gründen, und keinesweges überzeugen. Nächst dem, vorausgesetzt, daß Gott Mensch geworden, und gestorben ist, um Gott wegen der von den Menschen ihm zugefügten Beleidigung zu befriedigen, so muß folglich Gott es seyn, welcher um Gott zu rächen, und ihm genug zu thun, Gott hat sterben lassen. Welche Ungereimtheit! Was würde man von einem Könige denken, der, nachdem er von seinen Unterthanen beleidigt worden wäre, um diese Beleidigung wieder gut zu machen, und um seine Unterthanen mit der verdienten Strafe zu verschonen, seinen einzigen Sohn, oder eigentlich sich selbst, (denn hier ist kein Unterschied) durch die Hand des Henkers sterben ließe? Diese Beleidigung kam, wie man sagt, daher, daß Adam von einem Apfel, dessen Genuß ihm Gott verboten, gegessen

sen hatte. Das war ein schreckliches Verbrechen, welches verdiente, daß nicht nur Adam, sondern auch alle seine Nachkommen bis in Ewigkeit so hart bestraft würden! Es sind unendlich mehrere und viel schrecklichere Verbrechen begangen worden, und fallen noch täglich vor, um deren willen Gott keine so grausame und allgemeine Strafe verhängt. Adam hätte allein die Strafe für seine Missethat tragen sollen.

Dreyzehntes Hauptstück.

Von der Erbsünde.

Gott ist zu gerecht, als daß er die Kinder wegen der Sünden ihrer Väter strafen sollte. Er sagt es selbst in der Schrift, 5 B. Mose, Kap. 24, V. 16. In der That würde keine Sünde seyn, wenn kein Gesetz wäre, sagt St. Paulus. Wie soll man aber wissen, fährt er fort, daß ein Gesetz ist, wenn man es nicht vernommen hat? Bey diesen Stellen, die aus der Schrift sind, frage ich, wie Kinder, denen Gott vor ihrer Geburt nichts vorgeschrieben hat, strafbar seyn können?

Die Menschen urtheilen von Gott immer nach sich selbst. Sie wissen keine andern Mittel, als den Schmerz, um denjenigen zu strafen, von denen sie beleidiget werden; sie glauben demnach, daß der Schmerz eine Strafe sey. Wenn sie also empfinden, daß sie leiden, so bilden sie sich ein, daß sie eine Uebelthat begangen haben, die ihnen ihr Leiden zugezogen hat, und weil

sie

ſie erfahren, daß man leidet, ehe man im Stunde geweſen iſt, die geringſte Handlung auszuüben, und daß man folglich das Leiden ſelbſt nicht hat verſchulden können; ſo machen ſie ſich die Vorſtellung, ein anderer müſſe es ihnen zugezogen haben, wozu ſie keinen für fähiger halten, als den Vater aller Menſchen. Sie finden alſo im Hinaufſteigen die Quelle ihres Elendes, und ſind an dergleichen Folgerungen ſo ſtark gewöhnt, daß, wenn ſie etwa eine durch Verluſt des Vermögens, oder durch angeerbte Krankheiten, unglücklich gewordene Familie ſehen, ſie dieſe Zufälle für die Wirkungen einer beſondern Art von Sünde, eines unrechtmäßig erworbenen oder an ſich behaltenen Gutes halten. Da ſie ſich alſo insgeſammt allgemeinen Uebeln, dem Froſt, der Hitze und dem Tode ausgeſetzt ſehen, ſo haben ſie ſich eingebildet, ihr gemeinſchaftlicher Vater müſſe dieſe Züchtigungen über ſie verhängt haben. Es iſt ihnen nicht genug geweſen, überhaupt zu ſagen, daß ihre Väter geſündiget hätten, ſie haben auch noch dazu die Art der Sünde insbeſondere beſtimmen wollen; und da ein Irrthum nicht lange Stich hält, ſo haben einige geſagt, daß der erſte Vater, Adam genannt, Geneſ. Kap. 3, wider Gottes Verbot von einem Apfel gegeſſen hätte. Andere haben geſagt, ſein Namen wäre Prometheus geweſen, und nachdem er das Feuer aus dem Himmel geſtohlen, hätten die Götter die Pandora mit einer Büchſe geſchickt, die mit allen den Uebeln, worüber wir wehklagen, angefüllt geweſen wäre. Diejenigen, die einige Kenntniß vom Alterthum haben, und ſich nicht einnehmen laſſen, werden zugeſtehen, daß die Heiden in dieſem Stücke die Juden gewiß nicht

geplündert haben. Die Bücher der Juden sind bey den Heiden nur erst nach der Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher bekannt geworden; ja, man kann sagen, daß man damals doch nur wenig davon wußte. Der Mangel des Drucks machte, daß Bücher eben nicht sehr gemein waren, zumal wenn sie ein so starkes Werk, als die Bibel ist, enthielten. Es ist aber gewiß, daß die Fabel vom Prometheus noch vor der Zeit der 70 Dollmetscher im Heidenthum verbreitet gewesen; denn es wird ihrer von den ältesten griechischen Schriftstellern erwähnt.

Inzwischen ist der Schmerz keine Strafe; denn wenn er es wäre, so erforderte es die göttliche Gerechtigkeit, daß alle Menschen gleichen Theil an dieser Strafe hätten, weil alle auf gleiche Art wider Gott gesündiget haben. Man kann aber doch die Ungleichheit der Strafen, selbst bey den Kindern, nicht leugnen. Einige werden blind und stumm, andere lahm gebohren. Allein nicht bloß die körperlichen Uebel, sondern auch die bösen Begierden und die Unwissenheit sind bey den Menschen sehr verschieden. Was also eine Strafe eben derselben Sünde ist, hat bey uns sehr verschiedne Grade. Wenn der Schmerz eine Strafe wäre, so müßte das Vergnügen eine Belohnung seyn, welches man aber nicht zugiebt. Woher kommen Lust uud Schmerz? Das ist nicht schwer zu errathen. Der Schmerz ist eine Warnung, die uns der Urheber der Natur giebt, damit wir durch das Gefühl, das ist, durch den kürzesten Weg, das, was unsern Körper schaden könnte, sollen vermeiden lernen.

Wenn wir nahe am Feuer sind, so würden wir erst eine große Ueberlegung anstellen müssen, um zu wissen, ob es uns schädlich sey, oder nicht. Wir müßten die Natur des Feuers, und die wesentliche Einrichtung unserer Maschine kennen, ja, wir müßten auch mit schärferen Augen versehen seyn, als wir jetzt haben. Allein das bloße Gefühl macht allen diesen Untersuchungen ein Ende. Wenn uns friert, so ertheilt das Feuer unserm Blute die ihm angemessene Bewegung, und es ist uns dann angenehm, beym Feuer zu verweilen. Haben wir Hitze, so ist uns das Feuer beschwerlich, weil es die Bewegung unsers Bluts vermehrt; wir fliehen es, und zwar ganz maschinenmäßig, von Lust und Schmerz getrieben. Das Vergnügen ist eben so nützlich als der Schmerz, theils zu unsrer eigenen, theils zur Erhaltung der Gesellschaft. Es ist gewiß, daß unsere besondere Erhaltung, und die Erhaltung der Gesellschaft überhaupt, gleichsam die beyden Triebfedern von dem allen sind, was in der Welt, in Beziehung auf uns, vorgeht. Um uns aber nicht in eine andre Frage einzulassen: wie viel Nützliches thun wir für die Gesellschaft, das wir ohne die Lust, und ohne den Schmerz nicht thun würden? Der Schmerz, den die Verachtung nach sich zieht, und das Vergnügen, welches den Ruhm begleitet, bringen der Gesellschaft unzählig viel Gutes. Noch einmal, es ist der Schmerz, der uns dem Feuer nähert, wenn diese Annäherung nöthig ist, und es ist das Vergnügen, welches uns beym Feuer verweilen heißt, wenn es uns ihm zugeführt hat. Es ist der Schmerz und das Vergnügen, die uns bewegen, unsre

Nahrung zu uns zu nehmen. Kurz, ein wenig Nachdenken wird uns begreiflich machen, daß Vergnügen und Schmerz weder eine Belohnung, noch eine Strafe sind, und daß der Urheber der Natur keinen kürzern Weg finden konnte, uns dahin zu bringen, so wohl in Rücksicht auf uns selbst, als auf die ganze Gesellschaft, das Böse zu meiden, und dem Guten nachzustreben. Dies muß uns zeigen, daß wir weit mechanischer handeln, als wir denken. Die Unordnungen in der Natur, und die Verbesserung, die Gott dabey vorgenommen haben sollte, würden nur eine Unvollkommenheit in Gott bezeichnen. Man verbessert nichts, ich wiederhole es, als was schlecht gemacht ist, und Gott kann nichts schlecht machen. Der Mensch ist nicht schlimmer geworden; man kann nicht behaupten, daß er es sey, ohne der Weisheit und unendlichen Macht seines Urhebers zu nahe zu treten. Der Mensch ist noch so, wie er nach seiner Natur ist. Die Natur ist die Ordnung, die Gott eingeführt hat, die folglich nicht schlimm seyn kann. Man würde den Menschen nicht verbessern können, ohne in große Unbequemlichkeiten zu gerathen. Würde die Erde wohl Platz genug haben, alle Menschen zu fassen, wenn sie nicht stürben? Und was würde aus einem jeden von uns allen insbesondere werden? Lasset uns alle Vorurtheile ablegen! Der Tod ist wegen der Ordnung in der Natur nothwendig, und er ist kein so großes Uebel, als man denkt. Gott weiß, was aus uns wird; genug, wir tragen zur Ordnung des Ganzen bey. So viel ist wohl ausgemacht, daß wir nicht werden in Höllenbrände verwandelt werden. Gott ist allmächtig; allein

seine Allmacht besteht nicht darinn, daß er Widersprüche machen kann. Nun muß aber der Mensch, nach der Natur der Materie, so seyn, wie er ist, und er ist niemals anders gewesen. Die Natur der Materie ist vor dem vermeynten Sündenfall des Menschen bestimmt worden, und diese Natur der Materie ist, so wie sie ist, nur allein durch den Willen Gottes. Der Mensch ist also, wie er ist, bloß durch die Natur der Materie, und diese ist in der That theilbar und undurchdringlich. Das weniger Feste ist durch das erstere abgesondert. Eine jede Materie ist den Gesetzen der Bewegung unterworfen. Der Mensch ist demnach seinem Wesen nach sterblich, weil er, da er einen Körper hat, theilbar ist, und es ist also falsch, daß die Sünde den Tod des Menschen, nebst dem übrigen Ungemach, worüber wir so klagen, verursacht habe. Wenn wir ernsthafte Betrachtungen über unsern Zustand anstellen wollten, so würden wir finden, daß alle unsre Unglücksfälle bloß von unsrer Einbildung herrühren. Wir wollen über die andern herrschen, und halten uns für unglücklich, wenn wir das nicht haben, was uns erheben kann. Zu dem Ende müssen wir Reichthümer besitzen, und wenn uns diese fehlen, so glauben wir vom Glücke verlassen zu seyn. Die Verschiedenheit der Gesichter, die so viel zur Ordnung des Ganzen beyträgt, und für die menschliche Gesellschaft so zuträglich ist, würde eine Strafe und eine Folge der Erbsünde seyn, wenn Dinge, die uns nicht gefallen, uns nur zur Strafe zu Theil würden; denn man beklagt sich z. E. oft darüber, daß man nicht auf eine gewisse Art gebildet ist. Woher könnte wohl unsre vorgebliche

Rei-

Neigung zum Bösen kommen, die eine Folge der von unserm Stammvater begangenen Sünde seyn soll? Sie kommt entweder von Gott, oder von uns selbst, oder von andern Geschöpfen. 1. Sie kann aber nicht von Gott herrühren, weil Gott nichts Böses thut. Man kann auch nicht sagen, daß Gott uns diese Neigung darum gegeben habe, um uns für den Ungehorsam unsrer ersten Eltern zu strafen; denn das würde ja eine lustige Strafe seyn, nicht nur, weil wir Vergnügen daran finden, einer solchen Neigung zu folgen, sondern auch, weil uns Gott durch Eingebung böser Begierden unmöglich strafen kann. Was für eine Idee würden wir uns da von Gott machen! 2. Sie kann eben so wenig von uns selbst kommen, weil wir uns weder selbst erschaffen, noch uns gewisse Neigungen geben, noch auch von denen, die wir haben, uns schlechterdings losmachen können. Wenn wir diese Macht besäßen, so würden wir uns nach unserm Belieben ändern, und endlich, wenn sie von uns selbst käme, so würde man sie nicht bey allen Menschen antreffen. 3. Andere Geschöpfe können zwar wohl die Gelegenheit seyn, die uns bestimmt, unsre Fähigkeiten in Handlungen übergehen zu lassen; da aber die Kreaturen auffer uns sind, so können sie uns weder Kräfte noch Neigungen geben. Wir haben also keine böse Neigungen; alle unsre Triebe sind gut, weil sie von Gott kommen. Wir machen zwar manchmal, in Rücksicht auf die Kreaturen, einen übeln Gebrauch davon; allein die Umstände, weshalb wir solchen Gebrauch nicht gut finden, ändern im Grunde nichts an dem, was wir böse Neigung nennen. Es ist ein von Gott

uns

uns verliehener Instinkt, der allem, was wir, theils zu unsrer eigenen, theils zur Erhaltung der Gesellschaft thun, Fortgang und Bewegung giebt. Man bemerkt an den Thieren von aller Art eben diesen Hang, der bey uns böse seyn soll. Sie dulden also mit uns die Strafe unserer Missethaten. Allein es ist unvernünftig, zu behaupten, daß, weil man sich einbildet, der Mensch sey das Oberhaupt der Thiere, diese letztern auch die Wirkungen seines Vergehens haben mit empfinden müssen. Die Natur, wenn man sie fragt, läßt uns das Lächerliche einer so groben Einbildung fühlen. Die Thiere sind also wohl sehr erstaunt gewesen, da sie die Ordnung des Ganzen plötzlich umgeändert gesehen haben; denn sie sind vor uns erschaffen worden? Vielmehr sollten die Thiere nie das geringste von menschlicher Schwachheit empfinden, und der Mensch würde gewiß noch mehr dadurch gestraft worden seyn, wenn er sie frey von seinen Uebeln gesehen hätte. Da Gott allmächtig ist, so kann er auch alles das thun, was für uns das beste und vortheilhafteste ist, weil er unendlich gut und unendlich weise ist. Das, was unsre Einbildung nicht recht findet, ist gut und sehr weise angeordnet. Laßt uns den Herrn besser kennen lernen! desto höher werden wir sein Werk schätzen. Es ist der unendlichen Güte Gottes gemäß, daß er den Menschen nicht in eine Lage gesetzt hat, worinn er ihn beleidigen und sich unglücklich machen könnte. Was ist die verderbte Natur? Ist sie in einem andern Zustande, worinn sie nicht immer gewesen ist? Haben die Verschuldungen und die im Augenblicke der Schöpfung festgesetzten Regeln sich ändern können? Wenn der Mensch

an

an sinnlichem Gefühl und an angenehmen Bewegungen Gefallen findet, so rührt es daher, weil es seiner Natur gemäß, nicht aber weil es eine Wirkung der Sünde ist. Wie hätte Adam Vergnügen daran finden können, den Apfel zu essen, wenn seine Natur nicht so beschaffen gewesen wäre, daß dieser Genuß ihm gefallen, und zum Entschluß bewegen konnte?

Julian der Apostat regiert nur zwey Jahre, und sein frühes Ende wird für eine göttliche Strafe gehalten, weil er das Christenthum ausrotten wollte. Jovian folgt ihm. Er fängt an, die Zerstörung des Heidenthums und die Einführung der christlichen Religion eifrigst zu befördern, und regiert doch nicht länger als sieben Monate. Ein solcher Mann wäre doch wohl zur Gründung des Christenthums in der Welt nöthig gewesen. War das eine Strafe? Oder war es eine Belohnung? Eine Strafe konnte es nicht seyn, weil er nichts als Gutes that, und weil nur das Böse bestraft wird; und eben so wenig konnte es eine Belohnung seyn, weil er sein Werk nicht vollendet hatte. Zosimus bemerkt, daß, als Theodosius dem römischen Senat erklärte, der Schatz würde durch den großen Aufwand, den die Opfer erforderten, gar zu sehr belastet, die alten Ceremonieen zwar aufgehört hätten; das römische Reich wäre aber darauf mit allen Arten von Unglücksfällen bestürmt worden. Dies war eine falsche Religion; wahrscheinlich müssen es also die Dämonen gewesen seyn, die sich rächten, weil sie verachtet wurden. Indessen können, nach der Schrift, die Dämonen nicht anders als auf Gottes Befehl Unheil anrichten; sollte er es ihnen also geheis-

sen haben? Wenn nichts, als nach den festgesetzten Regeln der Bewegung geschieht; wenn sich der menschliche Körper nur nach diesen Regeln bewegt: wie kann uns Gott strafen? Steht es denn bey uns, diesen Regeln nicht zu folgen? In ipso viuimus, mouemur & sumus, in ihm leben, weben und sind wir. Wie könnte er uns verurtheilen? Es wäre eben so viel, als dem Menschen ein tödtliches Gewehr in die Hand geben, wenn man ihm eine solche Freyheit gäbe, daß er Gott beleidigen könnte. Zu sagen, daß Adams Sündenfall um eines größern Guten willen nöthig gewesen wäre, das hieße, Gott von einer andern Sache, als von sich selbst, abhängig machen. Warum fällt der Donner nicht auf die Gottlosen? Warum erfüllt er die Lasterhaften nicht ein einzigesmal mit Schrecken, indem er heisse Flammen aus dem Körper eines Bösewichts hervorlodern läßt? Warum trift der Blitz Wüsteneyen, warum eine Kirche, ohne einen andern Zweck, als einen unnützen Schlag zu thun? Geschieht es, damit Jupiters Arm nicht aus der Uebung komme? Was ist die Ursache, daß er bey stillem Wetter nicht im Stande ist, seine Blitze zu schleudern? Braucht er etwa Wolken, seinen Richterstuhl darauf zu stellen und sich der Erde zu nähern? Warum muß er seine feurigen Pfeile ins Meer werfen? Sind die Fluthen strafbar? Was für Händel kann er mit den Fischen haben?

Vier-

Vierzehntes Hauptstück.

Von der Idee, die wir von Gott haben müssen, und daß er keine besondere Art von Dienst geoffenbaret habe, mit welchem die Menschen ihn verehren sollen.

Meine Vernunft sagt mir, daß Gott das allervollkommenste von allen Wesen ist. Er muß alle die Vollkommenheiten, die wir an allen Geschöpfen wahrnehmen, im höchsten Grade besitzen, weil nur er allein der Urheber dieser Vollkommenheiten seyn kann. Allein, wir müssen uns hüten, daß wir uns nicht betrügen, wenn wir Gott Vollkommenheiten beylegen, die nur in Beziehung auf uns Vollkommenheiten sind. Die Menschen stellen sich Gott gemeiniglich als einen großen König vor, als einen Vater, als einen großen Richter, und als einen mächtigen Mann. Alle diese Vergleichungen können aber nicht anders, als mangelhaft seyn; denn Gott ist unendlich über das, was dem Menschen eigen ist, erhaben. Wenn die Menschen Gott als Schöpfer betrachten, so sagen sie, er thue alles zu seinem Ruhme, ad maiorem Dei gloriam. Indessen kann der Begrif des Ruhms Gott nicht zukommen; denn er setzt nothwendig eine gewisse Beziehung voraus, das ist, der Ruhm besteht nur in der Einbildung anderer, und nach Ruhm streben, heißt: suchen, in der Einbildung andrer groß zu scheinen. Der Ruhm also, man mag ihm einen Sinn beylegen, was

was für einen man will, kann sich niemals für Gott schicken, weil Er unendlich über die Einbildung der Geschöpfe erhaben ist. Es ist also abgeschmackt, wenn man sagt, daß Gott im Himmel belohnt, um seine Güte an den Tag zu legen, und daß er in der Hölle bestraft, um seine Gerechtigkeit zu offenbaren. Was wären denn das für Zuschauer, deren Achtung Gott, theils wenn er belohnt, theils wenn er straft, sich zu erwerben sucht? Man kann gar nicht sagen, daß Gott etwas thut, um einige seiner Vollkommenheiten sehen zu lassen, ohne zugleich zu sagen, er suche von einem ihm gleichen Wesen bewundert zu werden. Auf solche Art würde man, ohne es selbst wahrzunehmen, voraussetzen, daß Gott nicht immer glücklich gewesen sey, weil es eine Ewigkeit gegeben haben muß, wo er nicht die Zufriedenheit genossen, sein unendliches Verdienst glänzen zu lassen; denn vor der Schöpfung der Welt ist er nur allein gewesen. Es ist ein Grundsatz der Religion, daß man, so lange man zweifelt, unthätig bleiben soll. Wenn ich also nicht versichert bin, ob die Religion meiner Väter wahr oder falsch sey, so darf ich es schlechterdings nicht wagen, Gott einen Dienst zu leisten, den er vielleicht verabscheuet, und den der gute Wille in Religionssachen nicht entschuldigt. Die Muhammedaner wären also strafbar, weil sie Muhammedaner sind, und die Christen vielleicht ebenfalls, weil sie Christen sind? Man sage mir also nicht, daß man nichts dabey wage, wenn man der Religion seiner Väter folge; vielleicht wagt man alles dabey. Ich darf nicht versichern, daß diese oder jene Religion insbesondere wahr sey, bevor ich nicht gehörig davon überzeugt bin.

Man

Man kann die Geschöpfe in Beziehung auf Gott und in Rücksicht auf sie selbst betrachten. Alle Kreaturen sind, in der Absicht Gottes, gut. Vidit Deus cuncta quæ fecerat, & erant valde bona. Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Sie sind, in Beziehung auf ihn, in einer gänzlichen Abhängigkeit. Man kann es sich nicht denken, daß in der Welt das geringste vorgehe, was dem Willen Gottes und den Regeln zuwider wäre, die er bey der Schöpfung festgesetzt hat, und wovon alles, was geschiehet, nur eine Kette und Folge ist. Folglich kann, in Rücksicht auf Gott, nichts böse seyn. Er hat nichts zu bestrafen und nichts zu belohnen; nur das Böse wird bestraft, welches aber, in Beziehung auf Gott, nicht vorhanden seyn kann: und man belohnt nur das Gute; in der Welt aber kann kein anderes Gute zu finden seyn, als dasjenige, dessen Urheber Gott ist. Es ist also von Seiten Gottes keine Strafe zu befürchten und keine Belohnung zu erwarten; folglich kann auch keine Religion seyn.

Wenn man die Geschöpfe in Rücksicht auf sie selbst betrachtet, so wird man finden, daß sie sich, unter verschiedenen Verhältnissen, einander entweder Schaden zufügen, oder Vergnügen machen können. Gewisse Dinge sind der menschlichen Natur zuträglich, und andere schaden ihr; die verständigen Kreaturen müssen also vermittelst der Furcht vor Strafe dahin gebracht werden, daß sie einander nicht schaden: ja noch mehr, man muß sie auch durch Belohnungen ermuntern, einander nützlich zu seyn, weil sie sich sonst ihrer verschiedenen Lagen und besondern Eigenschaften wegen, gegenseitig

genseitig schädlich seyn können. Da uns nun nichts wichtiger ist, als unsre Selbsterhaltung, und da, nach den Gesetzen des Urhebers der Natur, der Schmerz uns von dem, was uns schädlich ist, entfernt, das Vergnügen aber uns allem dem nähert, was uns zuträglich ist; so müssen wir in empfindungsfähigen Geschöpfen durch den Schmerz, der mit der Strafe, und durch die Lust, die mit der Belohnung verknüpft ist, alle die Gefühle erwecken, die uns zu Statten kommen. Durch dieses Mittel kann man sogar Thiere abrichten, eine Menge bewundernswürdiger Künste zu lernen. Könige, die ein gleiches Verhalten beobachteten, haben jederzeit ihre Staaten mit tausend neuen Erfindungen bereichert, und zu ihren Zeiten alles blühend gemacht.

Eine Otter, die einen Menschen verletzt, oder der Löwe, der ihn im Walde zerreißt, kann Gott nicht beleidigen. Diese Thiere schaden niemand, als dem Menschen; er räche sich also an ihnen, er strafe und rotte sie aus, wenn er kann. Sie sind böse, in Absicht auf ihn; aber gut in Beziehung auf Gott. Er hat auch allen Geschöpfen natürliche Waffen gegeben, um sich gegen andere, die ihnen schaden könnten, zu vertheidigen. Ein Räuber ist der Gesellschaft schädlich, er zerstört die Ordnung und die Sicherheit, die unter den Menschen seyn muß; er ist eine Otter, die sie verwundet. Er werde also von den Menschen gestraft, und gleich einer in Unordnung gerathenen Maschine aus der Gesellschaft geworfen; allein der Schöpfer, der ihn machte, hat nichts an ihm zu strafen. Wir handeln, ich wiederhole es, bloß nach den festgesetzten Regeln der Bewegung. Unsere Muskeln sind aus Ursachen, die nicht von unsrer

Willkühr abhangen, (der gemeine Mann mag sich über diesen Punkt auch noch so falsche Einbildungen machen) dazu bestimmt, daß sie sich bewegen müssen; und Gott würde nicht mehr Recht haben, uns zu strafen, daß wir geraubt, als daß wir unsern Verstand verloren haben. Denn der Urheber der Natur, der alles erschuf, hat auch dem Menschen das Vermögen gegeben, die vorhandenen Dinge an sich zu bringen, weil er sie zu seinem Nutzen gemacht, und die Empfindungen von Lust und Schmerz in ihn gelegt hat, damit die Gegenstände, die ihn umgeben, ihm interessant werden sollten. Ein Räuber thut also Gutes und Böses; das erstere in Rücksicht auf sich selbst, das letztere in Absicht anderer, und gar nichts in Beziehung auf Gott. Er beleidigt nur Menschen, nicht Gott. Ihnen kommt es also zu, ihn zu strafen, weil er ihnen Böses zugefügt, und wider die Gesetze, die sie unter sich eingeführt haben, gesündiget hat; Gott aber hat keine Ursache, ihn zu strafen. Die Menschen wollen immer von Gott nach sich selbst urtheilen; sie strafen, und bilden sich dann ein, daß Gott, eben so wie sie, strafe, und belohne. Es scheint aber vielmehr der Natur Gottes gemäß, und eine wahre Vollkommenheit an ihm zu seyn, daß er nicht im Stande ist, weder das eine noch das andere zu thun. Unter einem unendlichen und allmächtigen Wesen muß nichts als allein der Wille desselben geschehen, von welchem Gott uns keine Rechenschaft zu geben hat, und den wir auch unmöglich jemals kennen lernen werden. Gott hat nur sich selbst zu strafen und zu belohnen.

Es ist dem Wesen Gottes gemäß, nur das zu thun, was das allervollkommenste ist. Da es nun eine Unvollkommen-

kommenheit ist, Gott beleidigen zu können, so war es der Güte und Weisheit Gottes gemäß, den Menschen in eine solche Lage zu setzen, daß er ihn nicht beleidigen und sich dadurch ins Verderben stürzen kann; und man darf nicht zweifeln, daß es Gott nicht so gemacht haben sollte. Wenn Gott von uns einen gewissen Dienst, wodurch er verehrt seyn wollte, verlangt hätte, so würde er ihn gleich von Anfang an offenbart haben. Es ist ein lächerliches Vorgeben, daß Gott sich zu verschiedenen Zeiten auf verschiedene Art offenbart, und die Menschen im alten Gesetze als Sklaven behandelt habe, im neuen aber mit ihnen wie mit Kindern umgehe. Nur die Einbildungskraft der Menschen ist der Abwechselung unterworfen; Gott aber verändert sich nicht, und hat sich nie verändert. Es ist ungereimt zu sagen, daß Gott zu verschiedenen Zeiten gewisse Dinge, ob duritiem cordis, um des Herzens Härte willen, verstattet, zu andern Zeiten aber gut gefunden habe, sie zu verbieten. Die Menschen sind von jeher immer dieselben gewesen, ob man gleich bald sagt, daß sie von Zeit zu Zeit verderbter geworden wären, bald aber sie für vollkommner hält, als die Alten. Man giebt vor, daß es den Alten erlaubt gewesen sey, sich von ihren Weibern zu scheiden, ob duritiem cordis, um des Herzens Härte willen; und eben so behauptet man, die Pharisäer zu Jesu Christi Zeiten, und die damals so unvollkommnen Juden hätten diese Nachgiebigkeit nicht nöthig gehabt; sie sind also viel vollkommner gewesen als ihre Väter. So wahr ist es, daß der Irrthum die Art an sich hat, sich selbst zu widersprechen.

Es giebt Philosophen, welche behaupten, daß wir in und durch Gott alles erkennen, daß er uns gewisse angeborne Begriffe von den ersten Grundursachen verliehen habe, und daß lediglich daher alle Menschen auf dem Erdboden darinn übereinstimmen, daß das Ganze größer sey, als einer seiner Theile. Ich will diese schöne Einbildung hier nicht widerlegen. Ich will auch nicht fragen, warum gewisse Dinge so viele Anstrengung des Geistes, andere hingegen gar keine erfordern? Ich will mich noch weniger dabey aufhalten, warum alle Menschen nur sehr wenige Dinge auf einerley Art ansehen. Wenn ein redlicher Muhammedaner in und durch Gott seine Religion für wahr erkennt; woher kommt es denn, daß oft, nach einer von beyden Theilen angestellten langwierigen und aufrichtigen Untersuchung, man dennoch verschieden denkt? Sondern ich will diese Philosophen nur fragen, warum denn Gott uns keine angeborne Idee von einer gewissen Religion gegeben hat? oder war es etwa nothwendiger, uns wissen zu lassen, daß das Ganze größer ist als seine Theile? hätten uns die Sinne und die Erfahrung nicht von dem letztern belehren können? Das Verdienst des Glaubens würde bey einer solchen angebornen Idee eben dasselbe geblieben, und durch die Gewißheit der Offenbarung noch vermehrt worden seyn. Es würde immer darauf ankommen, zu glauben und auszuüben; denn ich verlange nicht, daß uns Gott einen Begriff von dem Wesen der Geheimnisse mittheilen, noch daß er sie uns erklären solle, weil alsdann kein Glaube weiter Statt fände; sondern ich fordre nur, daß er uns von der Gewißheit der Offenbarung überzeugen soll. Gott ist zu gerecht und zu gut,

als daß er das nicht gethan haben würde, wenn in der Welt eine wahre Religion wirklich vorhanden wäre. Der Glaube an einen Gott ist keinesweges die Wirkung des Zufalls oder der Staatskunst, und noch weniger der Unwissenheit, weil er sich bey allen Menschen findet. Und eben die Beschaffenheit würde es mit allen Artikeln der Religion haben, die Gott geoffenbart hätte.

Es ist der Weisheit und Güte Gottes nicht gemäß, von dem Menschen zu verlangen, was dieser zu leisten nicht im Stande ist, das heißt, was seine größten und aufs redlichste angewandten Kräfte übersteigt. Wenn es nun aber Menschen giebt, denen es eine wahre Unmöglichkeit ist, oder war, von der Offenbarung überzeugt zu werden; so dient das zu einem gewissen Beweise, daß es keine Offenbarung giebt. Wir haben nur zwey Wege, Gottes Willen kennen zu lernen: die Vernunft und die Offenbarung. Woher kommt es nun, daß die Menschen mehr oder weniger Vernunft haben, und daß so viele sind, die nichts von der Offenbarung wissen, ja, daß es sogar nur wenige gegeben hat, von denen man sagt, daß sie Zeugen davon gewesen sind? Das rührt daher, weil es zwar wirklich eine Vernunft giebt, niemals aber eine Offenbarung gegeben hat.

Man glaubt nach seinem freyen Willen zu handeln, und man handelt nach seiner Leidenschaft; man meynt frey zu denken, wenn man träumt. Ein Thor bildet sich ein, frey zu thun, was er thut, und wir glauben bey unsern gewöhnlichen Handlungen frey zu verfahren; inzwischen ist es doch sicher, daß eine gewisse Bewegung der flüssigen Theile, und eine besondere Einrichtung der sinnlichen Werkzeuge einen Menschen zum Thoren, zum

Sklaven seiner Leidenschaft und zum Weisen macht; denn die Natur ist einförmig. Den Menschen frey nennen, und sagen, daß er sich selbst determiniren, oder zum Wollen und Nichtwollen frey entschliessen könne, heißt: ihn Gott gleich machen, ja, es heißt, noch mehr thun, als Gott selbst thun kann. Die freye Entschliessung ist eine Handlung. Wenn nun der Mensch sich selbst determiniren könnte, so würde er auch von sich selbst handeln können; er wäre Gott und könnte erschaffen. Warum würde der Mensch sich nur bey gewissen Handlungen frey entschliessen können? Der Mensch muß auf eine allgemeine und übereinstimmende Art handeln, das heißt, seine Handlungen müssen aus einerley Ursachen herrühren. Wenn in ihm einige Handlungen maschinenmäßig geschehen, so geschehen sie alle maschinenmäßig; und wenn er in einigen Fällen frey handelt, so muß er immer frey handeln. Der Wille des Menschen will nicht, als weil er determinirt ist; er muß den Eindruck des Guten und des Bösen empfinden. Die Uhr geht nur so, wie sie aufgezogen ist. Wollten wir wohl sagen, daß wir die Uhr nicht aufziehen müssen? Wenn nun gleich der Mensch nicht anders handelt, als nachdem er determinirt ist, so muß man doch sein Uhrwerk aufziehen, ihn nach unserm Intresse lenken, und nachforschen, was ihn zum Wollen oder Nichtwollen bewegt; alsdann wird man finden, daß ihn z. B. die Furcht vor der Strafe vom Stehlen abhält, die Belohnungen aber zum Guten ermuntern. Die Natur ist auf dem ganzen Erdboden einförmig; und alles ist hienieden einerley Abwechselung unterworfen. Die Blätter fallen ab, und die Menschen sterben.

Die

Die Religion hat drey Gegenstände: Gott, uns selbst, und den Nächsten. Gott ist eigentlich der einzige und wahre Gegenstand der Religion; die andern beyden sind Gegenstände der Gesellschaft. Wenn ich über die Religion Einwürfe mache, so mache ich sie eigentlich nur wider einen Gottesdienst, den Gott nicht geoffenbart hat, und den er in Beziehung auf sich selbst nicht fordert. Allein ich finde es nicht unrecht, daß die Religion in Beziehung auf uns und unsern Nächsten Statt finde. Alsdann ist sie die Moral der Gesellschaft.

Es giebt Dinge, die wir nicht anders als vermittelst gewisser Ideen kennen, die ich Vergleichs-Ideen nenne. Wenn ich also noch nicht in Rom gewesen bin, so kenne ich Rom nur nach einer solchen Vergleichs-Idee, und weil ich andre Städte und andre Gebäude kenne. Eben so kennen wir Gott nicht anders, als nach einem Begriffe der Vergleichung. Alles ist relativ. Der Sieg ist gut und böse; ein Henker ist gut und böse. Wie viele Familien werden bey unsern Feinden durch eben den Zufall zu Grunde gerichtet und verwaiset, der uns zu Freudenfeuern veranlaßt!

Wenn ein Gott ist, sagt man, so muß auch ein Gottesdienst seyn. Die Welt ist nicht ewig; es ist ein Gott gewesen, aber kein Gottesdienst. Die Thiere wissen von keiner Verehrung der Gottheit. Wenn der Mensch nicht wäre, so würde ein Gott und es würden Geschöpfe seyn, aber kein Gottesdienst. Wenn die christliche Religion die Menschen im Stande der Vernunft gefunden hätte, so würde man allerdings Ursache gehabt haben, sich zu wundern, daß man sie aufgenommen hat; allein sie fand die Menschen in noch gröberen Irrthümern,

und ein Irrthum machte dem andern Platz. Wenn man den Menschen und die Leidenschaften kennt, die ihn empören, so finden wir nichts befremdendes an ihm. Er ist nach dem Neuen begierig; er wählt öfters ohne Ueberlegung, und nur, weil ihm das Neue gefällt. Diejenigen, welche die Apostel predigen hörten, besaßen einen großen Hang zur Leichtgläubigkeit. Die Stoiker glaubten an Orakel und Träume. Der große Krispus vertilgte aus seinem Glauben keinen einzigen Punkt, der einen Theil des gemeinen Weiber-Glaubens ausmachte.

Die christliche Religion giebt uns einen falschen Begrif von Gott; denn die menschliche Gerechtigkeit ist ein Ausfluß der göttlichen Gerechtigkeit, und muß an sich selbst von eben derselben Natur seyn. Nun können wir aber nach menschlichem Rechte nicht anders, als das Verhalten tadeln, welches Gott gegen seinen Sohn, gegen Adam, gegen die Völker, denen niemals geprediget worden, und gegen die vor der Taufe sterbenden Kinder zugeschrieben wird. Vor Alters verstanden die Christen es sogar, Gott zu betrügen, indem sie sich erst so spät als sie konnten, taufen ließen, und so gerades Weges in den Himmel kamen, weil die Taufe alle Sünden vertilgte. Wahrhaftig, ein lustiges Mittel, Gott einen Streich zu spielen! Der heidnischen Religion ist von klugen Heiden widersprochen worden, und eben so der christlichen Religion von einigen Christen; man hat diese aber Gottlose, oder wenigstens Kätzer gescholten. Gott ist nicht um des Menschen willen; der Mensch würde noch edler seyn, als Gott, weil Gott seinetwegen wäre. Der Mensch ist nicht um Gottes willen, weil Gott nichts bedarf. Der Mensch ist gemacht, weil Gott ihn machen wollte.

Drey Dinge geben die Falschheit der Religion zu erkennen: 1. die physische Falschheit, worauf sie gegründet ist; 2. der falsche Begrif, den sie von Gott und von der Freyheit des Menschen giebt; 3. das schlechte Verhältniß zwischen den Mitteln, die sie uns vorschreibt, und dem Endzweck dieser Mittel. Wenn die Menschen nicht schreiben könnten, und wenn sie nicht auf dieses Mittel gefallen wären, das sie nicht immer gehabt haben, und welches Gott sie nicht gelehrt hat; woher wüßten sie die Lehrsätze der Religion? Ist es wohl begreiflich, daß Gott die Religion von einer Kunst abhängen lasse, die nicht immer vorhanden gewesen, auch nicht so alt, wie die Religion, und unzähligen Völkern noch unbekannt ist? Da es nur dies einzige Mittel giebt, die Religion zu lernen, wie kann sie denn ein Taubgeborner begreifen? Er ist also ewig verdammt, weil er keine Religion hat; denn nach der christlichen Religion sind wir verbunden zu glauben, daß ein Mensch ohne Religion verdammt sey, und wenn wir das nicht glauben, so sind wir selbst verdammt. Welche Ungerechtigkeit! Der bloße Zweifel eines rechtschaffenen Mannes ist schon ein Beweis, daß es gar keine Religion giebt.

Der ohnmächtige Zustand, worinn wir einen Menschen in den letzten Augenblicken seines Lebens erblicken, veranlaßt uns zu sagen, daß er nichts mehr thun, folglich weiter keine Belohnung uud Strafe verdienen kann; und weil wir ihn für unsterblich halten, so sagen wir, daß er nun sein Urtheil empfangen wird. Die Gewissensbisse beweisen weder die Gottheit, noch die Religion. Sie sind weiter nichts, als ein inneres Gefühl. Nun beweisen aber unsre innern Gefühle sonst

nicht das geringste, als daß wir empfinden, und daß wir sind. Ein Gewissensbiß entsteht nur aus einem Vorurtheil. Wenn wir frey von Vorurtheilen wären, so wüßten wir auch nichts von Gewissensbissen, die allein ihren Grund in der Erziehung, und in einer besondern Einrichtung unsrer Organe haben. Wenn die innern Vorwürfe aus einer andern Ursache herrührten, so würden sie bey allen Menschen einerley seyn; und eben so würden sie, auch wenn sie ein Beweis einer ausser uns vorhandenen Ursache wären, nicht von uns selbst abhangen. Nun empfinden aber einige Menschen geheime Vorwürfe, wenn sie eine gewiße Sache thun sollen, die hingegen Andere ohne das geringste Bedenken verrichten. So würde z. E. ein Christ sich gar nichts daraus machen, Muhammeds Bild mit Füßen getreten zu haben, aber sehr empfindlich würde es ihm seyn, wenn er mit einem Kruzifixe eben so umgegangen wäre; gleichergestalt wie der Türke, wenn er ein Kruzifix gemißhandelt hätte, ganz ungerührt bleiben, hingegen die größte Reue empfinden würde, wenn er Muhammeds Bild verunehrt hätte: weil der eine an Jesum Christum und der andere an Muhammed glaubt. Die Gewissensbisse kommen also von Vorurtheilen her. Im Kriege tödtet einer den andern, ohne darüber Gewissensangst zu empfinden. Und endlich würde der innere Vorwurf zu aller Zeit, sowohl vor, als nach der That einerley seyn, welches sich doch nicht so verhält. Allein, wenn unsre Maschine an den Lebensgeistern erschöpft ist, die sie zur Zeit der Leidenschaft in Bewegung setzten, alsdann erwachen die alten Ideen, und machen sehr leicht den Eindruck, den wir Gewissensbiß nennen.

Fünfzehntes Hauptstück.

Daß die Religion für die bürgerliche Gesellschaft nicht nothwendig sey, daß sie vielmehr dahin abziele, sie zu zerstören, und daß weniger Personen, als man denkt, durch sie in gesetzmäsigen Schranken gehalten werden.

Wenn die Religion in der Welt nöthig, und jedermann verbunden wäre, in derjenigen zu leben, in welcher er gebohren worden, so ist es gewiß, daß Gott einige zuverläsige und deutliche Anzeigen davon würde gegeben haben. Die Abwechslungen in menschlichen Dingen, die Verschiedenheit der Sprachen, würden die Gerechtigkeit Gottes bewogen haben, uns ein unveränderliches Kennzeichen von der Wahrheit der Religion zu geben. Wir können Gottes Willen nicht errathen, wenn er uns ihn nicht deutlich offenbaret; und einer der größten Beweise, daß Gott gar keine Religion eingegeben hat, besteht darinn, daß die Religion nöthig hat, bewiesen zu werden. Die Religion ist eigentlich weiter nichts, als der äußerliche Dienst, den wir Gott schuldig zu seyn glauben, z. B. die Messe zu hören, die Sakramente zu genießen, die Dreyeinigkeit, die Menschwerdung u. s. w. zu glauben. Das bürgerliche Leben ist sehr unabhängig von diesem Gottesdienste. Man kann also die Pflichten eines guten Bürgers, Freundes und Vaters, kurz, eines rechtschaffenen Man-

nes erfüllen, ohne daß sie mit dem Dienste, den wir, wie man sagt, Gott schuldig sind, zusammen hangen. Es ist zwar wahr, daß Leute, die aus Eigennutz verlangen, daß alle Menschen die Pflichten, welche die Gesellschaft erfordert, gegen sie beobachten sollen, diese Pflichten mit den gottesdienstlichen verbunden und behauptet haben: ein Theil des göttlichen Dienstes besteht in der Ausübung der bürgerlichen Pflichten und Verbindlichkeiten. Sie vervielfältigen also die Bewegungsgründe, die uns antreiben sollen, ihnen nützlich zu seyn. Diese Staatslist ist zwar klug, obgleich eigennützig; aber sie ist nicht auf Wahrheit gegründet, weil es doch zulezt immer darauf ankommt, zu zeigen, daß Gott geoffenbaret habe, daß dies gerade der Dienst sey, den er von uns fordere.

Wenn wir nicht eingenommen wären, so würden wir einsehen, daß die christliche Religion der bürgerlichen Gesellschaft sehr schädlich ist. Nur Leute, die sie aus Unwissenheit ausüben, oder solche, die nicht zusammenhängend denken, können sich einen andern Begriff davon machen. Die übertriebene Verachtung der Reichthümer, welche die christliche Religion ihren Anhängern befiehlt, richtet den Handel, die Seele der Gesellschaft, ganz und gar zu Grunde. Es ist schon genug, nur reich werden zu wollen, um, nach der Schrift, in die Netze des Teufels zu gerathen: Qui volunt diuites fieri, incidunt in laqueos diaboli, **die reich werden wollen, fallen in die Stricke des Versuchers.** Inzwischen ist es doch diese Begierde, welche die Völker und die Privatpersonen, nach einer bewundernswürdigen Einrichtung der Vorsehung, mit einander verbindet.

Wenn

Wenn man das Verlangen, sich zu bereichern, aus dem Ganzen wegnehmen sollte, in welche Schlafsucht würde die Welt versinken! Die christliche Religion verwirft ferner die Wißbegierde und alle Art von Neugier. Zu welcher Unwissenheit kann dieser Satz verleiten! Noch tadelt sie jede Neigung des einen Geschlechts zum andern, und wenn man sich in diesem Stücke nicht überwinden kann, so soll man freyen, oder unaufhörlich Brunst leiden; kein Umgang, keine Gemeinschaft mit Personen von verschiedenem Geschlechte! Wenn gleich bey dieser Bekanntschaft kein Fehler vorfällt, so wagt man doch immer dergleichen zu begehen; denn wer sich in Gefahr begiebt, kommt darinn um. Qui amat periculum, peribit in illo. Daher ist ein solcher Umgang nur bey außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt. — Wie viele der bürgerlichen Gesellschaft schädliche Folgen wird man nicht aus diesem Grundsatze ziehen können? Wie viele übel gerathene Ehen werden daraus entstehen? Ja, was wird man von dem Urheber der Natur sagen sollen, der uns selbst eine Neigung eingepflanzt hat, die er verwerfen und strafen müßte? Könnte man Gott hierbey wohl noch für gerecht halten? Warum gab er uns einen solchen Hang, wenn er nicht wollte, daß wir demselben nachgeben sollten? Kann man Gott wohl so unweise handeln lassen? Allein, was soll man vollends sagen, wenn man bedenkt, daß die christliche Religion die Ehe für einen weit unvollkommnern Stand als das eheloſe Leben ansieht? Man lese, was St. Paulus und die Kirchenväter über diesen Punkt sagen, so wird man sehen, daß sich die Christen schämen sollten zu heyrathen. Was würde aber, ohne die Ehe, aus der bürgerlichen Gesellschaft werden? Ue-

Ueberhaupt verwirft die christliche Religion alles, was zur Befriedigung der Sinne dient, und verlangt, daß wir in keinem Stücke unserm eigenen Willen, als der Quelle alles Bösen, folgen sollen. Alle Hoheit ist wahre Niedrigkeit. Alles, was man weltliche Pracht nennt, wird von der Religion gemißbilligt, die uns sagt, daß alles, was in der Welt ist, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen sey, concupiscentia oculorum, concupiscentia carnis, superbia vitæ. Was findet man aber im gesellschaftlichen Leben, das nicht zu diesen dreyen Klassen gehörte? Ich weiß zwar, daß man die Religion durch verschiedene Auslegungen, womit man schwache Köpfe abweiset, wider die Vorwürfe, die ich hier mache, zu rechtfertigen sucht. Die Religion, sagt man, tadelt allein die übertriebene Anhänglichkeit an den Wissenschaften, Ergötzlichkeiten, Reichthümern und s. w. weltlicher Hoheit, ohne diese Dinge an sich selbst zu tadeln. Allein, wenn man mir das Verlangen nach einer Sache untersagt, werde ich mich dann wohl darnach bestreben? und wenn ich mich nicht darnach bestrebe, was wird aus der bürgerlichen Gesellschaft werden? Ja, wird geantwortet, man muß des Nutzens wegen, den man davon hat, nicht aber um ihrer selbst willen, darnach streben. Ohne zu untersuchen, ob diese Ausflucht der christlichen Lehre nicht zuwider ist — warum sagt mir aber die christliche Religion, daß das der vollkommenste Zustand sey, in welchem man sich aller dieser Dinge ganz und gar beraubt? Ja, warum sagt sie mir, daß ich alles, was in meinen Kräften steht, anwenden soll, um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen, die eben so geistig ist, als Gott selbst, der alles

auf der Welt verlassen hat, um ein armseliges Leben zu führen?

Diejenigen, die in sich selbst nicht Stärke genug haben, sich ihrer Vorurtheile zu entschlagen, und Grundsätze, ohne dieselben, zu untersuchen, für wahr halten, ziehen große Folgen aus der Moral der Religion, wenn sie sonst richtig denken. Sie erwählen das Klosterleben, das heißt, sie entziehen sich gänzlich der bürgerlichen Gesellschaft. Ihr Verhalten ist sehr tadelnswürdig, wenn man es nach der Ordnung der Natur und der Gesellschaft beurtheilt; hingegen sehr regelmäßig nach den Grundsätzen der christlichen Religion. Diese verbeut seinem eigenen Willen zu folgen; sie thun also das Gelübde des Gehorsams. Sie untersagt die sinnlichen Vergnügungen, und besonders diejenigen, die der göttliche Schöpfer selber durch den Eindruck, den das eine Geschlecht entweder durch die bloße Gegenwart, oder durch eine engere Vereinigung auf das andere macht, in uns erregt; sie geloben ewige Keuschheit an, und richten noch dazu ihren eigenen Körper oft durch verdammliche Strenge zu Grunde. Sie verwirft die Liebe zu irdischer Größe und Herrlichkeit, nebst der Begierde nach Reichthümern; und daher entsteht das Gelübde der Armuth. Was für Lobsprüche ertheilt man ihnen nicht in der Welt, besonders wenn sie große Güter verlassen, oder den Rechten einer erlauchten Geburt entsagt haben, um diesen Stand zu erwählen! Was kann der bürgerlichen Gesellschaft wohl mehr entgegen seyn! Die Natur muß auf solche Art der menschlichen Einbildung nachgeben. Wenn weltliche Frauenzimmer eine Nonne besuchen, so sehen sie einander an, sie erröthen über ihren Stand,

und die Klosterfrau ist stolz auf den ihrigen. Fügt es sich nun, daß unglücklicher Weise ein junges Mädchen von einem Naturel, das sich durch solche abgeschmackte Eindrücke leicht einnehmen läßt, eine Zuschauerinn ist, so wünscht sie sich Glück, daß sie eben diesen Schritt thun kann, und manchmal ist sie thöricht genug, ihn wirklich zu thun. — Wenn ihr den Erdbewohnern die Begierde nach Ehre und Reichthümern, nebst der Liebe zum Vergnügen nehmt, so braucht ihr nicht weiter zu fragen, wann die Welt aufhören wird? Ihr werdet ihr Ende selbst herbeyführen.

Die Mönche, diese vermeynten freywilligen Armen, sind der Gesellschaft, wegen des müssigen Lebens, welches sie führen, nicht nur unnütz, sondern schaden ihr auch wirklich. Da sie das Gelübde der Armuth ablegen, und sich von andern Menschen für die Mühe, nichts zu thun, ernähren lassen, so rauben sie den wirklichen Armen das, was ihnen die Einfalt des Volks giebt, welches die eingebildeten Schätze der Ablaßbriefe mit zeitlichen Gütern von ihnen erhandelt. Das Betrügerische, welches man in diesem Betragen der Mönche antrift, erhellet daraus, daß diejenigen, die diesen Stand freywillig ergreifen, das Gelübde der Armuth nur darum zu thun scheinen, um bequem zu leben, und zu größern Gütern zu gelangen. Die meisten wohnen prächtig; die alten Orden haben sich weit umher liegende Besitzungen erworben; die armen Eremiten vom St. Bruno-Orden (so nennen sie sich in ihren Verschreibungen) sind mächtig und reich; ohne der Mönche vom St. Benediktorden, der Jesuiten und anderer unzähligen Orden zu erwähnen, von welchen die meisten,

unter

unter dem Vorwande der Religion, eine schimpfliche und grausame Tiranney über das unwissende und dumme Volk ausüben; und man kann sagen, daß sie eben so mächtig, ja oft noch mächtiger als Fürsten sind. Die Inquisition ist ein überzeugender Beweis davon. Man kann also behaupten, daß die Klostergemeinen überhaupt die Tugend der Uneigennützigkeit nicht ausüben. Wir sehen es an dem Elende der Privatpersonen, da hingegen die Mönche bey dem Gelübde der Armuth reich werden. Ich trage keinen Zweifel, daß sie nicht einmal Herren der Welt werden sollten. Welche schreckliche Verblendung!

Alle Christen müssen, wie Jesus Christus sagt, nach der Vollkommenheit trachten. Da nun der ledige Stand, nach der christlichen Religion vollkommner ist, als der eheliche, so müssen alle Christen sich bestreben, ehelos zu bleiben, wozu sie auch ermahnet werden. Wer sieht nicht die Falschheit dieses Grundsatzes ein, welcher der Natur und dem Zwecke zuwider läuft, den Gott, wie die Vernunft mir sagt, bey der Schöpfung des Menschen sich vorgesetzt hat? Wenn die ganze Erde christlich wäre, und wenn alle Christen diesem Grundsatze folgten, so müßte das Ende der Welt nicht weit entfernt seyn. Zielt ein solcher Satz nicht auf die Zerstörung des menschlichen Geschlechts ab? Man lese die Lobsprüche, die man dem heiligen Alexius ertheilt, weil er am Hochzeitabend seine Gattin verlassen, und ein armseliges unnützes Leben im Hause seines Vaters geführet hat. Er wird uns als ein großer Heiliger beschrieben, und als ein bewundernswürdiges Beyspiel zur Nachfolge vorgestellt. Wenn

ihm nun die Christen nachahmten, was würde aus der bürgerlichen Gesellschaft werden? Das Volk liebt das, was ihm über die Natur zu seyn scheint. Man lobt die Jungfrauen, weil man diesen Stand gemeiniglich für sehr schwer und ausserordentlich hält, und weil man sich vorstellt, es sey etwas seltenes, sich darinn zu erhalten. Wie sehr ist es aber dem bürgerlichen Leben zuwider, einsam zu bleiben, und seine Nahrung durch ein Loch zu empfangen, gleichsam als wenn sie vom Himmel käme; mit einem Worte, wie schädlich ist das Klosterleben der Gesellschaft? Wenn alle Menschen abgesondert lebten, ohne Gemeinschaft und Umgang mit einander zu haben, so wäre es unmöglich, daß sie einander Gutes erweisen könnten. Nun ist es aber viel vernünftiger zu glauben, daß, wenn man sich wechselseitige Dienste leistet und die bürgerlichen Pflichten ausübt, man dann den Zweck viel besser erfülle, um dessentwillen uns Gott in die Welt gesetzt hat. Wenn man es also recht bedenkt, so ist das Klosterleben der allerunvollkommenste von allen Ständen. Der gemeine Mann urtheilt aber ganz anders davon, und sieht nur auf die Mühe, die es kostet, natürliche Neigungen zu überwinden. Allein er betrügt sich, weil eine eingewurzelte natürliche Neigung das Kennzeichen ist, welches uns Gott von seinem Willen giebt.

Es heißt, Mißtrauen in den Willen Gottes und in die Vorsorge setzen, die er für seine Geschöpfe trägt, wenn man glaubt, die Mönche wären nöthig, um für andere Menschen zu beten; denn ausserdem, daß sie nicht immer beten, sind sie Menschen, wie andre.

Sie

haben keinen andern besondern Charakter, als den, welchen ihnen die Einbildung zuschreibt, und den ihre ausgezeichnete Tracht, die überdem sehr sonderbar ist, ihnen beygelegt hat; in Gottes Augen sind sie das, was wir sind. Ohne Zweifel ist es Gott angenehmer, wenn man selbst ihn anruft, als wenn man ihn durch andere anrufen läßt. Allein das Volk ist immer geneigt, sich Gott als einen König vorzustellen; und so wie Städte und Gemeinen gewißen Hofleuten Jahrgelder geben, damit sie sich ihrer bey dem Regenten annehmen sollen: so will es das Volk eben so halten. Es betet hier auf der Erde zu den Heiligen, die seiner Meynung nach im Himmel sind; es macht ihnen sogar Geschenke, und unterhält noch dazu Mönche, weil es sich einbildet, daß, weil sie sonst nichts zu thun haben, als zu beten, sie es besser, als das Volk, verrichten werden. Die Könige haben Hofleute und Staatsbedienten; es konnte also nicht fehlen, die Menschen mußten Gott eben dergleichen geben.

Die christliche Religion sucht uns zu sehr von der gegenwärtigen Glückseligkeit abzuziehen; sie will, daß wir alles um einer künftigen Seligkeit willen thun sollen, die wir aber nicht kennen. Allein um des Nutzens der bürgerlichen Gesellschaft willen müßte man doch schon in dieser Welt glücklich zu werden trachten; denn nach dem weisen Verhalten des Urhebers der Natur scheint es, daß er mehr die Glückseligkeit der Menschen überhaupt, als das Wohl einiger einzelnen Personen zum Augenmerk gehabt hat. Wir müssen alle zu dieser Absicht beytragen, und einer den andern glücklich zu machen suchen. Wenn wir das, was in

der Welt vorgeht, genau beobachten, so werden wir sehen, daß diese Absicht, wenn sie gut ausgeführt wird, ein sicherer Weg zu unsrer eigenen besondern Glückseligkeit ist, die der Urheber der Natur, wie es scheint, uns nur durch dieses Mittel verleihen will. Diejenigen, die nur für sich selbst nützlich sind, sind gemeiniglich elend; und dieses Elend ist ein Sporn, dessen sich die Vorsehung bedient, um sie aus einem der Gesellschaft unnützen Zustande heraus zu reissen. Je mehr wir in einem Stande nützlich sind, desto mehr bereichert er uns. Die Selbstliebe, die Menschlichkeit, kurz die Natur haben mehr Gewalt über uns, als die Religion. Man prüfe sich, und man wird finden, daß Eitelkeit und Leidenschaften die Menschen beherrschen, und sie zu allem fähig machen. Wir müssen der Welt nicht Gelegenheit geben, uns mit bösen Menschen zu vermischen. Die Religion ist das Grab der Vernunft; sie hindert uns, in den Wissenschaften Fortschritte zu machen; ein Augustin, ein Ambrosius würden, ohne die Religion, viel weiter in den Wissenschaften gekommen seyn. Kurz, die Religion zielt dahin ab, uns, unter der Hofnung eines andern als des gegenwärtigen Lebens, hier in dieser Welt unglücklich zu machen. Mit einem Worte, um ein guter Christ zu heißen, muß man unwissend seyn, alles blindlings glauben, was uns unsre Geistlichen lehren, allen Ergötzlichkeiten, Ehrenstellen und Reichthümern entsagen, einsam in einer Wüste leben, Eltern und Freunde verlassen und ledig bleiben; kurz, alles thun, was wider die Natur ist, und den Mönchen alle Arten von Reichthümern zuwenden: alsdann kann man, nach ihrem Versprechen, gewiß versichert seyn, gerades Weges in den Himmel zu kommen.

Sechzehntes Hauptstück.

Von dem Daseyn eines höchsten Wesens, und wie sich ein ehrlicher Mann in seinem Leben verhalten soll.

Ich kann die Schönheit, Ordnung und Harmonie aller Theile des Ganzen nicht betrachten, ohne den Schluß zu machen, daß die Welt und alle Theile, woraus sie besteht, von einem weisen und allmächtigen Wesen angeordnet worden seyn müssen, selbst auch alsdann, wenn die Natur ewig wäre. Wie viele erstaunenswürdige Dinge bewundern wir nicht in der Welt! die Ebbe und Fluth, die Natur der flüssigen Körper, das Licht, die Farben, den Umlauf des Bluts, das Spiel eines jeden körperlichen Theils der beseelten Geschöpfe und die vortrefliche Uebereinstimmung des Ganzen zusammen! Alle diese Dinge erschöpfen den menschlichen Verstand, ehe er die wahre Ursache davon begreifen kann. Bedarf es nun aber so viel Verstand und Aufmerksamkeit, sie zu entwickeln, was für eine Weisheit muß nöthig gewesen seyn, sie zu erfinden!

Es giebt keine Pflanze, deren Struktur nicht ein bewundernswürdiges Werk ist, und bey deren Urheber man nicht noch größere Kenntniß voraussetzen muß. Kann man bey dem allen wohl denken, das Ganze sey ein Werk des Zufalls? Man halte es für ewig, wenn man will; man wird dennoch die Stärke dieses

Schlusses zugestehen müssen. Die Erhaltung der Welt ist eben so schwer, als die Hervorbringung derselben. Die Zeit, die alles zerstört, der beständige Gebrauch der Werkzeuge, wodurch sie abgenutzt werden, dies würde zuletzt einige Springfedern in Unordnung bringen und endlich sie ganz verderben, wenn nicht eine unendliche Weisheit über alles wachte, allen Zufällen klüglich vorgebeugt hätte, und die regelmäßigen Bewegungen beständig unterhielte, welche nur sie allein der Natur, die sich von selbst zu bewegen nicht im Stande ist, gegeben haben kann. Die Sterne, die wir sehen, und ihre unaufhörlichen regelmäßigen Bewegungen — überzeugen uns die nicht von der Allmacht und dem Daseyn eines höchsten Wesens? Wenn ein durch die Astronomie aufgeklärter Verstand die genaue Regelmäßigkeit dieser großen Körper in ihrem Laufe aufmerksam durchschauet, so muß er, mag er auch ein System annehmen, was für eines er will, nothwendig auf eine verständige Ursache zurückgehen, von welcher die Regelmäßigkeit in der Einrichtung und der Bewegung herrühret. Der dummste Mensch ist überzeugt, daß eine jede Wirkung ihre Ursache hat, und daß eine sehr große Wirkung auch eine Ursache voraussetzt, die von sehr großer Kraft seyn muß. Wider diesen Satz, dem jedermann beypflichtet, kann keine Einwendung Statt finden. Man trift keinen Menschen an, der nicht einen Grund von jeder Sache anerkennen sollte; nun kann aber der Grund einer verständigen Sache nichts anders, als der vollkommenste Verstand seyn. Ein Werk von einer solchen Zusammensetzung, daß die Einrichtung der Theile einem gewissen Zwecke entspricht,

ist unstreitig die Wirkung einer verständigen Ursache. Und so erkennen wir hier einen verständigen Werkmeister. Eben so sagt uns der natürliche Verstand, daß keine andere Ursache die Vollkommenheit der Grundursache einschränken oder begränzen kann; und daß sie demnach ohne Schranken ist. Hier erkennen wir also den Urheber der Welt als ein uneingeschränktes, das ist, unendliches Wesen. Die Weisheit, die Güte, die Allmacht, die Gerechtigkeit, kurz, alle Vollkommenheiten sind in diesem unendlichen Wesen enthalten, und es ist schwer zu begreifen, daß es unendlich und nicht auch einig seyn sollte. Dies höchste Wesen nenne ich Gott, der uns, um uns zu leiten, die Vernunft giebt, die sich bey allen Menschen findet. So lange wir ihr ohne Vorurtheil folgen, können wir uns niemals betrügen, und es ist der Vorsehung Gottes gemäß, daß er diese Einrichtung gemacht hat. Warum wollen wir also dieses Licht, das uns natürlich ist, und folglich nur allein von ihm kommt, der ungerechten Tiranney der Menschen unterwerfen? Wie kann ich zuverlässig wissen, welchen Weg ich gehen soll, wenn ich einem fremden Lichte folge? Meine Vernunft kann irren, ich gebe es zu; allein ist denn die Vernunft anderer Menschen nicht gleichen Mängeln ausgesetzt? Ein ehrlicher Mann muß niemals einer Rede Beyfall geben, deren Sinn er nicht versteht, er muß auch genau Acht haben, ob das, was man ihm sagt, mit dem hellen und offenbaren Lichte der Vernunft übereinstimmt; denn wenn er hier eine Abweichung findet, so ist es unmöglich, daß er sich überreden lassen, und das, was wider seine Einsicht streitet, zugestehen sollte. Ob es

gleich viele Dinge giebt, die über unsre Vernunft sind, so finden wir doch nicht, daß sie einem von den deutlichen und überzeugenden Grundsätzen zuwider laufen, die unserm Geiste eingegraben sind. Wir sind nicht im Stande zu begreifen, daß der kleinste Theil der Materie ins unendliche getheilt werden könne; indessen ist dieser Satz bey weitem nicht wider unsre Vernunft, weil sie selbst uns beweiset, daß es sich so verhält, ob wir gleich nicht begreifen, wie es möglich ist. Es giebt noch andere Dinge, die den festgesetzten Grundsätzen und den deutlichen Begriffen, die unsre Vernunft in ihrer eigenen Natur findet, gerade zu entgegen sind, z. B. daß ein Theil dem Ganzen gleich sey. Diesen Satz einzuräumen wäre eben so viel, als den deutlichen Ideen der Vernunft und des Verstandes entsagen, auf welchen die Gewißheit alles dessen, was wir wissen oder erkennen, gleichsam als auf den ersten Grundsätzen beruhet, ohne welche wir keine Ueberzeugung haben können.

Aus dieser Ursache begreifen wir, daß nichts schwerer sey, als was Gott bereits in Absicht der Schöpfung der Welt gethan hat; woraus wir schließen müssen, daß Gott alles, was möglich ist, thun kann: und so müssen wir es verstehen, wenn wir sagen, daß Gott allmächtig ist. Allein ohne Zweifel ist niemand, der behaupten sollte, daß Gott Dinge thun könne, die in sich selbst einen Widerspruch enthalten, oder seiner Natur und seinen Eigenschaften ausdrücklich zuwider sind. Die Unveränderlichkeit des göttlichen Rathschlusses ist eine nothwendige Folge seiner Weisheit. Wer seinen Vorsatz ändert, oder eine Sache bereuet, giebt dadurch zu erkennen, daß seine Vorsicht unvollkommen und seine

Weisheit mangelhaft ist; bey Gott hingegen kann keine Unvollkommenheit Statt finden. Ein kluger Mensch, der die Beweise, worauf die christliche Religion gegründet ist, mit Ernst, ohne Leidenschaft und ohne Vorurtheil, untersucht, wird ohne Mühe einsehen, daß ein so unvollkommenes Werk unmöglich von einem so vollkommnen Wesen, wie Gott ist, herrühren könne, sondern allein aus dem menschlichen Verstande entsprungen seyn müsse, der nicht alles wissen, noch vorher sehen kann.

Es giebt Personen, die aus Sittenverderbniß und Ruchlosigkeit die christliche Religion nicht glauben; solche Leute kann man nicht für rechtschaffene Menschen halten. Da man ihnen von ihrer Kindheit an Böses zu thun, bloß aus Furcht vor der Hölle, verboten hat: so finden sie auch, so bald sie sich nicht mehr vor der Hölle fürchten, weiter kein Bedenken, Laster zu begehen. Es giebt aber auch andere, welche der christlichen Religion aus Gründen der Vernunft nicht Beyfall geben, und diese sind sehr ehrliche Leute. Liebe zur Ordnung ist ihre Triebfeder, und die Vernunft überzeugt sie durch diese Liebe zur Ordnung, wie wichtig es für sie sey, nach Ehre und Rechtschaffenheit zu streben. Natürlicherweise muß bey einer Person, die durch die Vernunft von der Falschheit der christlichen Religion überzeugt ist, mehr Rechtschaffenheit anzutreffen seyn, als selbst bey einem Christen. Die Beicht befördert das Laster durch die Versicherung, daß man davon losgesprochen sey; denn man vergeht sich leicht wieder, wenn man Vergebung zu hoffen hat; anstatt daß ein Mensch nach der Moral kein Hülfsmittel zu

finden

finden weis, um sich seine Fehler zu verzeihen. Es giebt wesentlich gute Handlungen, die ein ehrlicher Mann ausüben muß, als: einen Gott zu erkennen, und andern nichts zu thun, als was er will, daß sie ihm thun sollen; woraus ich schließe, daß die entgegen gesetzten Handlungen wesentlich böse sind.

Der sicherste Beweis, woraus wir erkennen müssen, ob wir Gott lieben, besteht darinn, daß wir uns prüfen, ob wir eine feste und standhafte Neigung, ihm zu gehorchen, bey uns spüren. Wir müssen also keinen andern Führer haben, als die Vernunft, die er uns selbst verleihet. So bald diese erkannt hat, daß Gott redet, muß sie schweigen und hören. Die innere Verehrung, die wir dem Höchsten schuldig sind, muß in einer gehörigen Erkenntniß seines Wesens und seiner Eigenschaften bestehen, und unsre äusserliche Ehrfurcht müssen wir dadurch an den Tag legen, daß wir alles das thun, was uns seiner höchsten Würde und unsrer Abhängigkeit von ihm angemessen zu seyn scheint. Weil Gott der Schöpfer und Herr aller Dinge ist, so müssen wir sie auch dazu brauchen, wozu er sie gemacht, und uns ihrer zu dem Endzweck bedienen, weshalb er sie erschaffen hat, um so mehr, da wir durch die von ihm uns verliehene Vernunft den Zweck und die Absicht Gottes einsehen können. Wir müssen demnach diese Dinge zu keiner Zeit mißbrauchen, noch vermittelst derselben Ausschweifungen begehen, die unsre Gesundheit erschüttern, unsern Verstand verrücken, oder uns, es sey auf welche Art es wolle, an der Erfüllung unserer Pflichten hindern könnten. Da Gott auch viele Dinge zum Gebrauch und Dienst aller Menschen

gemacht hat, so ist es nicht billig, daß diese Dinge in den Händen einiger Menschen im Ueberfluß angehäuft seyn sollen, da inzwischen andere sogar die nöthigsten Lebensbedürfnisse entbehren müssen. Der Mensch ist nicht zum Müßiggange gemacht; er ist verbunden, sich mit etwas zu beschäftigen, und das Beste der Gesellschaft beständig zum Zweck zu haben. Gott selbst richtet sein Augenmerk nicht bloß auf die Wohlfahrt einzelner Personen, sondern überhaupt auf das Wohl und auf die Glückseligkeit aller Menschen. Es mag also ein noch so großer Unterschied unter den Menschen seyn, so müssen sie sich doch unter einander Dienste leisten, weil gewiß niemand ist, er sey so groß und erhaben wie er will, dem es nicht begegnen könnte, den Beystand und die Freundschaft der ärmsten Personen nöthig zu haben. Man muß sich gegenseitig verbinden. Die Treue und die Aufrichtigkeit sind sehr wesentliche Tugenden für die Gesellschaft; sie bringen den Menschen große Vortheile, und tragen viel dazu bey, sie wechselseitig glücklich zu machen. Wir müssen unsern Nächsten lieben, wie uns selbst, und mit eben der Aufrichtigkeit; das ist: wir müssen immer für andre thun, was wir für billig halten würden, das sie für uns thäten, wenn wir uns in ihren, und sie sich in unsern Umständen befänden. Derjenige, der aus Pflicht verbunden ist, eine gewisse Sache zu thun, ist auch verpflichtet, sich in den Stand zu setzen, alle Mittel und alle Werkzeuge anzuwenden, um seinen Zweck glücklich zu erreichen. Dies ist die Religion und der Lebenswandel, welche ein ehrlicher Mann sich zur Regel nehmen muß. Die Weisen des Alterthums haben

diese Moral ausgeübt, und Plato ist der Vater derselben. Wenn man sie ohne Vorurtheil untersucht, so wird man sie eben so rein finden, als die christliche Sittenlehre, der sie zum Grunde dienet. Die Christen befolgen sie, weil man sie lehrt, daß Gott es will und befiehlt; die andern hingegen üben sie nur darum aus, weil die Vernunft und die Natur sie ihnen eingegeben. Jesus Christus ist also nicht gekommen, die Natur zu verbessern, von welcher man uns sagt, daß sie verderbt gewesen sey. Er und die Schrift lehren uns nicht einen einzigen moralischen Satz, der nicht schon von allen aufgeklärten Leuten im Heidenthum gelehrt und ausgeübt worden wäre. Worinn besteht nun diese verderbte Natur? Die Beyspiele so vieler klugen Heiden beweisen zur Gnüge, daß sie eine ziemlich große Kenntniß von einem höchsten Wesen hatten, und daß es ihnen nicht an Kräften fehlte, das Gute auszuüben. Hatten sie andere göttliche Gesetze, als das, welches ins Herz geschrieben ist, und von der Vernunft allein auf eine natürliche Art eingegeben wird? Nein, sondern die Ursache liegt darinn, daß die Vernunft und die Natur ein Werk Gottes, die Religion aber ein Werk der Menschen ist.

Briefe

an

Herrn von Voltaire.

I.

Berlin, den 8. August 1736.

Mein Herr,

Ob ich gleich nicht das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen; so sind Sie mir doch durch Ihre Werke bekannt. Diese sind, wenn man sich so ausdrücken darf, Schätze des Geistes, und mit so vielem Geschmack, so vieler Feinheit und Kunst gearbeitet, daß ihre Schönheiten iedesmal neu scheinen, so oft man sie wieder liest. Ich glaube darinn den Charakter ihres geistreichen Verfassers erkannt zu haben, der unserm Jahrhundert und dem menschlichen Verstande Ehre macht. Die großen Männer der neuern Zeit werden Ihnen, und nur Ihnen, eines Tages verpflichtet seyn, wenn der Streit, ob den Neuern oder den Alten der Vorrang gebühre, wieder aufleben sollte, dadurch Sie die Waageschaale der erstern das Uebergewicht haben wird.

Sie verbinden mit dem Talent eines vortreflichen Dichters unzählig viele andre Kenntnisse, die freylich wohl einige Verwandtschaft mit der Dichtkunst haben, aber doch nur erst durch Ihre Feder ein Eigenthum derselben geworden sind. Nie hat ein Dichter metaphysische Gedanken versifizirt; die Ehre, dies zuerst zu

leisten,

leisten, war Ihnen vorbehalten. Eben dieser Geschmack an der Philosophie, den Sie in Ihren Schriften äussern, veranlaßt mich, Ihnen die Uebersetzung zu schicken, die ich von der Anklage und der Rechtfertigung des Herrn Wolf, des berühmtesten Philosophen unsrer Zeit, habe machen lassen, der, weil er die dunkelsten Kapitel der Metaphysik aufgeklärt, und diese schwierigen Gegenstände auf eine eben so erhabne als bestimmte und deutliche Art behandelt hat, grausamer Weise der Irrreligion und des Atheismus beschuldigt worden ist. So geht es den großen Männern; ihr überlegenes Genie setzt sie immer den vergifteten Pfeilen der Verläumdung und des Neides aus.

Ich lasse jetzt die Abhandlung von Gott, der Seele und der Welt übersetzen, die eben dieser Verfasser geschrieben hat. So bald sie fertig ist, mein Herr, werde ich sie Ihnen schicken. Ich bin gewiß, daß Ihnen die Stärke der Evidenz in allen seinen Sätzen einleuchten wird, die mathematisch auf einander folgen, und so verbunden sind, wie die Ringe einer Kette.

Die Nachsicht und der Schutz, welche Sie jedem ertheilen, der sich den Künsten und Wissenschaften widmet, lassen mich hoffen, daß Sie mich nicht von der Zahl derer ausschließen werden, die Sie Ihrer Belehrung würdig finden. So nenne ich einen Briefwechsel mit Ihnen, der jedem denkenden Wesen nicht anders als nützlich seyn kann. Ja, ohne das Verdienst Andrer verkleinern zu wollen, behaupte ich sogar ganz dreist, daß auf der ganzen Erde niemand ist, dessen Lehrer Sie nicht seyn könnten. Ohne Weihrauch an

Sie zu verschwenden, der Ihrer nicht würdig wäre, kann ich Ihnen sagen, daß ich in Ihren Werken unzählige Schönheiten finde. Ihre Henriade entzückt mich, und besiegt auf das glücklichste die sehr einsichtslose Kritik, die man darüber gemacht hat. Das Trauerspiel Cäsar liefert uns durchgeführte Charaktere; die Gesinnungen sind alle groß und erhaben, und man fühlt, daß Brutus entweder ein Römer oder ein Engländer ist. Alzire hat den Reiz der Neuheit, und dabey noch den glücklichen Kontrast zwischen den Sitten der Wilden und der Europäer. An dem Charakter Gusman's zeigen Sie, daß ein übel verstandenes und von falschem Eifer geleitetes Christenthum noch barbarischer und grausamer macht, als das Heidenthum selber.

Korneille, der große Korneille, der sich die Bewunderung seines ganzen Jahrhunderts erwarb, würde, wenn er in unsern Tagen wieder auferstände, mit Erstaunen und vielleicht mit Neid sehen, daß die Göttin des Trauerspiels Ihnen die Gunstbezeigungen verschwenderisch ertheilt, mit denen sie gegen ihn karg war. Was kann man nicht alles von dem Verfasser so vieler Meisterstücke erwarten? Was für neue Wunder werden nicht aus der Feder hervorkommen, die schon ehemals den Tempel des Geschmacks so geistreich und so elegant zeichnete?

Dies erregt in mir den heißen Wunsch, alle Ihre Werke zu besitzen. Ich bitte Sie, mein Herr, sie mir zu schicken, und keines davon zurück zu halten. Wenn sich unter den handschriftlichen eins befindet, das Sie, aus nöthiger Behutsamkeit, vor den Augen des Pu-

blikums zu verbergen dienlich glauben; so verspreche ich Ihnen, es unter dem Schleier des Geheimnisses zu bewahren, und mich damit zu begnügen, daß ich ihm für mich allein Beyfall ertheile. Leider weiß ich, daß zu unsrer Zeit das Wort der Fürsten wenig geachtet wird; aber dennoch hoffe ich, Sie werden Sich nicht von allgemeinen Vorurtheilen einnehmen lassen, und mir zum Besten eine Ausnahme von der Regel machen.

Ich würde mich, wenn ich Ihre Werke besäße, für reicher halten, als durch den Besitz aller der flüchtigen und verächtlichen Glücksgüter, die man durch ein und eben dasselbe Ungefähr erhält und verliert. Die ersteren, ich meyne Ihre Werke, kann man sich durch Hülfe des Gedächtnisses zu eigen machen; und sie dauern so lange als dieses. Da ich den geringen Umfang des meinigen kenne, so schwanke ich lange, ehe ich mich über die Wahl dessen bestimme, was ich darinn aufzunehmen würdig finde.

Wäre die Dichtkunst noch auf eben dem Fuß, wie ehemals; das heißt, könnten die Dichter weiter nichts, als langweilige Idyllen, in eine Form gegoßne Eklogen und abgeschmackte Stanzen trillern, oder wüßten sie ihr Saitenspiel höchstens auf den Ton der Elegie zu stimmen: so würde ich ihr auf immer entsagen; aber Sie veredeln diese Kunst und zeigen uns neue Wege und Pfade, welche * * * und Rousseau niemals kannten.

Ihre Gedichte haben Eigenschaften, durch die sie ehrwürdig sind, und die Bewunderung, so wie das Studium edler Menschen verdienen. Sie sind ein In-

begrif

begrif der Moral, aus dem man denken und handeln lernt. Die Tugend wird darinn mit den schönsten Farben geschildert. Der Begrif von wahrem Ruhm ist darinn festgesetzt; und Sie flößen auf eine so feine und delikate Art Geschmack an den Wissenschaften ein, daß jeder, der Ihre Werke gelesen hat, die edle Begierde fühlt, Ihren Fußstapfen zu folgen.

Wie oft habe ich nicht zu mir selbst gesagt: Unglücklicher, laß ja eine Bürde ruhen, deren Gewicht deine Kräfte übersteigt; man kann Voltairen nicht nachahmen, wenn man nicht Voltaire selber ist. In diesen Augenblicken fühlte ich, daß die Vorzüge der Geburt, und der Dunst von Größe, mit dem die Eitelkeit uns einwiegt, nur wenig, oder richtiger, gar nichts nützen. Es sind Unterscheidungsmerkmale, die nicht zu uns selbst gehören, und nur unsre Aussenseite schmücken. Wie sehr sind ihnen Talente des Geistes vorzuziehen! Was ist man Leuten nicht schuldig, welche die Natur schon dadurch auszeichnete, daß sie dieselben geboren werden ließ! Sie findet Vergnügen daran, Personen hervorzubringen, die sie mit allen nöthigen Fähigkeiten begabt, um in den Künsten und Wissenschaften Fortschritte zu machen; und den Fürsten kommt es dann zu, die Nachtwachen derselben zu belohnen. Ha! warum bedient sich der Ruhm nicht meiner, um Sie für Ihre glücklichen Fortschritte zu krönen! Ich würde weiter nichts fürchten, als daß dieses an Lorbeeren nur wenig ergiebige Land ihrer nicht so viele hervorbringen möchte, als Ihre Werke verdienen.

Begünstigt das Schicksal mich nicht so sehr, daß ich Sie besitzen kann, so darf ich doch wenigstens hoffen, eines Tages den zu sehen, den ich seit so langer Zeit von fern bewundre, und Sie mündlich zu versichern: ich sey mit aller der Hochachtung und Ehrerbietung, die denen gebührt, welche der Fackel der Wahrheit folgen, und ihre Arbeiten dem Publikum widmen,

Mein Herr,

Ihr wohlaffectionirter Freund
Friedrich,
Kronprinz von Preussen.

2.

Rheinsberg, d. 7. Nov. 1736.

Mein Herr,

Ich bin äußerst von der Ehre gerührt, die Sie mir dadurch erwiesen, daß mein Name an der Spitze des schönen Aufsatzes steht, den Sie mir zugeschickt haben *). Der Gegenstand, den er betrift, und die Art, wie Sie ihn wenden, ist so vortheilhaft für mich, daß ich gestehen muß: man könne die Sorge für seinen Ruf niemanden besser anvertrauen, als Ihnen. Die Pflichten eines weisen und aufgeklärten Königs, der Kodex des Pabstes und der sieben Kardinäle, und die Erzählung von der pedantischen Gelehrsamkeit des Königs

*) Epitre au Prince Royal de Prusse. De l'usage de la science dans les princes. In der Ettingerischen Ausgabe der Voltairischen Werke. T. XIII. p. 99.

nigs Jakob von England sind in der That meisterhafte Züge. Ohne mich darauf einzulassen, den Ueberrest dieses Werkes, eines der vollkommensten, die ich in meinem Leben gesehen habe, zu zergliedern, sage ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank dafür, und schätze mich glücklich, daß ich es veranlaßt habe.

Ich wünschte, mein Herr, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit durch eine Epistel in Versen bezeigen könnte, die an Sie gerichtet zu seyn verdiente. Aber so wie die Sterne sich vor der Sonne verbergen, deren glänzendes Licht ihren schwachen Schimmer verdunkelt und verlöscht, so gebiete ich, wenn ich an Sie schreiben will, meinem jungen und von den Musen nicht anerkannten Saitenspiel Stillschweigen. Ich weiß, daß Ihre Werke unschätzbar sind, und ihren Lohn, die Unsterblichkeit, in sich selber haben; indeß hoffe ich, Sie werden die Büste des Sokrates *), die ich Ihnen schicke, als ein Zeichen meines Andenkens, in der Rücksicht nehmen, daß er der größte Mann in Griechenland und der Lehrer des Alcibiades war. Wenn ich darüber hinaussehe, daß die Verläumdung ihn anschwärzte, so liesse er sich mit Ihnen in Vergleichung bringen; aber da ich Ihre Bescheidenheit zu beleidigen fürchte, wenn ich Ihnen hierüber nur den dritten Theil von dem äußerte, was ich denke, so will ich mich damit begnügen, es der ganzen Erde zu sagen; und diese wird mir dann zu einem Organ dienen, daß Sie die Gesinnungen voll Hochachtung und Bewunderung erfahren, mit denen ich bin u. s. w.

*) Es war ein goldner Stockknopf in dieser Form.

3.

Rheinsberg, den 13. Nov. 1736.

Nicht Würde, Voltaire', oder Macht, und nicht
Das eitle Vorurtheil von herrlicher
Geburt verleihet sichre Größe je.
So wähnet oft der blinde Pöbel; doch
Der Weise hält die Waag' in seiner Hand,
Und er nur sondert Wahrheit von dem Schein.
Ihn blendet nicht ein trügerischer Glanz;
Ihm birgt den Thoren nicht der Titel Prunk;
Die Reihe großer Ahnen ist ihm nichts.
Ward Dir nicht ihre Tugend, ihr Verdienst.

Noch andre Pfade führen hin zum Ruhm;
Und herrlicher; wir bahnen sie uns selbst.
Ein jeder hat Talent; er nütz' es denn,
So wie das Schicksal es ihm zugetheilt.
Des Menschen Geist ist wie der Diamant,
Dem nur die Hand des Künstlers Glanz ertheilt.
Wer edler seinen Geist zu machen weiß,
Verdient, daß man, dem Neid zum Trotz, ihn ehrt.
Noch preißt Korelli's Töne Rom uns an;
Aus Vorurtheil singt Frankreich Lulli'n nach;
Die Aeneis, so reich an Schönheit, bringt
Virgil's beglückten Namen bis auf uns;
Carraccio und Rubens, Titian
Und Buonarotti sind uns so bekannt,
Wie Algarotti, er, der in der Kunst
Des Zirkels und des Rechnens größer ist,
Als Archimed, so sehr man ihn auch preißt.
Kassini's Tiefsinn wird an jedem Ort
Verehrt; Bernini'n macht das Louvre groß;
Dem Schatten Newton's streuet Weirauch noch
Ganz London; Heinrich ist den Galliern,
So wie der große Kolbert, ewig werth.
Dein Name, weit berühmt durch Wissenschaft,
Gehört zu Königen und Helden hin.

Mein Herr, Sie wissen ohne Zweifel, daß der herrschende Charakter unsrer Nation nicht jene liebenswürdige Lebhaftigkeit der Franzosen ist. Dafür schreibt man uns aber gesunden Verstand, Redlichkeit und Offenherzigkeit zu. Dies ist hinlänglich, um Ihnen zu beweisen, daß ein Versemacher am Ende von Deutschland nicht dazu geschickt ist, Impromptus zu verfertigen; und das Gedicht, das Sie mit diesem Briefe erhalten, hat jenes Verdienst eben so wenig.

Ich war lange zweifelhaft, ob ich Ihnen, dem Apoll des französischen Parnasses, Ihnen, vor dem Korneille und Racine nicht bestehen könnten, meine Verse schicken sollte, oder nicht; indeß haben mich zwey Bewegungsgründe dazu bestimmt. Der eine, der gewiß jeden andern zurückgehalten hätte, besteht darinn: daß Sie, mein Herr, selber Dichter sind, und folglich die unwiderstehliche Begierde, die Wuth, kennen müssen, von der man angetrieben wird, seine ersten Arbeiten vorzuzeigen; der andre, der mich am meisten in meinem Vorhaben bestärkt hat, war das Vergnügen, Sie in Versen mit meinen Gesinnungen bekannt zu machen; denn in Prosa würde es nicht eben so angenehm gewesen seyn.

Das größte Verdienst meines Aufsatzes besteht unwidersprechlich darinn, daß er mit Ihrem Namen geschmückt ist. Meine Eigenliebe verblendet mich nicht so sehr, daß ich diese Epistel für fehlerfrey halten sollte; ja, sie ist in meinen Augen nicht einmal werth, an Sie gerichtet zu seyn. Mein Herr, ich habe die Werke der berühmtesten Schriftsteller und die Ihrigen gelesen, und versichre Sie, daß ich den

unendlichen Abstand zwischen ihren und meinen Versen einsehe.

Ich überlasse Ihnen meinen Aufsatz; kritisiren, mißbilligen und verwerfen Sie ihn, doch mit der Bedingung, daß Sie die beyden letzten Verse darinn verschonen. Für diese interessire ich mich sehr lebhaft; der Gedanke darinn ist so wahr, so evident und handgreiflich, daß ich im Stande bin, des Hasses und Neides ungeachtet, und der Verläumdung zum Trotz, ihre Sache gegen die strengsten Kritiken zu vertheidigen.

Ich bin u. s. w.

4.

Rheinsberg, den 8. Febr. 1737.

Mein Herr,

Seyn Sie ohne alle Sorgen über das Gerücht, das sich von meinem Briefwechsel mit Ihnen verbreitet hat; es kann keinem von uns beyden Unruhe machen. In der That haben abergläubische Leute, deren es in diesem Lande so viele, und vielleicht mehr als anderswo giebt, sich daran geärgert, daß ich mit Ihnen Briefe wechsle. Bey diesen Leuten stehe ich überdies in dem Verdacht, daß ich nicht das alles, was sie Religionsartikel nennen, nach aller Strenge glaube. Diese frommen Seelen sind durch die Verläumdungen, die Ihre Feinde mit der äußersten Bosheit gegen Sie verbreiten, so stark eingenommen, daß sie mit heiligem Eifer jeden verdammen, der Sie Luther'n und Kalvin'en vorzieht, und in seines Herzens Härtigkeit gar

so

so weit geht, an Sie zu schreiben. Um mich von ihrem Ungestüm zu befreyen, hielt ich es für das beste Mittel, daß ich den Zeitungsschreibern in Holland und Amsterdam zu wissen thun liesse: es würde mir lieb seyn, wenn sie auf keinerley Weise von mir sprächen.

Sehen Sie, mein Herr, das ist eine treue Erzählung von allem, was vorgefallen ist, und Sie können ihr Glauben beymessen. Ich kann Sie versichern, daß ich mir eine Ehre daraus mache, Sie hochzuschätzen, und daß ich Ruhm darinn suche, Ihrem Genie Ehrfurcht zu erzeigen; ja, ich würde sogar nichts dawider haben, wenn man alle die Stellen aus meinen Briefen, worinn von Ihnen geredet wird, drucken liesse, um vor den Augen der ganzen Welt an den Tag zu legen, daß ich mich nicht schäme, von einem Manne aufgeklärt zu werden, der mein Lehrer zu seyn verdient, und weiter keinen Fehler hat, als daß er zu weit über andere Menschen erhaben ist. Aber, mein Herr, Sie bedürfen eines so schwachen Zeugnisses, wie das meinige, nicht, um Ihren Ruhm, den Sie selbst so gut gegründet haben, zu sichern. Diese Grundlage ist viel schöner und fester, als sie es durch meinen Beyfall seyn könnte. Zu jeder andern Zeit, als in der gegenwärtigen, würde ich es Herrn Franchin nicht untersagt haben, von mir zu reden; ja, er möchte es auf beliebige Art thun, und würde nie in Gefahr seyn, den Bajazet auf dem Berge St. Michael zu machen. Wie Sie wissen, mein Herr, sagt eine Klugheitsregel: „man müsse den Umständen nachgeben und sich in die Zeit schicken;“ und ich sehe mich genöthigt, sie zu befolgen.

Sie

Sie haben meine Verse an Sie mit so vieler Nachsicht aufgenommen, daß ich es wage, Ihnen eine Ode über die Vergessenheit *) zu schicken. Diesen Gegenstand hat, so viel ich weiß, noch Niemand behandelt. Ich bitte Sie, mein Herr, alle Strenge eines Lehrers und eines Kritikers dabey zu zeigen. Ihre Zurechtweisungen werden mich belehren, und mir so viel werth seyn, als die Begeisterung der Musen, und als ein Unterricht, den mir Apollo selber ertheilt hätte.

Es wird mir angenehm seyn, mein Herr, wenn Sie mir Ihre Zweifel über Wolf's Metaphysik vorlegen. In kurzem werde ich Ihnen den Rest des Werkes schicken. Ich glaube, Sie werden ihn bey seiner Definizion von dem einfachen Wesen angreifen. Man hat von diesem Verfasser auch eine Moral, worinn Alles mit eben der Ordnung abgehandelt ist, wie in der Metaphysik: die Sätze sind genau verbunden, und bieten sich, um mich so auszudrücken, gegenseitig die Hand, um einander zu verstärken. Ein gewißer Jordan, den Sie in Paris gesehen haben müssen, hat die Uebersetzung davon unternommen. Er hat den heiligen Paulus für den Aristoteles verlassen.

Wolf nimmt zu Ende der Metaphysik das Daseyn einer von dem Leibe verschiednen Seele an, und erklärt sich über die Unsterblichkeit derselben in folgenden Worten: „Da Gott die Seele auf einmal und nicht nach und nach erschaffen hat, so kann er sie nicht anders ver-

---

*) Diese Ode ist verloren gegangen, so wie mehrere Jugendarbeiten des Königs.

vernichten, als durch eine förmliche Handlung seines Willens.“ Er scheint die Ewigkeit der Welt zu glauben, ob er gleich nicht in so deutlichen Ausdrücken darüber spricht, als man wünschen möchte.

Das Faßlichste, was man über diesen Gegenstand sagen kann, ist nach meinen schwachen Einsichten Folgendes: Die Welt ist ewig in der Zeit, oder in der Folge der Handlungen; aber Gott, der außer der Zeit ist, muß vor allen übrigen Dingen da gewesen seyn. Ganz gewiß ist die Welt viel älter, als wir glauben. Wenn Gott, da der Wille und das Vollbringen bey ihm nur Eins sind, sie von aller Ewigkeit her erschaffen wollte, so folgt nothwendig daraus, daß sie auch ewig ist. Ich bitte Sie, mein Herr, fragen Sie mich ja nicht, was ewig sey; denn ich bekenne Ihnen schon im voraus, daß ich dies Wort, wenn ich es auch brauche, selbst nicht verstehe. Die metapysischen Untersuchungen liegen außer unserm Horizonte. Wir suchen umsonst das, was unser Fassungsvermögen übersteigt, zu begreifen; und in dieser Welt voll Unwissenheit gilt die wahrscheinlichste Vermuthung für das beste System.

Das meinige besteht darinn, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig, und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, mildere und erleichtere, alles Uebrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch was da wolle, nichts zu fürchten habe. Ich denke, daß dies beynahe auch Ihr Glaubensbekenntniß ist.

Beseelt mich die Vernunft, und wage ich es mir zu schmeicheln, daß sie durch meinen Mund spricht, so thut sie es auf eine für Sie vortheilhafte Art; sie läßt Ihnen, als dem größten Manne in Frankreich, und als einem Sterblichen, welcher der Sprache Ehre macht, Gerechtigkeit widerfahren.

Wenn ich jemals nach Frankreich gehe, so wird meine erste Frage seyn: wo ist Herr von Voltaire? Weder der König, noch sein Hof, nicht Paris, Versailles, das weibliche Geschlecht, noch die Vergnügungen, sondern Sie allein werden Antheil an meiner Reise haben.

Erlauben Sie, daß ich Sie noch einmal wegen der Pucelle (des Mädchens von Orleans) bestürme. Wenn Sie genug Vertrauen in mich setzen, daß Sie mich für unfähig halten, einen Mann, den ich hochachte, zu hintergehen; wenn ich in Ihren Augen ein rechtschaffener Mann bin, so werden Sie mir dieß Gedicht nicht verweigern. Jener Charakter ist mir zu theuer, als daß ich ihn jemals in meinem Leben verletzen sollte; und wer mich kennt, der weiß, daß ich weder geschwätzig, noch unvorsichtig bin.

Fahren Sie fort, mein Herr, die Welt aufzuklären. Die Fackel der Wahrheit kann keinen bessern Händen anvertrauet seyn. Ich werde Sie in der Ferne bewundern; doch thue ich auf das Vergnügen, Sie eines Tages zu sehen, keinesweges Verzicht. Sie haben es mir versprochen, und ich behalte es mir vor, Sie zu seiner Zeit wieder daran zu erinnern.

Rechnen Sie, mein Herr, auf meine Hochachtung; ich ertheile sie nicht leichtsinnig, und nehme sie auch nicht so zurück. Mit diesen Gesinnungen bin ich u. s. w.

5.

Nauen, den 25. May 1737.

Mein Herr,

So eben habe ich meinen lieben Cäsarion mit Allem versehen, was er zu der Reise nach Cirey brauchte. Er wird Ihnen daß Bildniß zustellen, das Sie durchaus haben wollen. Nur die leidige Materialität meines Körpers verhindert meinen Geist, es zu begleiten.

Cäsarion hat das Unglück, in Kurland gebohren zu seyn; (sein Vater, der Baron von Kaiserling, ist Hofmarschall des Herzogs von Kurland;) aber er ist der Plutarch dieses neuen Böotiens. Ich empfehle Ihnen denselben so sehr als möglich. Vertrauen Sie Sich ihm gänzlich an. Er hat den seltnen Vorzug, daß er ein Mann von Kopf und zugleich verschwiegen ist. Wenn ich ihn abreisen sehe, werde ich sagen:

Geliebtes Schiff, das du Virgil'en
Zu der Athener Küste trägst u. s. w.

Wäre ich neidisch, so würde ich es über die Reise seyn, die Cäsarion zu machen im Begriff steht. Das einzige, was mich tröstet, ist der Gedanke, daß er so wieder zu mir kommen wird, wie jener Anführer der

Argonauten, der die Schätze aus Kolchis mitbrachte. Welche Freude für mich, wenn er mir die Pucelle, die Regierung Ludwig's XIV, Newton's Philosophie, und die andern unbekannten Wunderwerke übergeben wird, die Sie dem Publikum bis jetzt noch nicht haben mittheilen wollen. Berauben Sie mich dieses Trostes nicht. Sie wünschen ja das Glück der Menschen so heiß; wollen Sie nun nicht zu dem meinigen beytragen? Eine angenehme Lektüre gehört, dünkt mich, sehr zur wahren Glückseligkeit.

Es ist billig, daß Sie die Newton-Venus *) meiner Achtung versichern. Die Gelehrsamkeit kann nie besser wohnen, als in dem Körper einer liebenswürdigen Person. Welcher Philosoph könnte ihren Argumenten widerstehen? Wird man, wenn man sich von dieser liebenswürdigen Philosophinn leiten läßt, immer auch die Vernunft zur Führerinn haben? Ich für mein Theil fürchte mich sehr vor den goldenen Pfeilen des kleinen Gottes von Cythere.

Cäsarion wird Ihnen Rechenschaft von meiner vollkommnen Hochachtung gegen Sie ablegen, und Ihnen sagen, in welchem hohen Grade wir die Tugend, das Verdienst und die Talente ehren. Glauben Sie ihm Alles, was er Sie von meiner Seite versichern wird; und seyn Sie überzeugt, daß sich die Achtung nicht vergrößern läßt, mit welcher ich bin u. s. w.

---

*) Die Markise du Chatelet.

6.

Den 31. März, 1738.

Mein Herr, ich muß Sie benachrichtigen, daß ich zwey Posttage hinter einander die Briefe von Herrn Thiriot geöffnet bekommen habe; und ich möchte so gar nicht darauf schwören, daß Ihr letzter an mich nicht eben das Schicksal gehabt hat. Ob sie in Frankreich, oder in den Staaten des Königs, meines Vaters, Opfer einer ziemlich übel angebrachten Neugierde geworden sind, ist mir unbekannt. Man kann alles wissen, was unsre Korrespondenz enthält; Ihre Briefe athmen nur Tugend und Menschlichkeit, und die meinigen enthalten gewöhnlich nichts, als Bitten an Sie um Aufklärung über Gegenstände, um welche sich die meisten Menschen eben nicht viel bekümmern. Indeß, so unschuldige Sachen auch unser Briefwechsel enthält, so wissen Sie ja doch, wie die Menschen sind, und daß sie nur zu viele Neigung haben, das, was vor allem Tadel gesichert seyn sollte, übel auszulegen. Daher bitte ich Sie, die Briefe, welche Philosophie oder Verse betreffen, nicht durch Herrn Thiriot's Hände gehen zu lassen. Adressiren Sie diese lieber an Herrn Tronchin du Breuil; ich werde sie dann zwar später bekommen, aber dadurch entschädigt werden, daß sie sicherer sind. Wenn Sie mir einen Brief schreiben, worinn nur Kleinigkeiten stehen, so adressiren Sie ihn, wie gewöhnlich, an Herrn Thiriot, damit die Neugierigen doch etwas zu ihrer Befriedigung haben.

Cäsarion entzückt mich durch alles, was er mir von Cirey sagt. Durch Ihre Geschichte von dem

Jahr-

Jahrhundert Ludwigs XIV. bin ich bezaubert. Nur wünschte ich, Sie hätten Machiavell'n, der ein sehr unredlicher Mann war, keinen Platz unter den übrigen großen Männern seiner Zeit gegeben. Wer sein Wort brechen, unterdrücken und Ungerechtigkeiten begehen lehrt, muß, und wäre er auch durch seine Talente noch so ausgezeichnet, niemals einen Platz bekommen, der bloß den Tugenden und lobenswürdigen Talenten gebührt. Kartouche verdient nicht, neben Boileau, Kolbert und Luxembourg zu stehen. Ich bin gewiß, daß Sie mit mir gleich denken. Sie sind ein zu rechtschaffner Mann, als daß Sie den befleckten Ruf eines verächtlichen Schurken wieder herstellen wollten. Auch bin ich überzeugt, daß Sie Machiavell'n nur von Seiten des Genie's betrachtet haben. Verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit; ich würde nicht so freygebig damit seyn, wenn ich nicht glaubte, daß Sie ihrer sehr würdig sind.

Wären die historischen Werke so geschrieben worden, wie das, welches Sie mir anvertrauet haben, so würden wir von den Sitten aller Jahrhunderte besser unterrichtet seyn, und von den Geschichtschreibern weniger getäuscht werden. Je mehr ich Sie kennen lerne, desto mehr finde ich, daß Sie einzig sind. Nie habe ich eine schönere Schreibart gelesen, als in der Geschichte Ludwig's XIV. Ich bin so davon bezaubert, daß ich jeden Paragraphen zwey bis dreymal lese. Jede Zeile ist treffend; alles ist mit vortreflichen Reflexionen vermischt; nirgends sieht man einen falschen Gedanken, nirgends etwas Kindisches; und dabey herrscht eine vollkommne Unpartheylichkeit. Sobald ich

das

das ganze Werk gelesen habe, werde ich Ihnen einige kleine Bemerkungen zuschicken, unter andern über die deutschen Namen, die ein wenig gemißhandelt sind. Dieser Umstand könnte Dunkelheit über das Werk verbreiten; denn einige Namen sind so entstellt, daß man sie errathen muß.

Ich wünschte, Sie hätten alle Werke geschrieben, die einigermaßen zum Unterricht dienen können; dann ließe sich aus dem Lesen Nutzen schöpfen. Bisweilen werde ich ungeduldig über die unnützen Dinge, über die armseligen Reflexionen, oder über die Trockenheit in gewissen Büchern. Dergleichen Lektüre muß dann erst der Leser verdauen. Dem Ihrigen ersparen Sie diese Mühe. Mag er Beurtheilungskraft haben, oder nicht, so hat er doch aus Ihren Werken gleichen Nutzen; er braucht nur Gedächtniß.

Ich bedarf anhaltenden Fleiß und Anstrengung des Geistes, um Ihre élémens de Newton (Newtons Anfangsgründe) zu studiren. Es soll nach Ostern geschehen; denn jetzt bin ich auf eine kurze Zeit abwesend, um

mit vieler Artigkeit

Zu nehmen, was du wissen wirst.

Meine Zweifel werde ich Ihnen mit der äußersten Freymüthigkeit auseinander setzen, ob ich mich gleich schäme, Sie immer in den Fall der Israeliten zu bringen, welche die Mauern von Jerusalem nicht anders aufführen konnten, als so, daß sie sich mit der einen Hand vertheidigten, indeß sie mit der andern arbeiteten.

Gestehen Sie nur, daß mein System unerträglich ist; bisweilen kommt es mir selbst so vor. Ich suche

einen Gegenstand, um meinen Geist zu fixiren, und finde noch keinen. Wenn Sie einen wissen, der von allem Widerspruch frey ist, so seyn Sie so gütig, ihn mir zu nennen. Kann ich mich von irgend etwas überzeugen, so ist es davon, daß ein anbetungswürdiger Gott im Himmel, und ein beynahe eben so hochachtungswerther Voltaire in Cirey existirt.

Der Frau Markise schicke ich eine Kleinigkeit, *) die Sie ihr gütigst zustellen werden. Ich hoffe, sie wird ihr einen Platz in ihrem Entresol geben, und sich derselben bey ihren Arbeiten bedienen.

Ihr Bildniß konnte ich nicht in Cäsarions Händen lassen. Ich beneidete meinen Freund, daß er mit Ihnen umgegangen war, und nun auch noch Ihr Porträt besitzen sollte. Das ist zu viel, sagte ich zu mir selbst; er muß die Gunstbezeigungen des Schicksals mit mir theilen. Wir beyde denken über Sie gleich, und lieben und achten Sie um die Wette.

Beynahe hätte ich vergessen, von Ihren flüchtigen Aufsätzen zu reden: La modération dans le bonheur, le cadenat, le temple de l'amitié, (die Mäßigung im Glück, das Vorlegeschloß, der Tempel der Freundschaft); dies alles hat mich bezaubert. Sie häufen die Erkenntlichkeit, die ich Ihnen schuldig bin, bis zum Uebermaß. Die Markise muß nicht vergessen, das Schreibzeug aufzumachen. Seyn Sie versichert, daß ich nichts in der Welt mehr bedaure, als daß ich Sie nicht von den Gesinnungen überzeugen kann, mit denen ich bin, u. s. w.

7.

*) Wie man aus dem Schlusse dieses und aus einem der folgenden Briefe sieht: ein Schreibzeug von Bernstein.

7.

d. . . . Mai 1738.

Mein theurer Freund! Dieser Name gebührt Ihnen sowohl wegen Ihres seltnen Verdienstes, als wegen der Aufrichtigkeit, mit welcher Sie mir meine Fehler zeigen. Ihre Kritik hat mich bezaubert; ich werde alle von Ihnen angemerkte Stellen verbessern und gleichsam unter Ihren Augen arbeiten. Ihre Einsichten und Ihre Beurtheilungen werden den Röhren, welche Springbrunnen bilden, gleich seyn, und die Strahlen meines Geistes gehörig leiten. Je strenger Sie in Ihren Kritiken verfahren, desto mehr wird meine Verpflichtung sich vergrößern.

Ihre vierte Epistel ist ein Meisterstück. Cäsarion und ich, wir haben sie mehr als einmal gelesen und bewundert. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich Ihre Werke schätze. Die edle Dreistigkeit, mit der Sie wichtige Wahrheiten vortragen, bezaubert mich.

Au bord de l'infini ton cours doit s'arrêter.
Verweilen muß Dein Lauf am Rand des Ewigen.

Ein so philosophischer Vers ist vielleicht noch nie gemacht worden. Der Stolz der meisten Gelehrten ist nicht im Stande, sich unter diesen wahren Ausspruch zu beugen. Man muß die Philosophie erschöpft haben, um so reden zu können.

Sie haben ein ganz besonders Talent, große Gesinnungen und große Wahrheiten auszudrücken. Ich bin entzückt über die beyden Verse:

O divine amitié, félicité parfaite,
Seul mouvement de l'ame où l'excès soit permis!

O Freundschaft, göttliche! der Menschheit höchstes Glück,
Die eine Leidenschaft, die nie zu feurig wird!

Ich wünschte diese Wahrheit allen meinen Landsleuten und jedermann einprägen zu können. Wenn das ganze menschliche Geschlecht so dächte, so würden wir eine Republik sehen, die vollkommner und glücklicher wäre, als die platonische.

Diese Jahrszeit, die für mich die Periode des Mars ist, hat mir so viele Beschäftigung gegeben, daß ich Ihnen unmöglich eher antworten konnte. Ich habe auch noch die fünfte Epistel über das Glück bekommen, und beantworte nun alle diese Briefe auf einmal.

Um mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit zu reden, gestehe ich Ihnen offenherzig, daß alles, was den Gottmenschen betrift, mir im Munde eines Philosophen nicht gefällt, da solch ein Mann über die Volksirrthümer hinaus seyn muß. Lassen Sie dem großen Korneille, der nun ein alter Radoteur und kindisch geworden ist, die abgeschmackte Arbeit, die Nachahmung Jesu Christi zu reimen, und nehmen Sie das, was Sie uns zu sagen haben, nur aus Sich selbst. Man kann von Fabeln reden, aber nur so, daß man sie als solche ansieht; und ich halte es für besser, ein tiefes Stillschweigen über die christlichen Fabeln zu beobachten, die durch ihr Alterthum und durch die Leichtgläubigkeit ungereimter und stumpfköpfiger Leute heilig geworden sind.

Nur auf dem Theater würde ich irgend ein Stück aus der Geschichte dieses angeblichen Erlösers vorzustellen erlauben; aber Sie scheinen durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen die Jesuiten oder das Priestergeschmeiß

schmeiß bewogen worden zu seyn, in Ihrer fünften Epistel aus diesem Tone zu reden.

Sie sehen, mein Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich kann mich irren, aber niemals meine Gesinnungen verhehlen.

Cäsarion hat den Brief, den Sie an ihn geschrieben haben, mit Freude und Entzücken aufgenommen. Sie erhalten seine Antwort mit diesem Briefe zugleich. Wir werden uns nächstens auf einige Zeit trennen, da ich den König nach Kleve begleite. Ich rechne darauf, im folgenden Monat dort zu seyn. Haben Sie die Güte, gegen die Zeit Ihre Briefe an den Obersten Bork in Wesel zu adressiren. Während meines dortigen Aufenthaltes hoffe ich einige zu bekommen, da ich dann so nahe an Frankreich bin. Ich werde das Gesicht nach Cirey wenden, so wie die Juden in der babylonischen Gefangenschaft nach der Gegend des Tempels hinsahen, wenn sie beteten und den göttlichen Beystand erfleheten.

Hier haben Sie einige Aufsätze von meiner Arbeit, *) die ich auf die Kapelle schicke. Ich fürchte sehr, daß sie die Probe nicht aushalten werden. Wie Sie sehen, plagt mich der Versedämon beständig. Bald könnte wohl der Dämon der Schlachten Einfluß auf mich bekommen. Wenn das Schicksal, oder der Kriegsdämon mich zum Feinde der Franzosen macht, so seyn Sie überzeugt, daß der Haß nie Gewalt über mei-

*) Der philosophische Krieger, eine Epistel an Jordan; und noch eine andre an Cäsarion. Beyde sind verloren gegangen.

nen Geist haben, und daß mein Herz immer meinem Arm zuwider seyn wird. Sie allein, mein Herr, machen, daß ich Ihre Nation liebe. Indeß ich mit den Franzosen Krieg führe, werde ich gegen die Einwohner von Cirey immer zärtliche Gesinnungen haben, und dann sagen:

— — — — Mein Schwert —

Es tränkte besser sich mit Blut Hispaniens —

Seyn Sie so gütig, mir so oft als es Ihnen möglich ist, Nachrichten von Sich zu geben; ich bin über alles, was Ihre Gesundheit angeht, in der äussersten Unruhe.

So eben haben wir hier einen der größten Männer in Deutschland verloren: den berühmten Herrn von Beausobre, einen Mann von Ehre, Rechtschaffenheit, großem Genie, und feinem Geiste. Er war ein großer Redner, sehr gelehrt in der Kirchengeschichte und in der Litteratur, ein unversöhnlicher Feind der Jesuiten, der beste Schriftsteller in Berlin, und voll Lebhaftigkeit und Feuer, das selbst ein Alter von achtzig Jahren nicht auslöschen konnte. Uebrigens hatte er einigen Hang zum Aberglauben; (doch dieser Fehler ist bey Leuten seines Standes ziemlich gemein;) auch kannte er den Werth seiner Talente genug, um gegen Beyfall und Lob nicht unempfindlich zu seyn. Dieser Verlust ist mir um so empfindlicher, da er sich nicht ersetzen läßt. Wir haben niemand, der Herrn von Beausobre's Stelle einnehmen könnte. Männer von seinem Verdienste sind selten, und wenn die Natur Keime zu ihnen ausstreuet, so kommen sie nicht alle zur Reife.

Mir ist ein Brief zu Gesichte gekommen, den eine Dame in unserm Lande *) an Sie geschrieben hat. Sie werden wohl gesehen haben, daß ihre Schreibart mit der gesunden Vernunft im Krieg ist. Beurtheilen Sie nicht alle unsre Damen nach dieser Probe, und glauben Sie, daß es einige darunter giebt, deren Geist und Gestalt Ihnen nicht verwerflich scheinen würden. Ich muß wohl etwas Vortheilhaftes von ihnen sagen; denn sie verbreiten unaussprechlichen Reiz über das gesellschaftliche Leben. Ja, wenn man auch die Galanterie nicht mit in Anschlag bringt, so sind sie doch schlechterdings nothwendig für den Umgang, der ohne sie ganz schläfrig ist.

Ich erwarte die Merope, ferner irgend eine neu aufgebrochne Wunderblume, Nachrichten von meinem Freunde, eine Antwort über einige Kleinigkeiten, die ich nach dem Paradiese in Cirey geschickt habe: und alle diese Erwartungen machen, daß ich sehr schmachte.

Ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß ich Ihren Newton, ich meyne nemlich die holländische Ausgabe, erhalten habe. Freylich versprach ich, Ihnen alle meine Reflexionen mitzutheilen; aber wie kann ich es? Seit vier Wochen bin ich keinen Augenblick zu mir selber gekommen, und kaum kann ich Ihnen diese wenigen Worte schreiben.

Tausend Freundschaftsversicherungen an die Marquise, und an alle, die unter dem Namen Voltaire in Cirey versammelt sind. Ich bitte Sie, mich nicht

*) Wie man aus einem der folgenden Briefe sieht, eine Frau von Brand.

zu vergessen, und von der Achtung und Freundschaft überzeugt zu seyn, womit ich bin, u. s. w.

8.

Loo in Holland, d. 6. Aug. 1738.

Mein theurer Freund, ich erkenne Sie, ich erkenne mein Blut in der schönen Epistel über den Menschen, die ich so eben von Ihnen erhalten habe, und danke Ihnen tausendmal dafür. So muß ein großer Mann denken; und diese Gedanken sind Ihrer eben so würdig, als die Eroberung der Welt Alexander's. Sie suchen die Wahrheit behutsam auf, und sagen sie dann, wenn sie Ihnen bekannt geworden ist, mit Kühnheit öffentlich. Nein, es kann nur einen Gott und einen Voltaire in der Natur geben. Unmöglich kann diese, so fruchtbar sie auch ist, ihr Werk wieder kopiren, und noch einmal einen Mann wie Sie hervorbringen.

Es stehen nur wichtige Wahrheiten in Ihrer Epistel über den Menschen. Sie sind nie größer und erhabner, als wenn Sie sich ganz so zeigen, wie Sie sind. Gestehen Sie mir, mein theurer Freund, daß man nur das gut seyn kann, was man wirklich ist; und Sie haben so viele Ursache, mit Ihrer Denkart zufrieden zu seyn, daß Sie sich nie so weit erniedrigen sollten, andern die ihrige abzuborgen.

Möchten doch die Mönche in ihren dunkeln Zellen ihre elende Theologie in ihrem niedrigen Schmutz begraben, und unsre Nachkommen nie die kindischen Albernheiten vom Glauben, und von den Zeremonien

der

der Priester und Religiosen hören! Die schönen Blumen der Dichtkunst werden geschändet, wenn man den Irrthum damit ausschmückt und ziert; und mit dem Pinsel, der so eben die Menschen gemalt hat, muß man die Lojalade ausstreichen.

Für die Mühe, die Sie auf die Verbesserung meiner Fehler verwenden, bin ich Ihnen sehr verpflichtet und unendlich verbunden. Ich bin auf alle, die Sie mir zeigen, äusserst aufmerksam, und hoffe, des Mannes immer würdiger zu werden, der mein Freund und mein Lehrer in der Kunst zu denken und zu schreiben ist.

Vergleichen Sie, ich bitte Sie darum, Ihre Werke ia nicht mit den meinigen. Sie gehen mit festem Schritt durch unwegsame Pfade, und ich krieche auf der gebahnten Heerstraße. Sobald ich wieder zu Hause komme, (und das kann zu Ende dieses Monats geschehen: (so werden Cäsarion und Jordan zu Ihrer Epistel über den Menschen eilen; und ich stehe Ihnen im voraus für den Beyfall derselben. Was den Sapientissimus Wolfius betrift, den kenne ich ganz und gar nicht, da ich niemals mit ihm gesprochen, oder an ihn geschrieben habe; und ich bin Ihrer Meynung, daß die französische Sprache wohl nicht seine Sache seyn möchte.

Ihre Einbildungskraft, mein theurer Freund, macht uns mit geringen Kosten zu Eroberernn; auch können Sie überzeugt seyn, daß wir Ihrem Edelmuth alle Verpflichtnng dafür haben werden. Wenn ich in meinem Leben nach Cirey gienge, so geschähe es, wie ich wohl weiß, gewiß nicht, um es zu belagern. Ihre

Bered-

Beredsamkeit ist stärker, als die Instrumente, durch welche Jericho zerstört ward, und sie würde machen, daß mir die Waffen aus den Händen fielen. Ich habe keine andre Rechte auf Cirey, als die, welche die Dankbarkeit einer uneigennützigen Freundschaft nicht verweigern kann. Als ein neuer Jason, würde ich das goldne Vließ rauben, aber zugleich auch den Drachen, der es bewahrt. Nehmen Sie sich in acht, Frau Markise!

Wenigstens, Madame, würden Sie nicht Korsaren in die Hände fallen. Ich würde ein edelmüthiger Sieger seyn, und — mit Ihrer gütigen Erlaubniß — den Herrn von Voltaire, den Sie ganz allein besitzen wollen, mit Ihnen theilen.

Nun wieder zu Ihnen, mein theurer Freund. Bey der Zurückkunft von meinen Eroberungen muß ich, wie billig, ein Winterquartier haben, und das soll mir Herr von Maupertuis bereiten. Ihre Ideen über ihn sind vortreflich; nur wünschte ich, Sie hätten zu dem, was Sie mir schreiben, hinzugefügt: Und diese Bemühung wollen wir beyde unter uns theilen *).

Herr Thiriot kündigt mir eine neue Ausgabe von Ihrer newtonischen Philosophie an. Ich behalte mir den Dank dafür bis dahin vor, wenn ich sie bekomme. Was meine Briefe machen, weiß ich nicht; sie müssen unterweges schreckliche Langeweile haben. Ganz gewiß giebt es irgend ein Hinderniß; denn das Tinte-

*) Voltaire hatte dem Könige seinen damaligen Freund Maupertuis zum Präsidenten einer künftigen berlinischen Akademie vorgeschlagen.

Tintefaß für Emilien ist schon vor länger als zwey Monaten abgegangen. Das große Paket sollte Ihnen über Luneville zugeschickt werden, und ich hoffe, daß es jetzt schon in Ihren Händen seyn wird.

Ich schreibe Ihnen aus einem Orte, wo sich ehemals ein großer Mann aufhielt, und wo jetzt der Fürst von Oranien wohnt. Der Dämon der Ehrsucht gießt verderbliches Gift auf seine Tage. Dieser Fürst könnte der glücklichste Mensch seyn, und wird in seinem schönen Pallast, mitten in seinen Gärten und einem glänzenden Hofe, von Sorgen verzehrt. Das ist in der That Schade; denn dieser Fürst hat übrigens ungemein viel Geist, und sehr hochachtungswürdige Eigenschaften. Mit der Prinzessin habe ich viel von Newton gesprochen; von diesem kamen wir auf Leibnitz, und dann auf die verstorbene Königinn von England, die, dem zufolge, was mir der Prinz sagt, Clarke's Meynung war.

An diesem Hofe habe ich auch erfahren, daß 'S Gravesand von Ihrer Uebersetzung des Newton nicht so gesprochen hat, wie ich gewünscht hätte. Mein Gott! Werden denn Eigenschaften des Herzens niemals mit Größe, Reichthum, Geist und Wissenschaften vereinigt seyn!

Ungeachtet aller Bemühung, habe ich doch während meiner ganzen Reise keine Briefe bekommen, und weiß nun nicht, was unser arme verfallne Parnaß in Berlin macht.

Jordan wird zwey Zoll größer werden, wenn er erfährt, welches Platzes Sie ihn würdig finden. Ihr Brief soll das Zuckerwerk seyn, das ich ihm bey meiner Zurückkunft mitbringe. Könnte meine Feder

alles sagen, was mein Herz denkt, so würde mein Brief gar kein Ende nehmen.

Wer Langeweil' erregen will,
Der darf nur Alles sagen.

Ich sage Ihnen nur sehr wenig, mein theurer Freund: denken Sie bisweilen an mich, wenn Sie nichts besseres zu thun haben; denn einen guten Gedanken muß ich nicht aus Ihrem Geiste verdrängen. Mein Kompliment an die Markise! Mein Gott! man ist hier so zerstreut, daß man nicht zu sich selber kommt. Lieben Sie mich ein wenig, (denn dafür habe ich sehr starkes Gefühl); und zweifeln Sie nicht an den hochachtungsvollen Gesinnungen, mit denen ich bin, u. s. w.

9.

Rheinsberg, d. 30. Sept. 1738.

Wie? Deine Stimme, schwach, erschöpft
Von Schmerz, und sterbend schon, erhebt
Am düstern Rand' Elisiums
Sich noch einmal, und singt für mich?
Ich hör' an jenem Ufer selbst
Dein harmonieenreiches Lied.
Doch, Voltair', selbst erkrankt singst Du
Weit schöner, als der Dichter Schaar,
Die der Gesundheit Fülle hat.
Du, unsers Säkulums Virgil,
Lukrez, Euklid und Varignon,
So komm noch einmal uns zurück,
Und strahl' an unserm Horizont!
Durch Deine tiefe Wissenschaft
Erhelle dann den trüben Blick
Des blinden Volks in dieser Welt,

Das feig' und Sklav des Irrthums ist,
Die Menschlichkeit begeistert Dich.
Gebietet Deinem Saitenspiel.
Geböt' ihr Zepter endlich doch
Dem ganzen Kreis der Erd' einmal!

Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie mit diesen Versen zu einem Wettstreit herausfordern will. Ich antworte Ihnen stammelnd in einer Sprache, in der sich nur die Götter und Voltaire ausdrücken können. Sie vergrößern meine Besorgnisse für Ihre wankende Gesundheit. Wenn das Schicksal, das die Welt beherrscht, nicht alle Talente des Geistes, die Sie besitzen, mit einem starken und gesunden Körper vereinigen konnte; wie sollten wir Sterblichen nicht Fehler begehen?

Ich habe die Epistel über die Mäßigung verbessert und vermehrt aus Paris erhalten. Unter andern hat mir die allegorische Beschreibung von Cirey sehr gefallen. Der Aufsatz hat durch die Verbesserungen viel gewonnen; ich gestehe Ihnen, daß der Arzt, der kam, sich hinsetzte und einschlief, mir nicht gefiel. Ist das Bild von dem Hunde, der noch sterbend die Hand seines Herrn leckt, nicht ein wenig zu niedrig? Liegt nicht etwas darinn, das unter den Schönheiten steht, von denen diese Epistel übrigens ganz voll ist? Ich lege Ihnen meine Gedanken vor, weniger um zu kritisiren, als um meinen Geschmack zu bilden. Seyn Sie so gütig, darauf zu antworten, und mir die Ihrigen zu sagen.

Merope muß, nach den Verbesserungen zu urtheilen, die Sie darinn gemacht haben, ein ganz voll-

komm-

kommnes Stück seyn. Antheil habe ich nicht mehr daran, als das Volk in Athen an den Werken des Phidias, und als Moliere'ns Magd an dessen Komödien. Ich errieth einige Stellen, die Sie verbessern würden. Sie haben nicht nur diese verbessert, sondern auch andere umgearbeitet, an denen ich gar nichts Fehlerhaftes bemerken konnte. Ich bin Ihnen sehr dafür verbunden, daß Sie meinen Namen an die Spitze dieses schönen Werkes setzen wollen; ich werde eben das Schicksal haben, wie Attikus, der durch Cicero's Briefe an ihn unsterblich geworden ist.

Thiriot hat mir die Londoner Ausgabe von Newton's Philosophie geschickt; ich habe sie schon durchgelaufen, werde sie aber noch einmal mit völliger Ruhe lesen. Bey dem Verfahren der holländischen Buchhändler, das Sie mir erzählen, darf man sich nicht darüber wundern, daß 'S Gravesande gegen Ihre Uebersetzung zu Felde gezogen ist.

Kommt es Ihnen nicht auch so vor, als wenn es in der Physik eben so viel Ungewißheit gäbe, als in der Metaphysik? Ich finde mich auf allen Seiten von Zweifeln umringt; wenn ich Wahrheiten ergriffen zu haben glaube und sie dann prüfe, so sehe ich ein, auf welch einem nichtigen Grunde mein Urtheil beruhet. Die mathematischen Wahrheiten sind, mit Ihrer Erlaubniß, hiervon nicht ausgenommen; wenn man das Für und das Wider der Sätze gehörig untersucht, so ist man eben so ungewiß, wozu man sich bestimmen soll. Mit einem Wort: es giebt, wie ich glaube, nur sehr wenige evidente Wahrheiten.

Durch diese Betrachtungen bin ich dazu veranlaßt worden, meine Gedanken über den Irrthum auseinander zu setzen, und zwar in Form eines Gespräches. Ich hatte den Endzweck zu zeigen, daß die verschiedenen Gedanken der Menschen in der Philosophie oder in der Religion niemals die Bande der Freundschaft und Menschheit zwischen ihnen zerreissen müssen. Ich mußte beweisen, der Irrthum sey schuldlos; und das habe ich gethan: ja, ich bin sogar noch weiter gegangen und habe gezeigt, daß ein Irrthum, der daraus entsteht, daß man Wahrheit sucht und sie nicht finden kann, lobenswürdig seyn muß. Sie selber werden besser darüber urtheilen, wenn Sie den Aufsatz *) gelesen haben; und in dieser Absicht unterwerfe ich ihn Ihrer Kritik.

Ich glaube, gegenwärtig würde es nicht die rechte Zeit seyn, die Angelegenheiten wegen Beringhen einzuleiten. Wir sind hier von einem Tage zum andern in Erwartung, was geschehen soll. Sie sehen wohl ein, daß man, wenn einem Anstalten zu einem sehr ernsthaften Kriege zu thun geben, an etwas anders eben nicht viel denkt. Ich wäre also der Meynung, man müsse warten, bis dieses Chaos entwickelt seyn wird. Dies kann, nach der Lage der Umstände zu urtheilen, nicht lange mehr dauern. Wenn wir dann im Besitz jener Herzogthümer sind, so wird es natürlicher seyn, auf Ründung und neue Acquisitionen, wie die Herrschaft Beringhen, zu denken. Dann könnten meine Plane ausgeführt werden, weil der König sich in seinem Lande befände, und selber sehen könnte, ob

ihm

*) Im sechsten Bande der hinterlassenen Schriften.

ihm eine Acquisition von dieser Art gelegen wäre. Ich beziehe mich übrigens auf meinen letzten Brief, worinn ich Ihnen der Länge nach auseinander gesetzt habe, wie weit sich meine Hoffnungen erstrecken, und auf welche Art ich Sie zu sehen mir schmeichle.

Thiriot muß sich gegenwärtig in Cirey befinden; nur ich werde also niemals da seyn! Ich bin sehr neugierig auf Ihre Antwort an die Frau von Brand; ich weiß weiter nichts, als daß Verse darinn vorkommen. Seyn Sie doch so gütig, sie mir mitzutheilen.

Die Markise soll so viele Federn *) haben, als sie nur immer zerbrechen wird; ich getraue mir, sie ihr zu liefern. Um einige zu bekommen, und um das noch hinzu zu thun, was etwa bey dem Tintefasse vergessen seyn könnte, habe ich schon nach Preussen schreiben lassen. Versichern Sie diese in Ihrer Art einzige Markise meiner Ehrerbietung und Hochachtung.

Ich bin auf immer, und stärker, als Sie glauben können, u. s. w.

10.

Berlin, d. 20. Jan. 1739.

Im Heidenthum brachte man den Göttern die Erstlinge der Aerndte und der Weinlese; dem Gott Jacobs widmete man die Erstgebornen unter dem Volke Israel; in der römischen Kirche gelobt man den Schutzheiligen nicht bloß die Erstlinge, nicht bloß die jüngeren Söhne, sondern

*) Die Rede ist von einer Feder aus Bernstein, die der Kronprinz der Markise geschickt hatte.

sondern ganze Königreiche, wie das der heil. Ludwig beweist, der dem Seinigen zum Besten der Jungfrau Maria entsagte. Ich für meinen Theil habe keine Erstlinge der Aerndte, keine Kinder und kein Königreich zu geloben; aber ich weihe Ihnen die Erstlinge meiner Dichtkunst aus dem Jahre 1739. Wäre ich ein Heide, so riefe ich Sie unter dem Namen Apollo an; wäre ich ein Jude, so hätte ich Sie vielleicht mit dem königlichen Propheten und seinem Sohne verwechselt; und wäre ich ein Pabist, so hätte ich Sie zu meinem Heiligen und zu meinem Beichtvater gemacht. Aber, da ich nichts von dem allen bin, so begnüge ich mich damit, daß ich Sie sehr philosophisch hoch schätze, Sie als einen Philosophen bewundre, als einen Dichter liebe, und als einen Freund verehre.

Ich wünsche Ihnen nur Gesundheit; denn das ist alles, was Sie brauchen. Da Sie mit einem überlegenen Genie begabt sind, sich selbst genug und glücklich seyn können, und, zum Ueberfluß, Emilien besitzen: wie könnten da meine Wünsche Ihr Glück noch vergrößern?

Vergessen Sie nicht, daß in einem Himmelsstrich, der etwas kälter ist, als der Ihrige, in einem Lande, das nahe an die Barbarey gränzt, und an einem einsamen, von der Welt abgeschiedenen Orte ein Freund wohnt, der Ihnen die Früchte seines Fleißes widmet, und nicht aufhört Wünsche für Ihre Erhaltung zu thun.

11.

Rheinsberg, d. 15. April 1739.

Die Schilderung, die Sie mir von Ihrem beklagenswerthen Zustande machen, hat mich äußerst gerührt. Ein Freund, der einige hundert französische Meilen entfernt ist, scheint ein ziemlich unnützer Mensch in der Welt; aber ich will doch zu Ihrem Besten einen kleinen Versuch machen, von dem Sie hoffentlich einigen Nutzen haben werden. Ach, mein lieber Voltaire, warum kann ich Ihnen nicht eine Freystätte anbieten, worinn Sie gewiß nichts von dem Verdruß leiden sollten, den Ihr undankbares Vaterland Ihnen verursacht! Sie fänden bey mir weder Neider, noch Verläumder und Undankbare; man würde Ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und den unter den Menschen unterscheiden, den die Natur unter ihren Werken so sehr unterschieden hat.

Ich wünschte die Bitterkeit Ihrer Lage mildern zu können, und versichere Sie, daß ich auf Mittel denke, Ihnen wirksam zu dienen. Trösten Sie sich immer, so gut Sie können, mein lieber Freund; und glauben Sie, daß Ihnen, um Gleichheit unter den Umständen aller Menschen zu bewirken, Unfälle nöthig waren, damit den Vorzügen Ihres Genie's, Ihren Talenten und der Freundschaft der Markise das Gegengewicht gehalten würde.

Bey solchen Gelegenheiten muß man aus der Philosophie Hülfsmittel hernehmen, welche die ersten Aufwallungen des Schmerzes mäßigen, und die heftigen Gefühle, die der Kummer in unsern Seelen erregt,

besänf-

besänftigen können. Ich weiß, daß dieser Rath sich leicht geben, aber beynahe unmöglich befolgen läßt, und daß die Stärke Ihres Genie's hinreichend ist, Ihren Unfällen Widerstand zu thun; indeß schöpfen wir doch immer Trost daraus, wenn uns ein Freund Muth einspricht.

Ihre Gegner sind übrigens so verächtliche Leute, daß Sie in der That nicht befürchten dürfen, sie möchten Ihren Ruhm beflecken können. Der Zahn des Neides wird sich jedesmal abstumpfen, so oft er Sie anfallen will. Man darf die verläumderischen Schriften, die gegen Sie ausgestreuet werden, nur unpartheyisch lesen, um zu sehen, wie boshaft und schändlich sie sind. Seyn Sie ruhig, mein lieber Voltaire, und warten Sie, bis Sie die Früchte meiner Bemühungen einärndten können.

Hoffentlich werden Sie durch die flandrische Luft Ihres Kummers vergessen, so wie ehemals die Schatten durch das Wasser des Lethe alles Vergangenen vergaßen.

Ich erwarte Nachrichten von Ihnen, um zu erfahren, wann es der Markise angenehm seyn wird, daß ich ihr einen Brief für den Herzog von Aremberg schicke. Mein ungarischer Wein und der Bernstein sehnen sich nach der Abreise. Ich werde alles nach Brüssel schicken, so bald ich weiß, daß Sie daselbst angekommen sind.

Seyn Sie so gütig, die Briefe, die Sie mir von Cirey schreiben, durch den Kaufmann Michelet an mich zu adressiren. Dies ist der kürzeste Weg. Schreiben Sie mir aber von Brüssel, so thun Sie es

unter der Adresse des General Bork in Wesel. Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe, das Räthsel aber bald auflösen, wenn ich Ihnen saye, daß ich Ihren Brief, der mich hier erwartete, wegen einer Abwesenheit von vierzehn Tagen nicht erhalten konnte.

Zweifeln Sie, ich bitte Sie darum, nie an den Gesinnungen der Freundschaft und Hochachtung, mit denen ich bin, u. s. w.

12.

Berlin, d. 7. Jul. 1739.

Mein theurer Freund, ich habe die sinnreiche Wanderung des Barons von Gangan *) in dem Augenblicke erhalten; da ich von Rheinsberg abreisen wollte. Dieser himmlische Wanderer hat mich sehr belustigt; und ich habe an ihm einige Satyre und einige Bosheit bemerkt, wodurch er große Aehnlichkeit mit den Bewohnern unsrer Erdkugel bekommt, die er aber so mit Schonung behandelt, daß man an ihm eine weisere Beurtheilungskraft, und eine lebhaftere Imagination sieht, als an jedem andern denkenden Wesen. Aus einem Abschnitt, der in dieser Reise vorkommt, sehe ich, wie zärtlich mein Freund gegen den Herausgeber der Henriade gesinnt und wie sehr er für ihn eingenommen ist **). Aber ich muß mich, mit

*) Wahrscheinlich die Erzählung, die Voltaire hernach unter dem Namen Mikromegas hat drucken lassen.

**) Diese Stelle findet sich nicht mehr im Mikromegas.

mit Ihrer Erlaubniß, darüber wundern, daß Sie in einem Werke, worinn Sie die lächerliche Eitelkeit der Menschen niederbeugen, und dem, was die Menschen gewöhnlich groß nennen, seinen gehörigen Werth wieder geben; daß Sie in einem Werke, worinn Sie den Stolz und den Dünkel zu Boden schlagen, meine Eigenliebe nähren und mir zu der guten Meynung, die ich von mir selbst haben mag, neue Gründe an die Hand geben wollen.

Alles, was ich mir selbst hierüber sagen kann, läuft darauf hinaus: daß ein von Freundschaft durchdrungenes Herz die Gegenstände anders sieht, als ein gefülloses und gleichgültiges.

Ich hoffe, Sie werden meinen letzten Brief in Begleitung des ungarischen Weins erhalten haben. Ihr Aufenthalt in Brüssel wird unsern Briefwechsel einige Zeit lang eben nicht sehr beschleunigen; denn ich trete sogleich eine ermüdende und langweilige Reise an. Wir durchstreifen in fünf Wochen mehr als tausend deutsche Meilen, und kommen durch schlecht bevölkerte Oerter, die mir beynahe eben so gut gefallen, als dem Ovid das Land der Geten, das ihm zum Verbannungsorte diente. Seyn Sie so gütig, Ihre Briefe zu verdoppeln; denn ich brauche jede Woche nicht weniger als zwey von Ihnen, um mich vor einer unerträglichen Langenweile zu sichern.

Brüssel und beynahe ganz Deutschland hat noch Spuren von seiner alten Barbarey; die Künste werden darinn wenig geehrt, und folglich auch wenig kultivirt. Der Adel dient in der Armee, oder kommt, mit sehr flüchtigen Studien, in Gerichtshöfe, wo er

dann nach Herzenslust Sentenzen fällt. Die begüterten Junker leben anf dem Lande, oder vielmehr in den Waldungen, wodurch sie dann eben so wild werden, als die Thiere, welche sie verfolgen. Der Adel in unserm Lande gleicht im Ganzen dem in den andern deutschen Provinzen; doch mit dem Unterschiede, daß er mehr Begierde sich zu unterrichten hat, ferner mehr Lebhaftigkeit, und, wenn ich es sagen darf, auch mehr Genie, als der größte Theil der Nation, besonders als die Westphälinger, die Franken, Schwaben und Oesterreicher. Daher kann man denn erwarten, daß eines Tages die Künste sich dem Bürgerstande entreißen, und in Palläsien und guten Häusern wohnen werden. Besonders enthält Berlin in sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Funken zu jeder Kunst; auf allen Seiten sieht man das Genie schimmern, und es ist nur ein glücklicher Hauch nöthig, um die Wissenschaften zu beleben, wodurch Athen und Rom berühmter wurden, als durch ihre Kriege und Eroberungen.

Sie müssen den Unterschied zwischen dem Leben in Paris und in Brüssel weit merklicher fühlen, als ein Andrer, da Sie in dem Mittelpunkte der Künste zu seyn gewohnt sind, und da Sie in Cirey die wollüstigsten und reizendsten Freuden des Geistes vereinigt haben.

Die spanische Gravität der Erzherzoginn, und das hochtrabende Zeremoniell ihres kleinen Hofes wird einem Philosophen, der Alles nach seinem inneren Werthe schätzt, eben nicht viele Ehrfurcht einflößen; und ich bin überzeugt, daß der Baron von Gangan das

Lächer-

Lächerliche darinn finden wird, wenn er anders auf seinen Reisen bis nach Brüssel kommt.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund; ich reise ab. Seyn Sie so gütig, mir Alles zu schicken, was Sie schreiben; denn mein Geist läuft große Gefahr, vor Erschöpfung zu sterben, wenn er nicht durch ihre Bemühung lebendig erhalten wird.

Ich werde, so viel es mir die Zeit erlaubt, gegen den Machiavell und für die Henriade arbeiten, und hoffe, Ihnen von Königsberg die Vorrede zu der neuen Ausgabe schicken zu können.

Die göttliche Emilie versichern Sie tausendmal meiner Hochachtung. Ich begreife nicht, wie man gegen sie prozessiren, und was für ein Rechtshandel der seyn kann, den man gegen sie anhängig machen will. Ich wüßte nicht, was man mit ihr auszumachen haben könnte, ausser Angelegenheiten des Herzens.

Schonen Sie Ihrer Gesundheit, vergessen Sie nicht, daß mir Ihr Leben sehr am Herzen liegt, und daß meine Zufriedenheit unauflöslich mit Ihrem Glücke verbunden ist. Ich bin u. s. w.

N. S. Der Arzt, den ich Ihnen empfohlen habe, heißt Superville. Man kann sich auf die Erfahrung und die Kenntnisse dieses Mannes verlassen. Ihre Briefe an ihn adressiren Sie an mich; ich werde Ihnen dann seine Antworten zukommen lassen. Besonders aber vernachlässigen Sie seinen Rath nicht; dann habe ich Hoffnung, daß man der Schwäche Ihrer Leibesbeschaffenheit und den Krankheiten abhelfen wird, die Ihr Leben untergraben würden.

13.

Insterburg, den 27. Jul. 1739.

Mein theurer Freund, da wären wir denn nach einer Reise von drey Wochen endlich in einem Lande angekommen, das ich als das non plus ultra der zivilisirten Welt ansehe. Diese Provinz ist in Europa wenig bekannt, sie verdiente es aber mehr zu seyn, da sie sich als eine Schöpfung des Königs, meines Vaters, ansehen läßt.

Preußisch-Litthauen ist ein Herzogthum, das dreyßig deutsche Meilen lang und zwanzig breit ist, doch auf der Seite von Samogizien etwas schmäler zuläuft. Diese Provinz ward zu Anfange dieses Jahrhunderts von der Pest verwüstet, und es kamen mehr als dreyhundert tausend Einwohner vor Krankheit und Elend um. Der Hof wußte wenig von dem Unglück des Volkes, und leistete einer reichen, fruchtbaren Provinz, die sehr bevölkert und an allen Arten von Producten ergiebig war, nicht die mindeste Hülfe. Die Einwohner wurden von Krankheiten weggeraft, die Felder blieben ungebauet und wurden zu Haiden. Auch die Thiere waren von dem allgemeinen Unglück nicht ausgenommen. Mit einem Wort: die blühendste von unsern Provinzen ward in die schrecklichste Einöde verwandelt.

Während der Zeit starb Friedrich I., und ward mit seiner falschen Größe begraben, die er nur in leeren Pomp, und in den Prunk nichtiger Zeremonien setzte. Mein Vater, der ihm in der Regierung folgte, ward von dem allgemeinen Elende gerührt. Er gieng

selbst

selbst hieher, und sah mit eignen Augen in diesem weiten verheerten Lande alle die schrecklichen Spuren, die eine ansteckende Seuche, Hungersnoth und der schmutzige Geitz der Minister hinter sich zurück lassen. Zwölf oder fünfzehn entvölkerte Städte, vier- oder fünfhundert unbewohnte und ungebauete Dörfer waren das traurige Schauspiel, das sich seinen Augen darbot. Anstatt sich von so widrigen Gegenständen zurück schrecken zu lassen, fühlte er sich vielmehr von dem lebhaftesten Mitleiden durchdrungen, und beschloß, dieser Gegend, die selbst die Gestalt eines bewohnten Landes verloren hatte, Menschen, Ueberfluß und Handel wieder zu geben.

Seit der Zeit hat der König keine Ausgabe gespart, um seine heilsamen Absichten glücklich durchzusetzen. Zuerst gab er sehr weise Verordnungen, bauete dann alles wieder auf, was durch die Pest verfallen war, und ließ aus allen Gegenden von Europa Tausende von Familien kommen. Die Aecker wurden urbar, das Land bevölkerte sich wieder, der Handel blühete von neuem; und gegenwärtig herrscht in dieser fruchtbaren Provinz mehr Ueberfluß, als jemals.

Nun leben über eine halbe Million Einwohner in Litthauen; es hat mehr Städte und mehr Heerden, als ehemals, und ist reicher und fruchtbarer, als irgend eine Gegend von Deutschland. Und alles, was ich Ihnen gesagt habe, hat man nur dem Könige zu verdanken, der nicht bloß anordnete, sondern auch selbst über die Vollziehung wachte; Plane entwarf, und sie allein ausführte; keine Mühe, keine Beschwerden scheuete, ungeheure Summen aufwandte, und es

nie

nie an Versprechen und Belohnungen fehlen ließ, um das Glück und das Leben einer halben Million denkender Wesen zu sichern, die nun ihm allein ihren Wohlstand und ihre gute Lage verdanken.

Ich hoffe, diese umständliche Beschreibung werde Ihnen nicht unangenehm seyn. Ihre Menschenliebe muß sich über Ihre litthauischen Brüder erstrecken, so wie über Ihre Französischen, Englischen und Deutschen u. s. w. und zwar um so mehr, da ich durch Dörfer gekommen bin, worinn man, zu meinem großen Erstaunen, nichts als französisch sprechen hört.

In dem großmüthigen und arbeitsamen Betragen, das der König beobachtet hat, um diese Wüste bewohnt, fruchtbar und glücklich zu machen, habe ich so etwas Heroisches gefunden, daß ich glaubte, Sie würden eben das fühlen, wenn Sie die Umstände von dem Wiederanbau dieser Provinz erführen.

Ich erwarte von Ihnen alle Tage Nachrichten wegen Enghien, und hoffe, daß Sie dort einer vollkommnen Ruhe genieſſen, und daß die Langeweile, diese träge und schwerfällige Göttinn, es nicht wagen wird, durch Emiliens Arme bis zu Ihnen hinzudringen. Vergessen Sie mich nicht, mein theurer Freund, und seyn Sie überzeugt, daß meine Entfernung die ungeduldige Begierde Sie zu sehen und zu umarmen, nur noch vermehrt. Leben Sie wohl!

Mein Kompliment an die Markise, und an den Herzog, dem Apell den Bachus streitig macht.

14.

Rheinsberg, den 6. Nov. 1739.

Mein theurer Freund, ich bin über Ihre schwächliche Gesundheit eben so niedergeschlagen, als über die Zufriedenheit, die Sie mit meiner Vorrede bezeigen, vergnügt. Die Schreibart darinn gebe ich allen Zoiluſſen in der Welt preis; aber zugleich bin ich doch überzeugt, sie werde sich erhalten, da nur Wahrheiten darinn stehen, und da jeder denkende Mensch genöthigt seyn wird, ihr Beyfall zu geben.

Die Widerlegung des Machiavell, für die Sie Sich interessiren, ist vollendet. Gegenwärtig gehe ich sie vom ersten Kapitel an durch, um sie zu verbessern, und ihr, wenn ich anders kann, so vielen Werth zu geben, daß sie auf die Nachwelt zu kommen verdient. Um Sie nicht warten zu lassen, schicke ich Ihnen einige noch nicht polirte Stücke von diesem rohen Marmor.

Vor acht Tagen habe ich der Markise die Vorrede geschickt; Sie werden alle Kapitel, wenn sie erst fertig sind, verbessert und in der gehörigen Ordnung bekommen. Ob ich gleich meinen Namen nicht vor das Werk setzen will, so wünschte ich doch, daß es mir nicht nachtheilig seyn könnte, wenn etwa das Publikum den Verfasser vermuthete. In dieser Rücksicht bitte ich Sie um den Freundschaftsbeweis, mir offenherzig zu sagen, was darinn verbessert werden muß. Sie sehen wohl, daß Ihre Nachsicht in diesem Fall unangenehme und schädliche Folgen für mich haben könnte.

Ich entdecke jemanden meinen Plan, den Machiavell zu widerlegen; dieser jemand versicherte mich:

mich: das wäre vergebliche Mühe, da man in Amelot's de la Houssaye politischen Noten zum Tacitus eine vollständige Widerlegung des Prencipe finde. Ich las also Amelot's Noten, fand aber das nicht darin, was man mir gesagt hatte. Er widerlegt wohl einige von den Grundsätzen dieses gefährlichen und abscheuwerthen Politikers, aber nicht das ganze Werk.

Wo die Materie es mir erlaubt, habe ich etwas Munteres unter das Ernsthafte gemischt, und in den Kapiteln, die für den Leser eben nichts sehr Interessantes hatten, einige kleine Digressionen angebracht. So folgt auf Räsonnements, die durch ihre Trockenheit unfehlbar Langeweile erregt hätten, irgend etwas Historisches, oder auch einige etwas kritische Anmerkungen, um die Aufmerksamkeit der Leser wieder zu erwecken. Ueber alles, was mir die Klugheit zu sagen verbot, bin ich stillschweigend hinweg gegangen, und habe meiner Feder nie erlaubt, an meiner Ruhe zur Verrätherinn zu werden.

Ich weiß von den europäischen Höfen unendlich viele Anekdoten, die meinen Lesern ganz gewiß Vergnügen gemacht hätten. Aber ich würde dann eine Satyre geschrieben haben, die eben um ihrer Wahrheit willen desto beleidigender gewesen wäre; und das werde ich nie thun. Ich bin nicht dazu gebohren, die Fürsten zu kränken, und wollte sie lieber weise und glücklich machen.

Sie finden in diesem Pakete fünf Kapitel von dem Machiavell, den Plan von Rheinsberg, den ich Ihnen schon lange schuldig bin, und einige Pulver, die bey Ihren Koliken vortrefliche Dienste thun werden.

Ich

Ich selber bediene mich ihrer, und sie bekommen mir äußerst wohl. Man muß sie des Abends beym Schlafengehen mit reinem Wasser nehmen.

Leben Sie wohl, theurer, immer kranker und immer verfolgter Freund. Ich verlasse Sie, um mein Werk wieder vorzunehmen, und mit eben der Feder, die eine Lobschrift auf den unvergleichlichen Verfasser der Henriade schrieb, den schändlichen und boshaften Charakter dessen, der das Laster vertheidigte, in seinem schwarzen Lichte darzustellen; aber sie wird leichter den Verderber des menschlichen Geschlechtes beschämen, als sie den Lehrer der Menschheit loben konnte. Es ist unangenehm bey der Beredsamkeit, daß sie, sobald sie etwas Großes zu sagen hat, immer hinter ihrem Gegenstande zurückbleibt.

Meine Freundschaftsversicherungen an die Markise, und meine Komplimente an Ihre Freunde, die auch die meinigen seyn müssen, da sie die Ihrigen zu seyn verdienen.

Ich bin mit aller möglichen Freundschaft und Zärtlichkeit, mein lieber Voltaire, u. s. w.

15.

Berlin, den 4. Dezember 1739.

Mein theurer Freund, Sie versprechen mir Ihr neues Trauerspiel ganz vollendet; ich erwarte es mit großer Neugier und Ungeduld. Schon von dem ersten Feuer, das Ihr unsterbliches Genie gespühret hatte, war ich entzückt, und ich beurtheile nun den vollende-

ten

ten Zopire nach der schönen Probe, die ich davon gesehen habe. Diese ist ein St. Johannes, der von dem Werke, dessen Vorläufer er ist, sehr viel verspricht. Ich würde zufrieden, und höchst zufrieden seyn, wenn ich in meinem Leben ein Trauerspiel, wie dies Muselmännische, ohne Kritik eines Andern gemacht hätte; aber nicht jedermann kann nach Athen gehen.

Ich unterwerfe die zwölf ersten Kapitel von meinem Anti-Machiavell Ihrem Urtheil. Ob ich sie gleich überarbeitet habe, so wimmeln sie doch noch von Fehlern. Sie müssen der Pflegevater dieser Kinder seyn, und zur Erziehung derselben noch das hinzu thun, was die Reinheit der französischen Sprache erfordert, damit sie sich dem Publikum zeigen können. Ich werde indessen die übrigen Kapitel überarbeiten, und sie zu der Vollkommenheit bringen, die ich zu erreichen fähig bin. So gebe ich meine schwachen Producte gegen Ihre unsterblichen Werke, beynahe wie die Holländer, welche kleine Spiegel und Glas gegen das Gold der Amerikaner vertauschen. Doch bin ich noch sehr glücklich, daß ich Ihnen irgend etwas wieder zu geben habe.

Ich werde von den Zerstreuungen des Hofes und der Stadt, von Höflichkeiten, Vergnügungen, unumgänglich nothwendigen Pflichten, und bisweilen auch von Ueberlästigen an meiner Arbeit gehindert; und Machiavell ist oft genöthigt, denen den Platz einzuräumen, die seine Grundsätze ausüben und die ich folglich widerlege. Man muß sich, da man diese Wohlstandspflichten nicht vermeiden kann, in sie schicken, und, was man auch dagegen haben mag, dem

Got-

Gotte der Gewohnheit opfern, um nicht für sonderbar und thöricht zu gelten.

Der Herr von Vallori, den uns die Stimme des Publikums so lange ankündigte, den uns die Zeitungen so oft versprachen, und der in Hamburg so lange aufgehalten ward, ist endlich in Berlin angekommen, und macht, daß wir alle Tage merken und bedauern, was wir an Herrn la Chetardie verlohren haben. Gegenwärtig hört man nichts, als Vorlesungen über die Kriege in Brabant, als unbedeutende Sachen und Kleinigkeiten von der französischen Armee; und ich sehe ohne Unterlaß einen Mann, der dem Feinde gegenüber und an der Spitze seiner Brigade zu stehen glaubt. Ich fürchte immer, daß er mich für eine Kontreskarpe oder für ein Hornwerk halten, und ohne Komplimente Sturm auf mich laufen wird. Herr von Vallori hat fast immer die Migräne; er hat den Gesellschaftston nicht, ißt nicht zu Abend, und man sagt, der Kopfschmerz erzeige ihm zu viele und ganz unverdiente Ehre damit, daß er ihm beschwerlich falle.

So eben sind wir hier in den Besitz eines sehr geschickten Mannes gekommen. Er heißt Celius, ist ein geschickter Physiker und durch seine Experimente sehr berühmt. Man giebt ihm für zwanzig tausend Thaler Instrumente. Er wird in diesem Jahre ein Werk vollenden, das ihm viele Ehre machen wird: nemlich eine Maschine, welche alle Bewegungen der Sterne und der Planeten, nach Newton's System, vollkommen darstellt. Vielleicht kennen Sie einen jungen Mann, Namens Lieberkühn, der sich zu zeigen anfängt, eben so wenig. Es ist ein vortreflicher Kopf

für

für die Mechanik. In der Optik hat er erstaunliche Entdeckungen gemacht, und seine Kunst bis zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit getrieben, als man noch nie gesehen hat. Er wird in diesem Herbste hieher zurückkommen, wenn er erst in Paris gewesen ist. In London hat er drey Jahre zugebracht, und alle enzlische Gelehrte haben ihn sehr hochgeschätzt. Sie sollen durch mich umständlichere Nachrichten von ihm bekommen, wenn ich ihn nach seiner Zurückkunft gesehen habe.

Ich bin entzückt, daß ich diese glücklichen Producte meines Vaterlandes sehe; es sind gleichsam Rosen, die unter Dornen und Nesseln aufwachsen, oder Funken von Genie, die aus der Asche hervorbrechen, worinn die Wissenschaften unglücklicherweise begraben sind. Sie in Frankreich haben die Künste im Ueberfluß; wir aber leiden Mangel daran: und daher kommt es vielleicht, daß wir das Wenige, was wir besitzen, desto höher schätzen.

Vielleicht finden Sie, daß ich sehr viel schwatze; aber erinnern Sie Sich, daß ich Ihnen in vier Wochen nicht geschrieben habe, und daß es nie stärker regnet, als nach einer großen Dürre.

Ich folge Ihnen nach Cirey, mein lieber Voltaire, und theile Ihren Kummer, so wie Ihre Freuden, mit Ihnen. Nützen Sie die Vergnügungen dieser Welt, so sehr Sie können; ein weiser Mann muß das thun. Unterrichten Sie uns, aber nicht auf Kosten Ihrer Gesundheit und Ihres Lebens.

Wann werden Voltaire und Emilie gegen Norden reisen? Ich fürchte sehr, daß dieses Phänomen,

so

so ungeduldig man es auch erwartet, sich nicht so bald zeigen wird. Indeß soll man nicht sagen, ich sey gestorben, ohne Sie gesehen zu haben, und sollte ich Sie auch entführen. Ich werde das Abentheuer wagen. Gestehen Sie nur, daß Sie ziemlich erstaunen würden, wenn Sie des Nachts maskirte Leute, Fackeln, eine Kutsche, und alles Zugehör zu einer Entführung ankommen sähen. Dieses Abentheuer würde mit dem am Pfingstfeste einige Aehnlichkeit haben; *) indeß mit dem Unterschiede, daß man Ihnen weiter kein Uebel zufügte, und Sie bloß von Emilien trennte; doch das wäre, wie ich nicht läugne, schon viel. Wie es mir scheint, sind Sie eben so wenig als Emilie für die Schikane gebohren; und so lange Paris auf dem Wege der Markise liegt, könnte ihr Prozeß wohl durch ein Kontumaz-Urtheil abgethan werden.

Der arme Cäsarion hat heftige Anfälle vom Podagra, und ist noch nicht von seinem Pikett in Rheinsberg abgelöst worden. Ob ich ihn gleich unaufhörlich zurückfordere, so will sein Uebel ihn mir doch nicht schicken. Er liebt Sie als einen Freund, und achtet Sie als einen großen Mann. Erlauben Sie, daß ich ihm zum Organ diene, und Ihnen das sage, was er bey seinen Schmerzen und bey seiner Entkräftung nicht selber sagen kann.

Von den unbedeutenten Stadtgeschichten, den frivolen Neuigkeiten und den Kleinigkeiten des Tages erzähle ich Ihnen nichts, da sie nicht werth sind, aus unserm Horizonte zu kommen. Ich sollte mit Ihnen nur

*) Anspielung auf ein Gedicht von Voltaire: la Bastille.

nur über Sie selbst, oder über die Markise reden; aber ich müßte befürchten, Ihnen Langeweile zu machen, wenn ich ein Spiegel oder das Echo von dem wäre, was man an Ihnen bewundern muß. Machen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, der Markise mein Kompliment, und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie so sehr liebe und achte, als möglich, und auf ewig Ihr treuester Freund bin.

16.

Berlin, den 6. Januar 1740.

Mein lieber Voltaire, daß ich so lange gezögert habe, an Sie zu schreiben, geschah blos deshalb, weil ich nicht mit leeren Händen vor Ihnen erscheinen wollte. Ich schicke Ihnen mit dieser Post fünf Kapitel von dem Anti-Machiavell, und eine Ode über die Schmeicheley, die ich in meiner Muße habe verfertigen können. Wäre ich in Rheinsberg gewesen, so hätten Sie mein Werk schon lange bis auf die Hefen bekommen; aber bey den Zerstreuungen in Berlin läßt es sich unmöglich geschwind endigen.

Der Anti-Machiavell verdient nicht, dem Könige von Frankreich unter meinem Namen angekündigt zu werden. Dieser Fürst hat so viele gute und große Eigenschaften, daß meine schwachen Schriften zur Entwickelung derselben nicht nöthig sind. Ueberdies schreibe ich freymüthig, und rede von Frankreich, wie von Preußen, von England, von Holland und von allen europäischen Mächten. Es ist gut, daß man den Namen eines Schriftstellers nicht weiß, der nur für

die

die Wahrheit schreibt, und folglich seinen Gedanken keine Fesseln anlegt. Wenn Sie den Schluß des Werkes bekommen, so werden Sie mit mir eingestehen: die Klugheit erfordere es, den Namen des Verfassers in der Verschwiegenheit der Freundschaft zu begraben.

Ich bin nicht eigennützig, und wenn ich dem Publikum dienen kann, so will ich arbeiten, ohne Belohnung oder Lobsprüche von ihm zu erwarten, wie jene unbekannten Mitglieder der Gesellschaft, die eben so geheim, als ihm nützlich sind. *)

Nach meiner Hofperiode wird auch meine Studienzeit folgen. Ich rechne darauf, in vierzehn Tagen das weise und friedliche Leben zu führen, das Ihr Vergnügen ausmacht; und dann will ich, wie ich mir vorgenommen habe, die letzte Hand an mein Werk legen, und es der Jahrhunderte, die nach uns verfliessen werden, würdig zu machen suchen. Die Mühe rechne ich für nichts, denn man schreibt nur eine Zeit; aber das Werk, das ich verfertige, für sehr viel, denn es soll mich überleben. Wohl den Schriftstellern, die von einer reichen Einbildungskraft unterstützt, immer von der Weisheit geleitet werden, und Werke schreiben können, die der Unsterblichkeit würdig sind; sie werden ihrem Jahrhundert mehr Ehre machen, als Phidias, Praxiteles und Zeuxis dem, in welchem sie lebten. Thätigkeit des Geistes ist der mechanischen Industrie der Künstler weit vorzuziehen. Durch einen einzigen Voltaire wird Frankreich mehr Ehre bekommen, als

*) Bekanntlich hatte sich der König einige Zeit vorher auf seiner Rückreise aus Holland in den Freymaurer-Orden aufnehmen lassen.

durch tausend Vedanten, tausend verunglückte schöne Geister, und tausend große Männer von einem geringeren Range.

Ich sage Ihnen Wahrheiten, und kann mich nicht enthalten, sie Ihnen zu schreiben, so wie Sie es nicht unterlassen können, die Prinzipien der Schwere und der anziehenden Kraft zu behaupten. Eine Wahrheit ist so viel werth, als die andre, und sie verdienen alle, dem Publikum bekannt gemacht zu werden.

Die Frömmlinge erregen hier einen schrecklichen Sturm gegen die Leute, die sie Ungläubige nennen. In allen Ländern findet man die Thorheit des falschen Religionseifers; und ich bin überzeugt, daß sie auch das vernünftigste Gehirn verdrehet, wenn sie einmal Mittel gefunden hat, sich darinn einzuschleichen. Das Drolligste dabey ist, daß, wenn dieser Schwindelgeist sich einmal einer Gesellschaft bemächtigt, niemand neutral bleiben darf. Man will, jeder soll Parthey nehmen, und sich unter der Fahne des Fanatismus anwerben lassen. Ich für mein Theil gestehe Ihnen, daß ich es nicht thun und mich damit begnügen werde, einige Psalmen zu versifiziren, um eine gute Meynung von meiner Orthodoxie zu erregen. Verderben Sie auf eben die Art einige Augenblicke, mein lieber Voltaire, und singen Sie zu einem heiligen Saitenspiel einige von Ihren harmonischen melodischen Reimen. Sokrates opferte den Penaten, und Cicero, der gewiß nicht leichtgläubig war, machte es eben so. Man muß den Grillen des leichtsinnigen Volkes nachgeben, um Verfolgung und Lästerung zu vermeiden; denn das Wünchenswertheste in der Welt ist doch bey dem allen

ein

ein friedliches Leben. Lassen Sie uns, damit wir zu dieser ruhigen Lage gelangen, mit den Thoren einige Thorheiten begehen.

Man fängt an, von Bernard und Gresset so zu reden, als hätten sie große Werke geschrieben; man spricht von Gedichten, die nicht zum Vorschein kommen, und, wie ich glaube, dazu bestimmt sind, incognito zu sterben, noch ehe sie das Tageslicht gesehen haben. Diese jungen Dichter sind für ihr Alter zu träge; sie wollen Lorbeern pflücken, ohne sich die Mühe zu geben, sie zu suchen; die geringste Aernote von Ruhm reicht schon hin, sie zu sättigen. Was für ein Unterschied zwischen dem arbeitsamen Leben, das Sie, und dem weichlichen, das jene führen? Ich behaupte, sechzig Jahre von dem Leben der Gressets und Bernards sind nicht mehr werth, als zwey von dem Ihrigen. Ja, ich gehe noch weiter, und sage, daß zwölf denkende und richtig denkende Wesen, in einer bestimmten Zeit, nicht eben so viel liefern würden, als Sie. Dergleichen Geschenke theilt die Vorsehung nur den großen Köpfen mit. Möchte sie Ihnen doch alle Ihre Güter im reichlichsten Maße ertheilen, d. h. Ihre Gesundheit stärken, damit die ganze Welt Ihrer Talente und Arbeiten lange Zeit genieſſen könnte! Niemand, mein lieber Voltaire, nimmt so vielen Antheil daran, als Ihr Freund, der mit aller der Hochachtung, die man Ihnen nicht versagen kann, ist und immer seyn wird, u. s. w.

17.

Berlin, den 23. März, 1740.

Befürchte nicht; die Götter, das Geschick,
Ein Königreich vermöchten wohl, daß ich
Das Saitenspiel für einen Herrscherstab
Verliesse; nicht, daß ich zu flatterhaft
An Herz und Geist, daß Stolz und Eigennutz
Mir werther, als die Wissenschaften sey.
Ich sehe so der Menschen Ehrsucht an,
Wie Priam's Rath die schöne Helena.
Verführen kann der Größe Prunk mich nie,
Und nie verbirgt er mir die strenge Pflicht.
Die schöne Kunst hat Amor's Reiz für mich;
Die düstre Königswürde Hymen's Ernst.
Ich wählte lieber mir der Liebe Glück,
Als jenen Stand des trüben Ehemanns;
Allein der Parze Faden fesselt uns
Die Hände, so wie das Geschick es will.
So beug' ich — ändern kann ich es ja nicht —
Mich seinem Spruch, und schwimme mit dem Strom.
Ein Wetterglas ist meine Freundschaft nicht,
Das durch die Luft, so wie sie rauher jetzt,
Dann sanfter ist, bald steigt und bald auch fällt.
Ein leerer Name schmeichelt dem allein,
Den Vorurtheil des schwachen Volks bestrickt.
Doch der, den die Vernunft erhellt, vergißt
Auch in der Götter Sitz Dich, Voltair', nicht;
Er meidet gern des Throns, der Größe Last;
Du bist ihm werth, so lange seine Freyheit
Noch schöne Melodieen Dir entlockt,
Und Dein Gesang mit süßem Ton ihn weckt.
Die Walpol's, Birens, Fleurys meidet er,
Und geht, damit er freyer athmen kann,
Nach jenen Blumenwiesen hin, da wo
Die Hippokrene, fruchtbar und beglückt,
Den matten Adern neue Kraft ertheilt.

Der Meynung bin ich ganz; und was auch mein Loos seyn mag, Sie werden sehen, daß ich meine Zeit unter meine Pflicht, meinen Freund und die Künste vertheile. Gewohnheit hat meine Neigung zu den Künsten in Temperament verwandelt. Kann ich nicht lesen oder arbeiten, so bin ich wie die starken Tabacksschnupfer, die vor Unruhe halb todt sind, und die Hand tausendmal in die Tasche stecken, wenn man ihnen ihre Dose weggenommen hat. Die Verzierung eines Gebäudes kann anders gemacht werden, ohne daß man den Grund und die Mauern verändert: das können Sie an mir sehen, denn der Zustand meines Vaters läßt uns gar keine Hoffnung zu seiner Genesung. Ich muß mich also auf mein Geschick vorbereiten.

Ein Privatleben wäre meiner Freyheit angemessener, als das, dem ich mich nun unterziehen muß. Sie wissen, daß ich die Unabhängigkeit liebe, und daß es sehr hart ist, ihr zu entsagen, um sich einer mühsamen Pflicht zu unterwerfen. Das Einzige, was mich tröstet, ist der Gedanke, daß ich meinen Mitbürgern dienen und meinem Vaterlande nützlich seyn werde. Kann ich hoffen, Sie zu sehen? oder wollen Sie grausamerweise mich dieses Vergnügens berauben? Diese tröstliche Vorstellung herrscht so in meinem Geiste, wie die Erwartung des Messias bey der hebräischen Nazion.

Ich werde die Vorrede zur Henriade noch verbessern; aber Sie müssen nichts dagegen haben, daß ich Wahrheiten darinn lasse, die nur deshalb wie Lobsprüche aussehen, weil dergleichen von vielen Leuten am unrechten Orte verschwendet werden. Gegenwär-

tig verändre ich einige Kapitel in dem Machiavell; aber bey meiner jetzigen Lage komme ich eben nicht sehr vorwärts. Mahomet, den ich bewundre, so ein großer Schwärmer er auch war, muß Ihnen viele Ehre machen. Der Gang des Stückes verräth viel Einsicht; durch nichts darinn werden die Regeln des Theaters oder die Wahrscheinlichkeit verletzt; die Charaktere sind sehr gut durchgeführt. Der Schluß des dritten Aktes und der ganze vierte haben mich so gerührt, daß ich Thränen vergossen habe. Als Philosoph wissen Sie den Verstand zu überzeugen, und als Dichter das Herz zu treffen. Beynahe möchte ich das letztere Talent dem erstern vorziehen, da wir alle mit Gefühl gebohren sind, aber sehr wenige von uns Verstand haben.

Ein Schreibzeug *) hast Du mir geschickt?
Allein man braucht zum Schreiben mehr,
Zu meiner Lust, für meinen Ruhm
Bedürft' es Deines Kopfes auch.

Ich danke Ihnen dafür, und eben so der Markise. Seyn Sie so gütig, ihr diese Dose zu geben, die in Berlin aus einem Steine gearbeitet ist, den man in Rheinsberg findet. Da ich fürchte, mein theurer Freund, daß Ihr Andenken an mich nicht mehr so lebhaft ist, als in Cirey, so schicke ich Ihnen mein Porträt. Ich hoffe, daß es nie von Ihrem Finger kommen wird.

Wenn sich meine Lage ändert, so sollen Sie mit zuerst Nachricht davon bekommen. Beklagen Sie mich; denn

*) Es war nach sinesischer Art lakirt, und eine damalige Pariser Modeneuigkeit.

denn ich versichre Sie, daß ich dies in der That verdiene; lieben Sie mich, denn Ihre Freundschaft ist mir schätzbarer, als Ihre Ehrfurchtsbezeugnngen. Seyn Sie überzeugt, daß ich Ihr Verdienst zu gut kenne, um Ihnen nicht bey allen Gelegenheiten Merkmale von der vollkommnen Hochachtung zu geben, mit der ich bin, u. s. w.

18.

Rheinsberg, den 18. May 1740.

Ich seh' in Deinen Reden hier die Macht
Der Evizenz, und dort des Scheines Glanz.
Von beyden stark erschüttert, gleich verführt,
Bleib' ich in meiner Blindheit unbestimmt.

Zum Handeln ward der Meusch gebohren; er
Ist frey, ist Herr; doch sein begränzter Sinn
Erforscht nicht Alles: sein Organ ist plump,
Verwechselt Gegenstände leicht. Nie sah
Sein unvollkommnes Aug' Atomen schon;
Und so verschwinden auch aus seinem Blick
Zu große Körper. Ganz vergebens forscht
Das Fernrohr an dem Himmel ihnen nach.
Nicht Alles sollen wir durchschau'n; doch laß
Uns immer rathen, und zufrieden seyn.

Sehen Sie da das ganze Urtheil, das ich zwischen der Markise und dem Herrn von Voltaire fällen kann. Lese ich Ihre Metaphysik, so bin ich vor Bewunderung ausser mir und glaube; aber lese ich dann der Markise Anleitung zur Naturlehre, so fühle ich, daß ich wanke, und weiß nicht, ob ich mich geirrt habe, oder micht jetzt irre. Mit Einem Wort: man müßte Ihnen an Einsicht eben so weit

über-

überlegen seyn, als Sie den andern denkenden Wesen, wenn man sagen wollte, wer von Ihnen den Schlüssel des Räthsels gefunden habe. Ich gestehe ganz demüthig, daß ich den zureichenden Grund sehr hochschätze, aber daß ich auch glaube, wir würden ihn viel sichrer anwenden können, wenn wir so ausgebreitete Kenntnisse hätten, als dazu nöthig sind. Wir haben nur einige Begriffe von der Materie und von den Gesetzen der Mechanik; aber ich zweifle gar nicht daran, daß der ewige Baumeister nicht eine unendliche Menge von Geheimnissen hat, die wir nie entdecken werden, und die folglich die Anwendung des zureichenden Grundes in unsern Händen unzureichend machen. Von der andern Seite gestehe ich, daß jene einfachen denkenden Wesen mir sehr metaphysisch scheinen, und daß ich von Newton's Vakuum, und von Leibnitzen's Raum sehr wenig begreife. Unmöglich können Menschen, wie mich dünkt, über die Eigenschaften und die Handlungen des Schöpfers philosophiren, ohne Armseligkeiten zu sagen. Ich habe keinen andern Begriff von Gott, als daß er ein vollkommen gutes Wesen ist. Ob die Freyheit mit dem zureichenden Grunde in Widerspruch steht, oder ob die Gesetze, die eben so ewig sind wie seine Existenz, seine Handlungen nothwendig und ihrer Bestimmung unterworfen machen, das weis ich nicht; aber ich bin sehr überzeugt; daß Alles in dieser Welt noch gut genug ist, und daß Gott, wenn wir von ihm zu Metaphysikern bestimmt wären, uns gewiß unendlich größere Einsichten und Kenntnisse gegeben hätte, als wir haben.

Es ist unangenehm für die Philosophen, daß sie genöthigt sind, von allem den Grund anzugeben; sie müssen sich also, wenn es ihnen an sichtbaren Gegenständen fehlt, der Einbildungskraft bedienen. Bey dem allen muß ich Ihnen aber sagen, daß ich mit Ihrer Metaphysik sehr zufrieden bin. Sie ist der **Pitt** oder der **große Sancy** *), die in ihrem kleinen Raume unermeßliche Schätze enthalten. Ihre Gründlichkeit im Denken, und Ihre Mäßigung im Urtheilen sollten ein Muster für die Philosophen und für alle diejenigen seyn, welche sich damit beschäftigen, Wahrheiten zu untersuchen. Der natürliche Zweck derselben scheint die Begierde nach Erkenntniß; und doch entspringt leider! oft das Vergnügen an gegenseitigem Schikaniren daraus.

Ich wünschte sehr, daß ich mich in der ruhigen und stillen Lage befände, in der Sie mich glauben, und ich versichere Sie, daß die Philosophie in meinen Augen reizender und anziehender ist, als der Thron. Sie hat den Vorzug, daß ihre Freuden dauerhaft sind; sie überwiegt die Täuschungen und Irrthümer der Menschen: und wer ihr in das Gebiet der Tugend und Wahrheit nachfolgen kann, ist sehr strafbar, wenn er es für das Land der Laster und der Gaukeleyen verläßt.

Von Circens Pallast weit entfloh'n
Und vom Geschrey der Menge fern,
Glaubt' ich im Schooß der Wissenschaft
Mich von Gefahren ganz befreyt;
Doch mehr als damals drohet mir
Ein kummervoller Wechsel jetzt:

Ge=

*) Zwey bekannte große Diamanten.

Gezwungen bin ich vom Geschick,
Aus meiner Einsamkeit zu

So sehr täuscht in der Welt der Schein. Um Ihnen offenherzig zu sagen, was daran ist, sollen Sie wissen, daß die Zeitungen stärker lügen, als jemals, und daß Liebe zum Leben und Hoffnung von der menschlichen Natur unzertrennlich sind. Darauf gründet sich denn die angebliche Genesung, die ich von Herzen realisirt zu sehen wünschte. Mein lieber Voltaire, die Krankheit des Königs ist eine Verwickelung von Uebeln, die so stark um sich greifen, daß sie uns alle Hoffnung zur Genesung rauben; sie besteht in einer Wassersucht, und in einer förmlichen Auszehrung am ganzen Körper. Die unangenehmsten Symptome dieser Krankheit sind häufige Erbrechungen, die den Patienten sehr abmatten. Er schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß er sich bessern werde, wenn er alle seine Kräfte anstrenge, sich dem Publikum zu zeigen. Dies täuscht diejenigen, die von der wahren Beschaffenheit der Umstände nicht unterrichtet sind.

Man hat nicht Einmal, was man wünscht;
Das Schicksal kämpft mit unserm Glück.
Wen Ehrsucht quält, der wünscht ein Reich;
Der Liebende verlangt ein Herz;
Ein andrer seufzet nur nach Geld;
Ein Dritter läuft der Ehre nach.

An Wahrheit und an Ruhe schon
Begnüget sich der Philosoph;
Doch — sey auch dieser Wunsch gerecht,
Befriedigt wird er selten nur.
So muß man denn im Lauf der Welt
Befolgen, was das Schicksal will.

Wir Menschen gründen unser Glück
Am sichersten auf die Vernunft.
Mich krön' Horazens Lorbeerkranz,
Mich krön' ein Diadem — Du wirst
Mit gleichem Schritt mich wandeln sehn.
Nie quäl' ich mich, und suche nur
Die höchste Ruh' in meiner Brust.

Dies ist das Einzige, was mir zu thun übrig bleibt; denn ich sehe mit Gewißheit voraus, daß es nicht in meiner Macht steht, zurückzugehen. Ich verlasse meine Unabhängigkeit mit Bedauern; und, indeß ich meine glückliche Dunkelheit beweine, bin ich gezwungen, den großen Schauplatz der Welt zu betreten.

Hätte ich die Unbefangenheit des Geistes, die Sie mir zutrauen, so würde ich Ihnen etwas anders schicken, als schlechte Verse; aber wissen Sie, daß dies nicht die letzten sind, und daß Sie noch von einer neuen Epistel bedrohet werden. „Noch eine Epistel!" werden Sie sagen. Ja, mein lieber Voltaire, noch eine Epistel! daß muß man sich nun schon gefallen lassen.

Weil ich gerade von Versen rede — ich habe ein Trauerspiel von Gresset, unter dem Namen Eduard, gesehen. Die Versifikazion darinn schien mir glücklich, aber die Charaktere übel gezeichnet. Man muß die Leidenschaften studiren, wenn man sie in Handlung setzen will; man muß mit dem menschlichen Herzen bekannt seyn, damit man seine Triebfedern nachahmen könne, und damit das Automat auf dem Theater der Natur gemäß erscheine und handle. Gresset hat, wie es mir scheint, nicht aus einer guten Quelle geschöpft.

Ein-

Einzelne Schönheiten können sein Trauerspiel im Lesen erträglich machen; aber sie sind nicht hinlänglich, es bey der Vorstellung zu halten.

Anders spricht ein Papagey,
Anders spricht Melpomene.

Wer diesen kleinen Ausfall auf Greffet that, hat seine Fehler recht gut getroffen. In Eduards Rolle ist etwas — ich weiß selbst nicht, wie ich es nennen soll — so Weibisches, so Schmachtendes, das bey dem Zuhörer nicht viel mehr als Langeweile erregen kann.

Da auch Herr Pine mir mit seinem Gezögere Langeweile macht, so habe ich den Entschluß gefaßt, die Ausgabe der Henriade unter meinen Augen zu veranstalten. Ich lasse ausdrücklich die schönsten silbernen Lettern *) kommen, die man in England nur finden kann. Alle unsre Künstler arbeiten an Kupferstichen und Vignetten. Was es auch kosten mag, wir wollen ein Meisterstück liefern, das des Gegenstandes würdig ist, den es dem Publikum vorlegen soll.

Ich werde Deine Fama seyn;
Und, ihre Tuba in der Hand,
Mach' ich den ganzen Erdkreis dann
Mit Deinen Versen, Deinem Geist
Und Deinen Tugenden bekannt.

Ich fürchte, Sie werden heute finden, daß ich, wo nicht der Ueberlästigste, doch wenigstens der Geschwä-

*) Der König irrt sich hier; silberne Lettern hat man nie gehabt, und sie sind so gut als unmöglich.

schwätzigste von allen Prinzen bin. Aber Weitläuftigkeit ist ja einer von den kleinen Fehlern meiner Nazion, und man legt ihn nicht so geschwind ab. Ich bitte Sie dafür in meinem und in meiner Landsleute Namen um Verzeihung, lieber Voltaire. Indeß bin ich eher zu entschuldigen, als diese; denn es macht mir so viel Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, daß mir die Stunden nur Augenblicke scheinen. Verlangen Sie, daß meine Briefe kürzer seyn sollen, so seyn Sie weniger liebenswürdig; nun enthält dies aber nach Leibnitzen's zwölftem Paragraph einen Widerspruch: folglich u. s. w.

Lieben Sie mich immer ein wenig (denn ich bin eifersüchtig auf Ihre Achtung); und seyn Sie überzeugt, daß Sie ohne große Undankbarkeit nicht weniger für den thun können, der mit Bewunderung ist, u. s. w.

19.

Charlottenburg, den 12. Jun. 1740.

Nein, nicht im stillen Aufenthalt
Der Wissenschaft, in Rheinsberg, mehr
Von wo Du Verse sonst bekamst,
Sing' ich dies Liedchen ohne Kunst.
Denn, wisse, jetzt verflößen sich
Der Dichter und der Fürst in mir.
Von nun an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein.
Lebt wohl ihr Verse, du Musik,
Und alle Freuden, Voltair' selbst.
Mein höchster Gott ist meine Pflicht!

Wie manche Sorgen bringt sie mit!
Wie lastend ist ein Diadem!
Wenn dieser Gott befriedigt ist,
Dann, theurer Voltair', flieg' ich schnell,
So wie ein Pfeil, in Deinen Arm,
Und lerne dann im Unterricht,
Den mir mein lautrer Freund ertheilt,
Wie heilig Königspflichten sind.

Sie sehen, mein lieber Freund, daß die Veränderung meines Schicksals mich ganz und gar nicht von der Metromanie geheilt hat, und daß ich vielleicht nie davon genesen werde. Ich schätze Horatzens und Voltaire's Kunst zu sehr, als daß ich ihr entsagen sollte; und ich bin der Meynung, daß jedes Ding im Leben seine Zeit hat.

Ich habe eine Epistel über den Mißbrauch der Mode und des Herkommens zu eben der Zeit angefangen, da das Herkommen der Erstgeburtsrechte mich nöthigte, den Thron zu besteigen und meine Epistel auf eine Weile zu verlassen. Gern hätte ich sie in eine Satyre auf eben diese Mode verwandelt, wenn ich nicht wüßte, daß die Satyre aus dem Munde der Fürsten verbannt seyn muß.

Kurz, mein lieber Voltaire, ich werde von zwanzig Beschäftigungen hin und her getrieben, und beklage nur die Kürze der Tage, die mit vier und zwanzig Stunden mir noch immer nicht lang genug sind.

Ich gestehe Ihnen, daß ein Mann, der nur für das Denken und für sich selbst lebt, mir unendlich glücklicher scheint, als ein Andrer, der sich bloß damit beschäftigen muß, seine Nebenmenschen glücklich zu machen.

Ihre

Ihre Verse sind allerliebst. Ich sage nichts davon; denn sie sind zu schmeichelhaft.

Mein lieber Voltaire, lassen Sie meine lebhafte Begierde Sie zu sehen nicht länger unbefriedigt. Thun Sie zu meinem Besten alles, wovon Sie glauben, daß es sich mit Ihrer Menschenliebe verträgt. Ich werde zu Ende des Augusts nach Wesel gehen, und vielleicht noch weiter. Versprechen Sie mir, mich da zu treffen; denn ich kann nicht glücklich leben, und nicht ruhig sterben, ohne Sie umarmt zu haben. Leben Sie wohl.

Tausend Komplimente an die Markise. Ich arbeite mit beyden Händen; auf der einen Seite für die Armee, auf der andern für das Volk und für die schönen Wissenschaften.

20.

Charlottenburg, d. 29. Jul. 1740.

Mein theurer Freund, Reisende, die von den Küsten des Frischen Haffs zurückkommen, haben Ihre allerliebsten Werke gelesen, die ihnen als ein Stärkungsmittel vorkamen, und deren sie sehr nöthig bedurften, wenn sie in das Leben zurückkehren sollten. Von Ihren Versen sage ich nichts. Ich würde sie sehr loben, wenn sie nicht mich selbst beträfen. Nur etwas weniger Lobsprüche, und es gäbe nichts schöners in der Welt.

Mein Abgesandter, breit und dick,
Spricht zu dem Allerchristlichsten
Und Leuten, die er nie gesehn.

Als guter Redner hat er wohl
Davon die Hektik zum Gewinn.
'Für einen Schwätzer seines Schlags,
Der seiner Finger drey verlor,
Und höflich — wie ein Seemann ist,
Nimmt Fleury, wie er kann, uns ein. —
Von Ramas schweig' ich gänzlich still;
Ich weiß, wie er zu Werke geht,
Und Jedermann wird selber sehn,
Ob er nicht beyde Hände hat. *)

Ramas ist in seinen Briefen nur von Brüssel voll; hierüber ist er unerschöpflich, und, nach seinen Berichten zu urtheilen, scheint er an Voltaire'n und nicht an Ludwig abgesandt zu seyn.

Ich schicke Ihnen die einzigen Verse, die ich seit langer Zeit zu machen Muße gehabt habe. Algarotti hat sie veranlaßt, und sie betreffen den Genuß. Der Italiäner meynte, wir Bewohner des Nordens könnten nicht so lebhaft empfinden, als die Nachbaren des Lago di Garda. Ich habe gefühlt, und das, was ich konnte, gesagt, um ihm zu zeigen, wie viele Empfindung unsre Organisation uns verschaffen kann. Sie mögen nun beurtheilen, ob ich gut geschildert habe, oder nicht. Erinnern Sie sich wenigstens, daß es Augenblicke giebt, die sich eben so schwer malen lassen, als die Sonne in ihrem höchsten Glanze. Die Farben sind zu bleich, um sie zu schildern, und die Einbildungskraft des Lesers muß der mangelhaften Kunst zu Hülfe kommen.

Für

*) Der damalige Oberst von Ramas, den der König als ausserordentlichen Gesandten nach Paris schickte, hatte einen Arm verloren.

Für die Mühe, die Sie sich mit dem Druck des Anti-Machiavell geben, bin ich Ihnen sehr verbunden. Er war der öffentlichen Bekanntmachung noch nicht werth. Ein Werk von dieser Art muß man lange formen und umformen, damit es vor dem Publikum, das immer zur Satire geneigt ist, nicht auf eine unschickliche Art erscheine.

Ich treffe Anstalten, um in wenigen Tagen nach Kleve zu reisen.

Dort hör' ich Orpheus Saitenspiel,
Ich sehe jene Künstlerhand,
Die durch so manches Götterwerk
Zum Himmel deinen Ruhm erhebt;
Bewundre dort die Augen, die
So hell und so durchbohrend sind,
Daß die Natur, so tief sie auch
In Dunkel ihr Geheimniß birgt,
Vor ihren Blicken voller Macht
Sich dennoch nicht verhehlen kann.

Ich küsse hundertmal den Mund,
Beredt im Ernsten, wie im Scherz;
Der bald uns rührt, bald drollicht ist,
Der vom Kothurn zum Sokkus geht,
Bezaubern kann, so wie er will,
Und immer größern Reiz bekommt.

Kurz, ich mache mir eine wahre Freude daraus, den Mann zu sehen, den ich in der ganzen Welt am meisten liebe und achte.

Verzeihen Sie meine lapsus calami und meine andern Fehler. Meine Lage ist noch nicht ruhig genug; ich muß erst meine Reise abthun, nachher hoffe ich Zeit für mich zu haben.

Leben Sie wohl, reizender, göttlicher Voltaire. Vergessen Sie die armen Sterblichen in Berlin nicht, die eilen werden, um in kurzem zu den Göttern von Cirey zu kommen. Vale.

21.

Berlin, d. 5. Aug. 1740.

Mein lieber Voltaire, an einem Tage voll Unruhe, Zeremonien und Langerweile, habe ich drey Briefe von Ihnen bekommen. Ich bin Ihnen äußerst dafür verbunden. Jetzt kann ich Ihnen weiter nichts darauf antworten, als daß ich den Machiavell Ihrer Disposition überlasse; und Sie werden, wie ich nicht zweifle, so damit verfahren, daß ich nicht Ursache habe, mein Vertrauen auf Sie zu bereuen. Ich verlasse mich gänzlich auf meinen lieben Herausgeber.

Der Frau von Chatelet werde ich das schreiben, was Sie verlangen. Aber um über Ihre Reise aufrichtig zu reden — ich wünsche Voltare'n, Sie, meinen Freund zu sehen; und die göttliche Emilie mit aller ihrer Göttlichkeit ist nur ein Appendix des newtonisirten Apollo.

Jetzt kann ich Ihnen noch nicht sagen, ob ich reisen werde oder nicht. Wissen Sie, lieber Voltaire, daß der König von Preussen ein politischer Wetterhahn ist; ich muß, um zu reisen, oder um meinen Weg zu bestimmen, einen Stoß von gewissen günstigen Winden bekommen. Kurz, ich werde in der Meynung bestärkt, daß ein König hundertmal unglücklicher ist, als ein Privatmann. Ich bin ein Sklave von den Grillen so

vieler

vieler andern Mächte, daß ich in Ansehung meiner Person nie das kann, was ich gern möchte. Indeß, geschehe was da wolle, ich schmeichle mir doch, Sie zu sehen. Möchten Sie auf immer zu meiner Heerde gehören!

Leben Sie wohl, theurer Freund, erhabner Geist, Erstgeborner unter den denkenden Wesen! Lieben Sie mich immer aufrichtig, und seyn Sie überzeugt, daß man Sie nicht stärker lieben und hochschätzen kann, als ich. Vale.

22.

Berlin, d. 6. Aug. 1740.

Mein theurer Freund, ich unterwerfe mich ganz Ihrer Meynung, und mache Sie zum Schiedsrichter. Thun Sie es ab, wie Sie es für gut finden. Ich bin ruhig, denn meine Sache ist in guten Händen.

Sie werden einen Brief unter dem gestrigen Datum von mir bekommen haben. Dies ist der zweyte, den ich Ihnen aus Berlin schreibe. Ich beziehe mich auf den Inhalt des vorigen. Wenn es seyn muß, daß Emilie den Apoll begleitet, so bin ich es zufrieden; kann ich aber Sie allein sehen, so ist es mir lieber. Ich würde geblendet werden, und so vielen Glanz auf einmal nicht ertragen können. Ich hätte Mose's Schleyer nicht, um die vereinigten Strahlen Ihrer Gottheit zu mildern.

Für jetzt, mein lieber Voltaire, bin ich mit Geschäften überhäuft, und arbeite ohne Unterlaß; aber ich bitte Sie um einen Waffenstillstand. Noch vier Wochen, und ich gehöre Ihnen auf immer zu.

Sie können die Verpflichtungen, die ich Ihnen habe, und die vollkommne Hochachtung nicht vergrössern, mit welcher ich bin, u. s. w.

23.

Rheinsberg, d. 8. Aug. 1740.

Mein lieber Voltaire, ich glaube, Vanduren *) macht Ihnen mehr Mühe und Arbeit, als Heinrich IV. Da Sie das Leben eines Helden versifizirten, schrieben Sie die Geschichte Ihrer eignen Gesinnungen; aber jetzt, da Sie einen Schurken harceliren, streiten Sie mit einem Feinde, der es nicht werth ist, Ihnen entgegen gestellt zu werden. Um so mehr bin ich Ihnen Verpflichtung für die Wärme schuldig, mit der Sie meine Sache zu Herzen nehmen; und ich verlange nichts mehr, als Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen. Lassen Sie denn, da es so seyn muß, die Presse gehen, um die Bosheit eines elenden Menschen zu bestrafen. Streichen Sie aus, verändern, verbessern und ergänzen Sie alles, was Ihnen gefällig ist. Ich verlasse mich hierinn auf Ihre Beurtheilungskraft.

In acht Tagen reise ich nach Braunschweig, und rechne darauf, den 22sten in Frankfurt zu seyn. Falls Sie daselbst sind, erwarte ich, daß ich Sie bey meiner Durchreise bey mir sehen werde. Ich rechne gewiß darauf, Sie in Kleve oder Holland zu umarmen.

Mau-

---

*) Ein holländischer Buchhändler, dem Voltaire den Anti-Machiavell in Verlag gegeben hatte.

Maupertuis ist so gut als engagirt bey uns; aber mir fehlen noch viele andere Personen. Sie werden mir Vergnügen machen, wenn Sie mir einige nennen.

Leben Sie wohl, reizender Voltaire. Ich muß den Liebenswürdigsten unter den Menschen verlassen, um allen Arten von politischen van Durens, die zum Uebermaß des Unglücks keine Karmeliter zu Beichtvätern haben, das Terrän streitig zu machen.

Lieben Sie mich immer, und seyn Sie von meiner unverletzlichen Hochachtung gegen Sie überzeugt.

24.

Wesel, d. 2. Sept. 1740.

Mein lieber Voltaire, bey meiner Ankunft habe ich drey Briefe, göttliche Verse und allerliebste Prosa von Ihnen gefunden. Ich würde sogleich darauf geantwortet haben, wenn mich das Fieber nicht daran verhindert hätte. Es kommt mir hier sehr zu ungelegener Zeit, und zwar um so mehr, da es den ganzen Plan zerrüttet, den ich mir entworfen hatte.

Sie wollen wissen, was seit meiner Abreise von Berlin aus mir geworden ist? Aus der beyliegenden Beschreibung werden Sie es sehen. Ich gehe nicht nach Paris, wie man ausgesprengt hat; *) auch bin ich gar nicht Willens gewesen, es in diesem Jahre zu thun. Aber vielleicht könnte ich eine Reise nach den Niederlanden machen. Gegenwärtig beschäftigen mich

*) Der König war, unter dem Namen eines Grafen von Düfour, nach Straßburg gereist. Man erkannte ihn dort, und sogleich reiste er wieder nach seinen Staaten zurück.

das Fieber, und meine Ungeduld, daß ich Sie noch nicht gesehen habe, am meisten. Sobald es meine Gesundheit erlaubt, werde ich Ihnen schreiben, wo und wie ich das Vergnügen haben kann, Sie zu umarmen. Leben Sie wohl.

Ich habe einen Brief von Ihnen an Maupertuis gesehen. Es kann gar nichts Allerliebsteres in der Welt seyn. Für die Mühe, die Sie sich im Haag, mit dem, was Sie wohl wissen, gegeben haben, sage ich Ihnen noch einmal tausend Dank. Erhalten Sie Ihre Freundschaft gegen mich immer. Ich weiß zu gut, wie viel man sich aus Freunden Ihrer Art machen muß.

25.

Wesel, d. 5. Sept. 1740.

Von Dir mit einer kleinen Schrift
Und einem Passe wohl versehn,
Kam hier Herr Joni an, *) und that
Auf seinen Ruhm sich viel zu gut.

Apostel, Liebers würdig, ach!
Erbarme meines Elends Dich.
Ich trinke Deinen Wein nicht mehr,
Ich hab' ein Fieber offenbar.

„Apoll, der mir dies Lied gemacht,
Sprach er, ist auch der Aerzte Gott;
So höre seine Harmonie,
Empfinde seine Götterkraft."

Ich

*) Joni hatte dem Könige Verse von Voltaire'n mitgebracht. — Die Verse in diesem Briefe hat der König mit einigen Verbesserungen in seine Oeuvres aufgenommen; der Uebersetzer hat sich daher an die neueren Lesearten gehalten.

Ich las Dein Lied, und las es oft,
Mein Geist ward mehr noch, als entzückt.
Ich war geheilt, und dieses Lied —
So glaubt' ich — rief ins Leben mich.

Und die Gesundheit, die Du mir,
So wie die Freude, wiedergabst,
Und große Neugier führten mich
Mit einem Sprung nach Flandern hin.

Ich seh' in einer Woche nun
Den edelen Rival Homer's;
Der Höfe Dünkel werd' ich fliehn,
Daß ich mit Voltair' leben kann!

So gehe, Joni, vor mir hin,
Mit diesem neuen Paß beschirmt.
Dich treibt der Eigennutz, und mich —
Der Wunsch, den großen Mann zu sehn.

Ich erwarte den morgenden Tag, als die Entscheidung meines Schicksals, als das charakteristische Kennzeichen des Fiebers, oder meiner Genesung. Wenn das Fieber nicht wieder kommt, so bin ich Dienstags (morgen um 8 Uhr) in Antwerpen: und ich schmeichle mir, daß ich dort das Vergnügen haben werde, Sie mit der Markise zu sehen. Es wird der schönste Tag meines Lebens seyn. Ich glaube, daß ich davon sterbe; aber wenigstens kann man doch keine angenehmere Todesart wählen.

Leben Sie wohl, mein lieber Voltaire. Ich umarme Sie tausendmal.

26.

Wesel, d. 6. Sept. 1740.

Mein lieber Voltaire, ich muß, so wenig es mir auch recht seyn mag, dem viertägigen Fieber nachgeben, das hartnäckiger ist, als ein Jansenist. So viele Begierde ich auch hatte, nach Antwerpen und nach Brüssel zu gehen, so kann ich doch eine solche Reise nicht ohne Gefahr unternehmen. Ich frage Sie also: ob der Weg von Brüssel nach Kleve Ihnen nicht zu lang scheint, um zu mir zu kommen? Dies ist das einzige Mittel, Sie zu sehen, das mir übrig bleibt. Gestehen Sie nur, daß ich sehr unglücklich bin; denn gegenwärtig, da ich über mich gebieten kann, und da nichts mich hindern würde, Sie zu sehen, mischt sich das Fieber dazwischen, und scheint die Absicht zu haben, mir dies Vergnügen streitig zu machen.

Lassen Sie uns das Fieber täuschen, mein lieber Voltaire, und mich wenigstens der Freude genießen, Sie zu umarmen. Entschuldigen Sie mich gütigst bey der Markise, daß ich nicht das Vergnügen haben kann, sie in Brüssel zu sehen. Alle, die um mich sind, wissen, welchen Vorsatz ich hatte, und gewiß konnte nur das Fieber mich zur Aenderung desselben bewegen.

Ich werde den Sonntag an einem kleinen Orte bey Kleve seyn, und Sie daselbst wirklich nach meinem Wunsch besitzen können. Wenn ich bey Ihrem Anblick nicht gesund werde, so beichte ich auf der Stelle *).

Leben

*) Voltaire kam wirklich, und so sah ihn der König zum erstenmal.

Leben Sie wohl. Sie kennen meine Gesinnungen und mein Herz, u. s. w.

27.

Rheinsberg, d. 2... Sept. 1740.

Ich schäme mich, daß ich Ihnen drey Briefe schuldig bin, aber noch weit mehr darüber, daß ich immer das Fieber habe. In der That, mein lieber Voltaire, wir sind armselige Geschöpfe; ein bloßes Nichts bringt uns in Unordnung, und schlägt uns zu Boden.

Ich habe Ihren Rath wegen des Herrn in Lüttich *) genutzt, und Sie werden sehen, daß man meine Rechte in den Zeitungen drucken wird. Indeß geht die Sache zu Ende, und ich glaube, daß meine Truppen in vierzehn Tagen die Grafschaft Horn werden räumen können. Ueber Herrn von Chatelet wird Cäsarion Ihnen geantwortet haben, und ich hoffe, Sie werden damit zufrieden seyn.

In der That, ich bedaure es, daß ich den Machiavell geschrieben habe; denn bey dem Streit, in den er Sie mit van Duren verwickelt hat, verliert die gelehrte Welt gewissermaßen vierzehn Tage Ihres Lebens.

Den Mahomet erwarte ich mit vieler Ungeduld. Wollten Sie wohl den Komödianten, **) der Mahomet II. geschrieben hat, engagiren, und ihm den Auftrag geben, eine Gesellschaft in Frankreich zu errichten,

*) Der König hatte, wie bekannt, mit dem Bischof von Lüttich eine Streitigkeit über die Baronie Herstall.

**) La Noue.

richten, und sie den ersten Junius 1741 nach Berlin zu bringen? Die Gesellschaft muß gut, und für das Tragische, so wie für das Komische vollständig seyn; die ersten Rollen doppelt.

Ich bin über den Gelehrten mit so vielen Sprachen *) endlich auf andre Gedanken gekommen, und es wird mir angenehm seyn, wenn Sie ihn mir schicken. Bernard spricht wie ein Adept; er will nicht Bücher drucken, sondern Gold machen.

Wenn ich kann, so will ich machen, daß die Schildkröte von Breda geht; ja, ich werde für die Frau von Chatelet auch nach Wien an meinen Minister schreiben lassen, der sich vielleicht mit Nutzen für sie verwenden kann. Grüßen Sie diese seltne und liebenswürdige Person in meinem Namen, und seyn Sie überzeugt, daß Voltaire, so lange er existirt, keinen bessern Freund haben wird, als u. s. w.

28.

Quartier Hennersdorf, in Schlesien,
d. 23. Dezember 1740.

Mein theurer Freund, ich habe zwey Briefe von Ihnen bekommen, aber nicht eher darauf antworten können, als jetzt; denn ich bin dem Schachkönig Karl XII. gleich, der immer marschirte. Seit vierzehn Tagen sind wir unaufhörlich im Gange, wobey wir denn das schönste Wetter von der Welt haben!

Ich bin zu sehr ermüdet, als daß ich auf Ihre aller=

*) Dumolard.

allerliebsten Verse antworten, und zu sehr durchgefroren, als daß ich allen Reiz derselben schmecken könnte. Aber das wird sich wieder finden. Verlangen Sie keine Poesie von einem Manne, der gegenwärtig das Geschäft eines Kärners treibt, und obendrein bisweilen sogar in Moräste geräth.

Wollen Sie meine Art zu leben wissen? Wir marschiren von sieben bis um vier Uhr Nachmittags. Dann esse ich; nachher habe ich zu arbeiten, und bekomme langweilige Besuche. Auf diese folgen dann einzelne abgeschmackte Geschäfte. Da giebt es Schwierigkeitsmacher in Ordnung zu bringen, feurige Köpfe zu dämpfen, Träge anzutreiben, Ungeduldige gelehrig zu machen, Raubsüchtige in die Gränzen der Billigkeit zurückzuweisen, Schwätzer zu hören, und Stumme zu unterhalten. Endlich muß man mit denen trinken, die Lust dazu haben, und mit denen essen, die hungrig sind; man muß mit den Juden ein Jude, mit den Heiden ein Heide werden.

Das sind meine Beschäftigungen. Ich würde sie gern einem Andern abtreten, wenn mir das Phantom, das man Ruhm nennt, nicht allzuoft erschiene. In der That, Begierde darnach ist eine große Thorheit; man kann sich aber sehr schwer davon losmachen, wenn man einmal von ihr angesteckt ist.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Der Himmel wende alles Unglück von dem Mann ab, mit dem ich des Abends zu essen wünschte, wenn ich mich des Morgens geschlagen habe. Der Schwan von Padua *) wird,

*) Algarotti. Er gieng aber nicht nach Paris, sondern nach Turin, um daselbst im Namen des Königs zu unterhandeln.

wird, wie ich glaube, nach Paris gehen, um meine Abwesenheit zu benutzen; der geometrische Philosoph *) quadrirt krumme Linien, der litterarische **) übersetzt aus dem Griechischen, und der gelahrteste Gelehrte ***) thut nichts, oder vielleicht etwas, das nicht viel besser ist.

Noch einmal leben Sie wohl, lieber Voltaire. Vergessen Sie die Abwesenden nicht, von denen Sie geliebt werden.

29.

Ohlau, d. 16. April 1740.

Die Freuden waren mir bekannt,
Die Fleiß bey voller Ruh' ertheilt.
Ich kount', ein Schüler Epikur's,
Und in die Weichlichkeit verliebt,
In ihrem Arm, von Schwachheit voll,
Von Mohn bedeckt, ein Träumer seyn.

Allein von einem Strahl des Ruhms
Ward meine Jugendkraft belebt;
Er zeigte mir in Einem Blick,
Was hundert Helden schon gethan;
Und voll von edler Trunkenheit,
Wollt' ich noch größer seyn, als sie.

Ich koste das Vergnügen zwar;
Doch leitet immer mich die Pflicht.
Mein Wunsch, mein Zweck ist: diese Welt
Von Ungeheuern zu befreyn,
Die abscheuwerther sind, als die,
Die Herkules zu Boden schlug.

Ja,

*) Maupertuis. **) Jordan. ***) Dumolard.

Ja, meines Vaterlandes Recht
Sey stark beschützt durch meinen Arm!
Der Stolzen Dünkel sey gebeugt,
Die durch die Jungfrau thöricht sind.
Gewiß ist diese That es werth,
Daß meines Armes Kraft sie thut!

Das Wesen unsrer Phantasie,
Das Glück, dies glänzende Phantom,
Das stets vor unsern Schritten flieht,
Bewohnt so wenig dieses Land,
Du Theurer, als es seinen Thron
In meinem Reich gegründet hat,

In Rheinsbergs Laubengängen einst,
In Schlesiens Gefilden jetzt,
Ein Freund der Weisheit, trotz' ich nur
Fortunens stetem Eigensinn;
Mein ganzes Leben sollst Du mich
Gleich fest, gleich unerschüttert sehn.

Wie man sagt, sind die Oesterreicher geschlagen; und ich glaube, daß es wahr ist. Sie sehen, daß nach Alzidens Keule auch Horatzens Leyer an die Reihe kommt. Seine Pflicht thun, sich den Freuden nicht verschliessen, sich mit den Feinden schlagen, von seinen Freunden entfernt seyn, und sie doch nicht vergessen — das Alles sind Dinge, die sich recht gut mit einander vertragen, wenn man nur jedem von ihnen seine Gränzen zu bestimmen weis. Zweifeln Sie an allem andern; aber seyn Sie kein Pyrrhonist in Ansehung der Hochachtung, die ich gegen Sie hege, und glauben Sie, daß ich Sie liebe. Leben Sie wohl.

30.

Im Lager bey Mollwitz, den 2. May 1741.

In dieser wandelbaren Stadt,
Die nur ganz leicht gebauet ist,
Die jeder Wind erschüttern kann,
Und die uns jetzt zum Wohnort dient;
In Feldern, voller Ruhm und Schmerz,
Wo unsrer Krieger rege Wuth
Nur Hohn der bald entfloh'nen Schaar
Von unsern schwachen Feinden beut;
Hier, wo der Ehrsucht Raserey
Zu ihren Fahnen jeden bringt,
Dem nur der stolze wilde Mars
In seiner Schule Lehren gab; —
Hier, in der Unruh Mittelpunkt,
Such' ich im Schooß des Friedens Dich,
Da, wo Du tausendfaches Glück,
Da, wo du tausend Freuden trinkst,
Und lebst, indeß mich Arbeit drückt;
Wo du die ganze Welt belehrst,
Indeß von hundert Völkern hier
Aus Schlachtgewühl vor meinem Blick
Die Schatten zu dem Orkus gehn.

Das ist Alles, was Ihnen meine kriegerische Muse in einem sehr kalten Lager sagen kann. Auf einzelne Umstände lasse ich mich bey Ihnen nicht ein; denn wir gehen ohne alle Kunst mit einander um. Auch bey Andern thue ich dies immer mit großem Bedauern; und wenn ich meine folgsamen, aber tapfern Truppen zum Treffen führe, geschieht es immer auf Kosten meiner Menschlichkeit, die bey dem nothwendigen Uebel leidet, das ich zu thun nicht umhin kann.

Der

Der Marschall von Belle-Isle ist mit einem Gefolge von sehr verständigen Leuten hier angekommen. Ich glaube, die Franzosen können nicht viel Vernunft mehr übrig behalten haben, da den Herren von der Gesandtschaft so viel zugetheilt worden ist. Man sieht in Deutschland Franzosen, die nicht bis zum Anschließen närrisch sind, als ein sehr seltnes Phänomen an. Solche Vorurtheile hat eine Nation gegen die andre! Einige Leute von Genie wissen sich davon zu befreyen; aber der große Haufe bleibt immer in dem Schlamm der Vorurtheile, und sein Loos ist Irrthum. Ihnen, der Sie diesen bekämpfen, sey Ehre, Gesundheit, Glück und Ruhm in Ewigkeit. Amen! Leben Sie wohl.

31.

Im Lager bey Mollwitz, d. 13. May 1741.

Die Pariser-Zeitungen sagten, Sie wären in den letzten Zügen, und Frau von Chatelet käme nicht von Ihrem Bette; ich zitterte daher schon für das Leben eines Mannes, den ich liebe, als ich aus Ihrem Briefe sah, daß eben dieser Mann voll Leben ist, und auch mich noch liebt.

Nicht mein Bruder ist verwundet, sondern der Prinz Friedrich, mein Vetter *). Wir haben an diesem glücklichen und unglücklichen Tage mehrere gute Leute verlohren. Ich bedaure mit Zärtlichkeit einige Freunde, deren Andenken nie aus meinem Herzen verschwinden wird. Kummer über gebliebne Freunde ist das

*) Markgraf Friedrich, Sohn Albert Friedrichs und Enkel des großen Kurfürsten.

das Bittere, das die Vorsehung allem Kriegsglücke beygemischt hat, um die unmäßige Freude niederzuschlagen, die durch Vortheile über den Feind erregt wird. Der Schmerz über den Verlust braver Leute ist um so empfindlicher, da man ihren Schatten Erkenntlichkeit schuldig ist, und sich ihrer niemals entledigen kann.

Meine Lage, lieber Voltaire, wird mich in kurzem dahin bringen, daß ich mich neuen Gefahren aussetzen muß. Hat man einen Baum abgehauen, so ist es gut, ihn bis auf die Wurzeln auszurotten, damit man verhindere, daß er nicht mit der Zeit durch Sprößlinge wieder ersetzt werde. So wollen wir denn sehen, was wir mit dem Baum machen können, für dessen Saft man Herrn von Neuperg ansehen kann.

Ich habe den Marschall von Belle-Isle, der in allen Ländern für das gelten wird, was man einen großen Mann nennt, gesehen und mich viel mit ihm unterhalten. In der Kriegeskunst ist er wenigstens ein Newton, und im gesellschaftlichen Umgange eben so liebenswürdig, als in den Geschäften einsichtsvoll und gründlich. Er macht seinem Vaterlande Frankreich und der Wahl seines Herrn außerordentliche Ehre.

Ich wünsche von ganzem Herzen, keine andre als gute Neuigkeiten von Ihnen zu hören. Seyn Sie überzeugt, daß Niemand sich mehr dafür interessirt, als Ihr treuer Freund.

32.

Im Lager zu Grotkau, den 2. Juni 1741.

Du, der Du jede Kunst verstehst,
Besonders zu gefallen weißt;
An unsere Husaren denkst,
Indeß Du Frucht auf Paphos brichst;
Itzt Karl'n und Newton dann besingst;
Im Schooß Emiliens den Ton
Dem Philosophen eben so,
Wie allen schönen Geistern, giebst —
Ich werf in diesem Lager hier,
Wo sich so manches Peloton
Im Schiessen um die Wette übt,
Von meinem Leben ohne Rast
Dir eine leichte Zeichnung hin.
Wir sahen hier Cäsarion,
Mit ihm den kurzen Jordan auch,
(In seiner Hand den Cicero,
Horaz, Montagn' und Hippokrat;)
Auch manchen Marschall sahen wir,
Und schöne Geister, Helden dann,
Und Schwätzer und Politiker,
Und Krieger ohne alle Schaam.
Belagert sahn wir manche Stadt,
Scharmützel hier, Gefechte dort,
Bald Fladderminen, Schlingen bald:
Auch mähte Jungfer Atropos
In voller Wuth mit ihrem Stahl
Den Schwarm von schwachen Köpfen ab,
Der seiner Generale Pfad
Mit stolzem Schritt, und folgsam geht.
Doch hätt' ich auch noch mehr gesehn,
Würd' ich darum beglückter seyn?
Nur, wer in meinem Alter schon
Zu denken, zu genießen weiß,

Wer Unterricht von Dir bekam,
Verdient, daß man ihn weise nennt;
Doch glücklich ist nur der, der Dich
Mit eignen Augen sehen kann.

Weder mein Bruder, noch der Knobelsdorf,*) den Sie kennen, ist bey dem Gefechte gewesen. Einer von meinen Vettern, und ein Dragonermaior Knobelsdorf, haben das Unglück gehabt, zu bleiben.

Geben Sie mir öfter Nachrichten von Sich. Lieben Sie mich immer, und seyn Sie von meiner Achtung für Sie überzeugt. Leben Sie wohl.

33.

Im Lager zu Strehlen den 25. Juni 1741.

. . . . . .
. . . . . .

Die Ankündigung Ihrer Geschichte macht mir viel Vergnügen. Die Lorbeerkränze, welche die Hand der Unsterblichkeit Ihnen bereitet, werden dadurch um Einen vermehrt werden, und um einen nicht kleinen. Mit einem Worte, ich freue mich über Ihren Ruhm. Ich interessire mich für das Jahrhundert Ludwig's XIV., bewundre Sie als Philosophen, liebe Sie aber noch mehr als Dichter.

O zieh' Horazens Saitenspiel
Und seine süße Harmonie
Ja dem Titanenstreben vor,
Das der Pedanten Brut versucht,
Damit sie Körper Luft und Raum

Und

*) Der berühmte Architeckt.

Und deren Ursach' kennen will.
Für uns gehört dies Große nicht;
Sehr thöricht sind die Weisen oft.

Der eine macht einen physikalischen Roman; der andre bringt und paßt mit vieler Mühe die verschiednen Theile eines Systems zusammen, das aus seinem hohlen Gehirn hervorgekommen ist.

Nein, niemals, niemals soll die Zeit,
Die zum Genuß verliehen ward,
In Träumerey verloren seyn.
Philosophiren bringet uns
Nicht näher zu der Weisheit hin.
Wer anders hat die höchste Kunst
Als wer zu zweifeln schon gelernt,
Und mit Bescheidenheit gesteht:
Er sey ein Thor und wisse nichts?

Die Geschichte und die Poesie bieten dem Geist ein weit freyeres Feld dar; denn sie beschäftigen sich mit Gegenständen, die wir fassen können, mit zuverlässigen Thatsachen und mit lachenden Gemälden. Wahre Philosophie ist Festigkeit der Seele, und Klarheit der Begriffe, die uns abhält, in die Irrthümer des gemeinen Haufens zu fallen, und an Wirkungen ohne Ursachen zu glauben.

Nur Ihre Poesien sind unwidersprechlich gut; sie enthalten das Beste, was die Dichter des Alterthums hervorgebracht haben.

Dein starkes, leichtes Saitenspiel,
Wirkt, wie es scheint, Vergnügen nur,
Wenn es die Sprache Amors spricht;
Doch, wenn Du uns den Krieg besingst —
So wie der Donner tönt es dann,
Und reißet Alles mit sich fort.

Sie und Ihre Muse sind Alles, was Sie wollen. Nicht jedermann kann ein Proteus seyn, wie Sie; und wir andern armen Menschen müssen uns mit dem kleinen Talent begnügen, das die karge Natur uns zugetheilt hat.

Ich kann Ihnen keine Neuigkeiten aus diesem Lager schreiben, wo wir die ruhigsten Leute von der Welt sind. Unsre Husaren sind die Helden des Intermezzo's, indeß die Gesandten Reden an mich halten, indeß man die Schlesier zu Hahnreyen macht, u. s. w.

Viele Komplimente an die Markise. Sie Selbst — Sie müssen, denke ich, von der vollkommnen Hochachtung und Freundschaft überzeugt seyn, die ich immer für Sie hegen werde. Leben Sie wohl.

N. S. Der arme Cäsarion ist krank. Ich habe ihn nach Berlin zurückgeschickt, damit er wieder gesund werden soll. Jordan, der eben so von Breslau ankommt, ist ganz müde von der Reise.

34.

Im Lager zu Strehlen, d. 22. Jul. 1741.

. . . . . .

Der Sentenz zufolge, die Sie auf Ihrem Helikon gesprochen haben, kann ich nicht anders als in Versen an Sie schreiben. Dieser Bestechung bediene ich mich, um Ihre Neigung zu erobern. Wenn Sie der Vermittler zwischen der Königinn von Ungarn und mir wären, so würde ich meine Sache in Versen führen,

und

und meine alten Dokumente in Reimen würden meinem Friedensstifter zum Zeitvertreib dienen. Ganz gewiß werden in der Geschichte, die Sie schreiben, nicht so viele Lücken seyn, als in unserm leeren Feldzuge; aber unsre Unthätigkeit soll nicht lange währen. Wir halten zwar unsre Schwerter zurück, doch nur, um sie in kurzem sicherer und rühmlicher zu brauchen.

Ich empfehle Ihnen das herrliche Jahrhundert, das Sie so geschmackvoll schildern. Lieber hätte ich dies gemacht, als hundert Schlachten gewonnen.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Als Sie mit Ihren Buchhändlern und Ihren andern Feinden Krieg führten, schrieb ich; jetzt, da Sie schreiben, fechte ich auf Hieb und Stoß. So geht es in der Welt.

Zweifeln Sie nicht an der vollkommnen Freundschaft, mit der ich ganz der Ihrige bin.

35.

Im Lager zu Reicheubach, d. 24. Aug. 1741.

Du willst, daß ich ein Herkules
Den Ungeheuern allen sey;
Daß Wien mit seiner ganzen Schaar,
Mit seiner Bulle Rom, und Genf
Vor meinem Schwerte fallen soll?
Studiere Deine Leute mehr,
Und lerne, welch ein Unterschied
Von Gründen bis zur Keule sey.

Das alte Götzenbild, dem man
Noch immer Weihrauchsopfer bringt,
Die gläubige Religion
Erhält sich nur durch Vorurtheil,

Durch Eigensinn und Ignoranz.
Dies Monstrum ward in Griechenland
Vom Blitz der Wahrheit einst geschreckt;
In Rom verfolgt' es dann Lukrez
Durch seine Verse voller Sinn.

Du selber suchtest ja die Welt
Von ihrem Glauben zu befreyn,
Und zeigtest ihr, wie lächerlich
Ein hochbejahrtes Traumbild sey,
Das lange Zeit gepriesen ward.
Allein der Mensch, voll Schwachsinn, stumpf,
Und allenthalben gleich gestimmt,
Glaubt seinem Evangelium,
Eh' er vor der Vernunft sich beugt;
Und als voll Gnade die Natur,
Die unsrer Ehrfurcht würdig ist,
Den Leib des Menschen bildete,
Erschuf sie ihn zum Denken nicht.

Verloren ist, das glaube fest,
Die Mühe nur, wenn man dem Stier,
Der seine Pflugschaar weiter schleppt,
Vernunft und Gründe geben will.
Doch, aufgeblähter Gegner Stolz
Zu überwinden in der Schlacht,
Zertreten unter seinem Fuß
Der Ottern und der Schlangen Brut,
Eroberer von Staaten seyn --
Das liebten unsre Väter einst;
Das thut auch unsre Tapferkeit.

So laß im tiefsten Irrthum denn
Den unbeugsamen Geist der Welt.
Was kümmert ihre Thorheit mich,
Wenn ich dein Lied nur hören kann,
Und wenn, nach dieses Krieges Gluth,
Der Fried' auf Erden wieder lebt,

Und Pallas nach Berlin Dich führt!
Dort trinken wir im Schooß der Stadt
Das Glück, das Hoheit geben kann.
Bald wählen wir die Freystatt auch,
Die uns die stillste Flur gewährt;
Dann lassen wir den stolzen Mars
Im Schatten unsrer Fahnen ruhn,
Geniessen so, wie Epikur,
Die lauterste, die reinste Lust.
Gelehrten Schwätzern lassen wir
Physik, so wie Metaphysik,
Und auch den Herr'n Mechanikern
Ihr mobile perpetuum;
Und dem, der ewig Zahlen schreibt,
Den Kalkul und die Algebra;
Dem Gotte, dem Empiriker
Von Epidaur, sein herrliches
Universal-Remedium;
Und trügr'ischen Politikern
Den Böswicht Machiavell;
Die Todessünd' und Jesum dem,
Der apostolischchristlich ist.
Zu unserm Theil behalten wir
Die Güter dieser Welt uns vor:
Als Ehre, Geist, gesunden Kopf,
Vergnüger, Freud' und süße Lust.

Jordan übersetzt seinen englischen Schriftsteller eben so treu, als die siebenzig Dollmetscher die Bibel. Wie ich glaube, wird das Werk bald fertig seyn. Es läßt sich so viel Gutes gegen die (christliche) Religion sagen, daß ich erstaune, wie es nicht jedermann einfällt. Doch die Menschen sind nicht für die Wahrheit geschaffen. Fast kommen sie mir vor, wie ein Rudel

Hirsche

Hirsche in dem Park eines großen Herrn, die kein andres Geschäft haben, als das Gehege zu bevölkern.

Wir werden uns, wie ich glaube, bald schlagen. Dies Stück Arbeit ist thöricht genug. Aber was wollen Sie? Man muß ja in seinem Leben bisweilen ein Thor seyn.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Schreiben Sie mir öfter; doch vor allen Dingen werden Sie nicht böse, wenn ich nicht Zeit habe, Ihnen zu antworten. Sie kennen meine Gesinnungen.

36.

Berlin, d. 8. Jan. 1742.

Mein lieber Voltaire, ich bin Ihnen zu meinem großen Leidwesen zwey Briefe schuldig, und mit wichtigen Angelegenheiten, welche die Philosophen Albernheiten nennen, so beschäftigt, daß ich noch nicht an mein Vergnügen, das einzige wahre Gut des Lebens, denken kann. Gott hat, wie mich dünkt, die Esel, die dorischen Säulen, und uns Könige dazu geschaffen, daß wir die Lasten dieser Welt tragen sollen, in welcher so viele andre Wesen zum Genuß der Güter bestimmt sind, die sie hervorbringt.

So muß ich mich denn jetzt mit einem Dutzend mehr oder weniger gefährlichen Machiavellen herumdisputiren. Die liebenswürdige Dichtkunst wartet vor der Thür, ohne Audienz zu bekommen. Der eine spricht mit mir von Gränzen, der andre von Gerechtsamen, noch ein andrer von Schadloshaltung, ein vierter von Hülfstruppen, von Ehekontrakten, von

Schul-

Schulden, die zu bezahlen, und von Intrigen, die anzuspinnen sind, von Empfehlungen, von Anordnungen, u. s. w. Es wird bekannt gemacht, man habe das und das gethan, woran man nie gedacht hat; es wird vorausgesetzt, man nehme den oder jenen Vorfall übel, über den man sich freuet; aus Mexiko wird geschrieben, man werde den und den angreifen, den man doch seines eignen Vortheils wegen mit Schonung behandeln muß; man wird von einem Zeitungsschreiber satirisirt, von seinen Nachbarn zerfleischt, und von allen zum Teufel gewünscht, indeß sie einen mit Freundschaftsversicherungen überhäufen. So ist die Welt, und das sind im Allgemeinen die Gegenstände, mit denen ich mich beschäftige.

Haben Sie Lust, die Dichtkunst gegen die Politik zu vertauschen? Zwischen beyden findet nur die einzige Aehnlichkeit statt, daß die Politiker und die Dichter dem Publikum zu Fangebällen, und ihren Mitbrüdern zu Gegenständen der Satire dienen.

Ich reise übermorgen nach Rheinsberg, um den Schäferstab und die Leyer wieder zu nehmen. Wollte der Himmel, daß ich sie niemals wieder verlassen dürfte! Aus dieser angenehmen Einsamkeit werde ich Ihnen mit mehr Ruhe des Geistes schreiben. Vielleicht begeistert Kalliope mich noch. Ich bin ganz der Ihrige.

37.

Ollmütz, d. 3. Febr. 1742.

Mein lieber Voltaire, der Dämon, von dem ich bis jetzt umhergetrieben worden bin, hat mich nach Ollmütz

Ollmütz geführt, um das wieder gut zu machen, was die andern Allirten, wie man sagt, verdorben haben. Was daraus werden wird, weiß ich nicht; wohl aber, daß mein Stern gar zu wandelbar ist. Was können Sie von einem Gehirn verlangen, worinn gegenwärtig weiter nichts ist, als Heu, Hafer und Herel? Ich glaube, jetzt würde ich nur auf eu und exel reimen.

Laß diesen Sturm beruhigt seyn;
Erwarte, daß der Friede dann
Auf Mavors Trümmern nach Berlin
Die schönen Künste wiederbringt.
Eh meine sanfte Flöte tönt,
Gebeut Fortunens Allmacht erst:
Die Kriegestuba schweige still!

Vielleicht setze ich Ihnen einen sehr langen Termin; indeß ist gegenwärtig nichts zu thun, und von einem schlechten Bezahler muß man nehmen, was man bekommen kann.

Jetzt lese ich, oder verschlinge vielmehr Ihr Jahrhundert Ludwigs des Großen. Wenn Sie mich lieben, so schicken Sie mir das, was Sie weiter an diesem Werke gearbeitet haben; es ist mein einziger Trost und meine einzige Erholung! Sie, der Sie nur aus Neigung und mit Genie arbeiten, haben Sie Mitleiden mit einem politischen Handlanger, der es nur aus Noth thut.

Hätte man wohl vermuthen sollen, lieber Voltaire, daß ein Zögling der Musen, in Verbindung mit einem Dutzend gravitätischer großer Thoren, die man große Politiker nennt, dazu bestimmt seyn sollte, das große Rad der europäischen Ereignisse in

Bewe-

Bewegung zu setzen? Indeß ist diese Thatsache authentisch, und macht der Vorsehung eben nicht viel Ehre.

Bey dieser Gelegenheit fällt mir das ein, was man von einem Pfarrer erzählt. Ein Bauer redete mit ihm voll idiotischer Ehrfurcht von dem Herrgott. „Geh, geh," sagte der ehrliche Priester zu ihm, „du bildest dir mehr davon ein, als daran ist. Ich mache und verkaufe ihn zu Dutzenden; und weiß wohl, was es im Grunde mit ihm auf sich hat."

Gewöhnlich macht man sich in der Welt einen abergläubischen Begriff von den großen Revolutionen der Reiche; aber wenn man in den Kulissen steht, so sieht man meistentheils, daß die zauberhaftesten Dekorationen durch die gemeinsten Maschinen und durch elende Leute in Bewegung gesetzt werden, die, wenn sie sich dem Publikum in ihrer natürlichen Gestalt zeigten, nur Unwillen erregen würden.

Leider sind Arglist, Unredlichkeit und Doppelzüngigkeit der herrschende Charakter der meisten Menschen, die an der Spitze der Nationen stehen, und ein Beyspiel für sie seyn sollten. Das Studium des menschlichen Herzens an solchen Leuten demüthigt sehr, und macht tausendmal, daß ich meine liebe Einsiedeley, die Wissenschaften, meine Freunde und meine Unabhängigkeit bedaure.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Vielleicht finde ich eines Tages alles das wieder, was gegenwärtig für mich verloren ist. Ich bin mit allen den Gesinnungen, die Sie sich selber denken können, u. s. w.

38.

Sellowitz, d. 23. März 1742.

Mein lieber Voltaire, ich fürchte mich an Sie zu schreiben, da ich Ihnen keine andern Neuigkeiten melden kann, als solche, um die Sie sich eben nicht viel kümmern, oder die Sie verabscheuen.

Wenn ich Ihnen zum Beyspiel sagte, daß Völker aus zwey Gegenden von Deutschland ihre Wohnungen verlassen haben, um sich mit andern Völkern zu schlagen, deren Namen sie nicht einmal kannten, und die sie in einem sehr weit entlegenen Lande aufsuchen mußten, und das bloß deshalb, weil ihr Herr mit einem andern Fürsten einen Traktat geschlossen hat, in Verbindung miteinander einen dritten zu ermorden: so würden Sie mir antworten: Diese Leute sind thöricht und wahnsinnig, daß sie sich dem Eigensinn und der Barbarey ihrer Herren so aufopfern. Sagte ich Ihnen: wir treffen mit großer Mühe Anstalten, einige mit vielen Kosten erbauete Mauern zu zerstören, ärndten, wo wir nicht gesäet haben, und spielen da den Herrn, wo niemand stark genug ist, uns Widerstand zu thun; so würden Sie ausrufen: Ha! Barbaren! Ha! Räuber! Ihr Unmenschen! Die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben! Matth. 12, V. 34.

Da ich alles voraus sehe, was Sie mir hierüber sagen würden, so will ich nicht davon reden, und Ihnen bloß die Nachricht geben: ein ziemlich närrischer Kopf, von dem Sie unter dem Namen der König von Preussen werden reden gehört haben, ist

auf die Nachricht, daß die Staaten seines Bundesgenossen des Kaisers von der Königinn von Ungarn verwüstet würden, ihm zu Hülfe geeilt, hat seine Truppen zu den Truppen des Königs von Polen stoßen lassen, um eine Diversion in Niederösterreich zu machen; und es ist ihm so gut gelungen, daß er darauf rechnet, in kurzem die Hauptmacht der Königinn von Ungarn zu schlagen, um seinem Alliirten einen Dienst zu leisten.

„Das ist Edelmuth, das ist Heroismus," werden Sie sagen. Indeß, lieber Voltaire, ist das erstere Gemälde und dieses einerley. Eben das Frauenzimmer, das man vorher in der Nachthaube sah, sieht man nun geschminkt und in Pompons.

Auf wie viele verschiedne Arten betrachtet man die Gegenstände nicht! wie sehr weichen die Urtheile nicht von einander ab! Die Menschen verwerfen am Abend das, was sie am Morgen gebilligt haben. Eben die Sonne, die ihnen bey dem Aufgange gefiel, ist ihnen bey dem Untergehen beschwerlich. Daher kommt es, daß Ruf entsteht, verschwindet und wieder entsteht. Und wir sind so thöricht, daß wir uns das ganze Leben hindurch quälen, um Ruf zu erlangen! Ist es möglich, daß man sich noch immer durch diese falsche Münze hintergehen läßt, da man sie doch kennt?

Ich schreibe Ihnen nicht in Versen, weil ich nicht Zeit habe, Sylben zu zählen. Erlauben Sie, daß ich Sie an die Geschichte Ludwig's XIV. erinnre. Ich drohe Ihnen mit der Exkommunikation vom Parnaß, wenn Sie dieses Werk nicht vollenden.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire; und lieben Sie, ich bitte, den Ueberläufer vom Apoll ein wenig, der sich bey Bellonen hat anwerben lassen. Vielleicht kommt er eines Tages zurück, um unter seinen ehemaligen Fahnen zu dienen.

Ich bin auf immer Ihr Bewunderer und Freund.

39.

d. 12. April 1742.

Hier sieht man alle Heiligen
In Blenden, wie in einem Nest,
Auf Brücken, Wegen, im Gehölz,
Und ihren Hof, der Bettler Schwarm,
Der sich im Schnee den Schnupfen holt;
Indeß der reiche, große Herr
Bohemiens den Krösus spielt,
Sein Geld mit voller Hand verstreut,
Sein Dorf und auch sich selbst verzehrt,
Damit er Pferde halten kann;
Indeß die gnäd'gen Frömmlinge,
Die mit der Küche mehr bekannt,
Als mit der Noth des Armen sind,
Von manchem Thoren angestaunt,
Bey Auserwählten ihres Schlags
Umher mit ihrer Lehre zieh'n.

Ihre Franzosen, die in Böhmen herzliche Langeweile haben, sind deßhalb um nichts weniger liebenswürdig und schalkhaft. Vielleicht sind sie die einzige Nation, die selbst im Unglück eine Quelle zu Scherzen und Frohsinn findet. Auf das Geschrey des Herrn von Broglio bin ich ihm zu Hülfe geeilt, und Mähren wird nun bis auf den Herbst ungebauet bleiben.

Sie

Sie fragen mich: für wie viel meine Herren Mitbrüder einander ihr Wort gegeben haben, die Erde zu verheeren? Darauf antworte ich: das weis ich nicht; aber es ist jetzt Mode, Krieg zu führen, und wahrscheinlich wird er lange Zeit dauern.

Der Abbé de Saint-Pierre hält so viel auf mich, daß er mich mit seiner Korrespondenz beehrt, und hat mir ein schönes Werk über die Art geschickt, wie man den Frieden in Europa wieder herstellen und auf immer befestigen könnte. Die Sache läßt sich sehr leicht thun; um sie glücklich zu Stande zu bringen, ist weiter nichts nöthig, als die Einwilligung von Europa und einige andre Kleinigkeiten dieser Art.

Was bin ich Ihnen, mein lieber Voltaire, nicht für das große Vergnügen schuldig, das Sie mir versprechen, da Sie mir Hoffnung machen, daß ich die Geschichte Ludwig's XIV. bald bekommen soll.

Ich hörte ja so oft dich schon;
Auf alle Werke, die Du schreibst,
Bin ich darum voll Eifersucht.
O, lieber Voltair', gieb sie uns!
Ich hätte gern dich ganz im Kopf;
Es giebt ja außer Dir kein Heil.

Sie glauben vielleicht, daß ich hier nicht unruhig genug bin, und daß Sie mich auch noch über Ihre Gesundheit erschrecken müssen? Sie sollten mehr Sorgfalt auf Ihr Leben wenden; ich bitte, erinnern Sie sich, wie sehr es mir am Herzen liegt, und wie sehr Sie an diese Welt gefesselt seyn sollten, der Sie so viel Vergnügen machen.

Sie können darauf rechnen, daß meine jetzige Art zu leben in meinem Charakter und in meiner Denkart nicht das mindeste geändert hat. Ich liebe Rheinsberg und ruhige Tage; aber man muß sich unter seinen Stand in der Welt beugen, und sich seine Pflicht zum Vergnügen machen.

Ist nur der Fried erst wieder da —
Ich find' in meiner Einsamkeit
Vergnügen, Scherz, Künste dann,
Die Schönen mit der Seel' im Blick,
Mit seinem Tubus Maupertuis,
Den Landmann Algarotti auch,
Und kurz, die ganze weise Zunft.
Allein, was hilft mir jedes Fest,
Bist Du, mein Lieber, nicht dabey?

Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen Zeit habe, da ich auf dem Punkt stehe, meinen Marsch fortzusetzen. Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Vergessen Sie einen armen Ixion nicht, der wie ein Verdammter an dem großen Rade der Begebenheiten arbeitet, und Sie eben so sehr bewundert, als liebt.

40. *)

Im Lager zu Kuttenberg, d. 18. Jun. 1742.

Nun, da ich mit den Feinden Frieden geschlossen habe, hoffe ich, auch mit Ihnen einen schliessen zu können.

---

*) Dieser Brief fängt eigentlich mit eben den Versen an, mit denen der Brief an Jordan von demselben Datum anfängt. Da sie dort schon von Wort zu Wort stehen, so hat man es nicht nöthig gefunden, sie hier noch einmal abdrucken zu lassen.

können. Zur Besiegelung von Ihrer Seite fordre ich das Jahrhundert Ludwig's XIV., und schicke Ihnen dagegen meinen eignen Bericht von der letzten Schlacht, den Sie von mir verlangen.

Bis jetzt kann ich Sie noch von weiter nichts unterhalten, als von Märschen, schimpflichen Zurückzügen, Nachsetzungen, Memmenstreichen und von allen Arten Ereignisse, die, ob sie sich gleich um sehr ernsthafte Gegenstände drehen, doch um nichts weniger lächerlich sind.

Rothenburg fängt an, wieder besser zu werden. Er ist ganz außer Gefahr. Halten Sie mich nicht für grausam, sondern für vernünftig genug, um kein Uebel zu wählen, außer wenn ich es thun muß, um ein schlimmeres zu vermeiden. Jeder, der den Entschluß faßt, sich einen hohlen Zahn ausreissen zu lassen, wird auch eine Schlacht liefern, um einen Krieg zu endigen. In solchen Umständen Blut vergießen, heißt in der That: es schonen. Man läßt dann seinem wahnsinnigen Feinde zur Ader, und giebt ihm seine gesunde Vernunft wieder.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Glauben Sie immer, und bis ich Ihnen das Gegentheil sage, daß ich Sie hochachte und Sie mein ganzes Leben hindurch lieben werde, u. s. w.

41.

Im Lager zu Kuttenberg, d. 20. Jun. 1742.

Nachdem er lange Zeit gereist,
Ist Bork nun endlich wieder da.
Er sah Dich, wie er mir erzählt,
Im schönen Arm Emiliens.
Dein Körper war wohl matt und schwach;
Allein lebendig war Dein Geist,
Und jenes schönen Witzes voll,
Der Dir so vielen Ruhm erwarb,
Von dieser schlechten Gegend an
Bis nach Paris, das Dich gebar.

Der alte Broglio verlor —
Sein stark befleckles Beinkleid nicht;
Auch hätte niemand das gemocht; —
Allein, indeß er wie der Wind
Den Rücken drehet, und mit Schimpf
Vor den Panduren Ungarns flieht,
Verliert er alles ohne Schlacht,
Und flüchtet unter Prag sich hin.
Zum Lohn für seine Kunst macht ihn
Der junge Ludewig zum Duk;
Ja, wenn es der Erzherzog that,
So wär' es mir begreiflicher.

Unsre Art zu leben weicht ziemlich stark von der Versailler, und noch stärker von der Rheinsberger ab. Heute kam ein Gesandter, um mir Vorschläge zu thun; gestern ist ein andrer mit Dunst beladen abgereist, und morgen wird ein dritter mit Rauch ankommen. Gestern früh brachte man uns vierzig gefangene Tolpatschen ein, die übrigens die artigsten Bursche von der Welt waren. Unsre Husaren streifen jetzt umher, um

Bauern,

Bauern, Wagen und Lebensmittel aufzutreiben. Wir lassen unsre Verwundeten und Kranken nach dem Lande bringen, wohin wir ihnen bald folgen werden.

Möchten Sie ohne Unterlaß einer festen und starken Gesundheit genießen! Möchten Sie philosophischer werden, als Sie sind, und die Einsamkeit in Charlottenburg dem reizenden Pallast der Armida vorziehen, den Sie bewohnen! Möchten Sie der glücklichste Sterbliche seyn, so wie Sie der liebenswürdigste sind! Diese Wünsche thut ein alter Freund von ganzem Herzen für Sie. Leben Sie wohl.

42.

Potsdam, d. 25. Jul. 1742.

Mein lieber Voltaire, ich bezahle Sie, wie ein großer Herr; das heißt: ich gebe Ihnen eine sehr schlechte Ode *) für die vortrefliche, die Sie mir geschickt haben, und verurtheile Sie noch überdies, sie zu korrigiren, damit Sie besser wird. Wenn ich nicht irre, ist diese Ode eine der ersten, in der man so viel von Politik gesprochen hat. Aber Sie müssen die Schuld davon Sich selbst zuschreiben. Sie haben mich ja angetrieben, meine Sache zu vertheidigen. Ich finde in der That, daß die Sprache der Götter auch die Sprache der Unschuld und Gerechtigkeit ist, und daß diese meinem poetischen Aufsatze immer Werth geben wird, wenn auch die Alexandriner darinn nicht so harmonisch wären, als man wünschen könnte.

*) Ueber die Urtheile, die das Publikum von den unglücklichen Politikern fällt. Sie ist verloren gegangen.

Die Königinn von Ungarn ist sehr glücklich, daß sie einen Advokaten hat, der sich so gut, wie Sie, auf Spitzfindigkeiten und verführerische Sprache versteht *). Ich freue mich, daß unsre Streitigkeiten nicht durch einen Prozeß geschlichtet worden sind; denn nach Ihrer Stimmung für diese Königinn und nach ihren Talenten zu schliessen, würde ich mich gegen Apollo und Venus nicht haben halten können.

Sie deklamiren nach Herzenslust gegen die, welche ihre Rechte und Ansprüche mit gewaffneter Hand geltend machen; aber ich erinnre mich einer Zeit, wo Ihre Arme:, wenn Sie eine gehabt hätten, ganz gewiß gegen Desfontaines, Rousseau, van Duren u. s. w. marschirt wäre. So lange die platonische Schiedsrichterey des Abbé de Saint Pierre nicht Statt findet, werden die Könige ihre Streitigkeiten auf keine andre Art endigen können, als so, daß sie durch gewaltsame Mittel ihren Gegnern billige Genugthuung abnöthigen, die sie auf keinem andern Wege hätten erlangen können. Das Unglück und die Noth, die daraus entspringen, gleichen den Krankheiten des menschlichen Körpers. Der letzte Krieg muß also wie ein kleiner Fieberanfall angesehen werden, den Europa bekam, und von dem es fast sogleich wieder befreyet ward.

Um das Geschrey der Pariser kümmere ich mich sehr wenig. Diese Wespen summen immer; ihre Sti-

chelreden

---

*) Voltaire hatte eine Ode an die Königinn Maria Theresia und zu ihrem Lobe drucken lassen. Sie steht in der Etting. Ausgabe: T. XIII, p. 366.

chelreden gleichen den Schimpfwörtern der Papageyen, und ihre Urtheile sind eben so wichtig, als eines Affen Entscheidungen über metaphysische Gegenstände. Wie sollte ich etwas dagegen einwenden, daß die Verwandten des großen Broglio übel auf mich zu sprechen sind, weil ich die Fehler dieses großen Mannes nicht wieder gut gemacht habe? Ich setze keine Ehre in die Donquixotterie; und, anstatt die Fehler andrer Leute verbessern zu wollen, begnüge ich mich, es, wenn ich kann, mit den meinigen so zu machen.

Wenn ganz Frankreich mich verdammt, daß ich Frieden gemacht habe, so wird doch Voltaire, der Philosoph, sich nie von der Menge hinreißen lassen. Erstlich ist es eine allgemeine Regel, daß jemand nur in so weit an seine Verpflichtungen gebunden ist, als es seine Kräfte erlauben. Wir hatten eine Allianz gemacht, wie man einen Heyrathskontrakt schließt; ich versprach, Krieg zu führen, so wie der Bräutigam sich anheischig macht, die Lüste seiner Braut zu befriedigen. Aber in der Ehe verzehren die Begierden der Frau oft die Kräfte des Mannes; und im Kriege häuft die Schwäche der Bundesgenossen die Last auf einen einzigen, und macht sie ihm unerträglich. Und, um die Vergleichung zu endigen: wenn ein Mann hinlängliche Beweise von der Galanterie seiner Frau zu haben glaubt, so kann nichts ihn hindern, sich scheiden zu lassen. Von diesem letzten Artikel mache ich keine Anwendung; Sie haben hinlängliche Kenntniß und sind Politiker genug, um mich zu verstehen.

Schicken Sie mir, ich bitte Sie darum, sobald als möglich, alle die artigen Verse, die Sie während

Ihres Aufenthaltes in Paris gemacht haben. Ich beneide Sie der ganzen Erde, und wünschte, Sie wären an dem einzigen Orte, wo Sie nicht sind, damit ich Ihnen von neuem sagen könnte, wie sehr ich Sie achte und liebe. Vale.

43.

Potsdam, d. 7. August 1742.

Mein lieber Voltaire, Sie sagen mir in Ihren Versen so viel Schönes, daß mir, wenn ich etwas davon glaubte, der Kopf drehend werden würde. Ich bitte Sie, nichts mehr von Helden, Heroismus, und allen den großen Worten, die seit dem Frieden zu weiter nichts taugen, als einige Seiten in einem Roman, oder einen halben Vers in einem Trauerspiel mit einem prächtigen Galimathias auszufüllen!

Dein leichtes Lied voll Melodie
Gefällt, vergnügt durch seinen Scherz,
Weit besser, als es Weyhrauch kann,
Der, glaub' es mir, nur dazu dient,
Daß er die Götter gähnen macht.

Ihre Imagination zeigt sich niemals glänzender und reizender, als wo es auf Scherz ankommt. Nicht jedermann hat das Talent, dem Geist ein Lächeln abzunöthigen. Man muß viel natürlichen Frohsinn haben, um ihn andern mittheilen zu können.

Weder Gott, noch der Teufel, sondern ein elender Postbedienter in Brüssel hat Ihren Brief eröffnet und abgeschrieben, und ihn dann nach Paris und allenthal-

lenthalben hingeschickt. Der alte Nestor, glaube ich, ist nicht ganz rein in dieser Sache.

Ich bitte Sie, mein lieber Voltaire, dem Dorfe Chtusitz die Silbe wieder zu geben, die Sie ihm so unbarmherzig geraubt haben; und da Sie Schlachtfelder brauchen, die sich auf etwas reimen, so bin ich so dreist, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Chotusitz recht gut auf Mollwitz reimt *). So hätte ich denn Worte und Sachen zusammen gereimt.

Es scheint Ihnen gar nicht recht zu seyn, daß ich Ihnen Leidenschaft für die Markise von Chatelet zutraue; und ich glaubte, Sie würden mir Dank dafür wissen, daß ich so gut von Ihnen denke. Die Markise ist schön und liebenswürdig, Voltaire ist gefühlvoll; sie hat ein Herz, er hat Empfindungen; sie ist nicht von Marmor; und Beyde wohnen seit zehn Jahren beyeinander. Wollen Sie mich überreden, Sie hätten während der ganzen Zeit mit der liebenswürdigsten Frau in Frankreich nur von der Philosophie gesprochen? Nehmen Sie es nicht übel, mein lieber Freund, dann hätten Sie eine sehr armselige Figur gespielt. Ich ließ es mir nicht einfallen, daß die Freuden aus dem Tempel der Tugend, den Sie bewohnen, verbannt wären.

Wie dem auch seyn mag, Sie haben mir versprochen, mir einige von Ihren Tagen aufzuopfern, und das ist mir genug. Je mehr ich glaube, daß diese Abwesenheit von der Markise Ihnen Ueberwindung kostet,

*) Nehmlich für die Franzosen, die den Akzent in beyden Namen auf die letzte Silbe legen.

kostet, desto mehr Verpflichtung werde ich Ihnen haben. Bringen Sie mich ja nicht aus meinem Irrthum.

Schon hör' ich viel Vortreffliches,
Und von Dir selber neu erzeugt,
Und über alles ein Bonmot.
Dir schärfet Juvenal den Pfeil;
Mit seinen Rosen kränzet Dich
Der liebenswerthe Tejer Greis,
Und Bilder liefert Dir Horaz.
Der gute, schlichte La Fontaine
Macht ohne Zwang und mit Natur
Ein kleines Mährchen voller Scherz,
Das unser Kreis mit Wollust hört.
Mit weiser Klugheit mischest Du,
Mein Freund, auch ernste Lehren ein,
Und dämpfst gehörig unsre Gluth
Wenn sie zu starke Funken sprüht.

Daß Nahrung unsrer Fröhlichkeit,
Und Deinem Witze nicht gebricht,
Sey Dir der schöne Wein von Ai, *)
Der Nektartrank, Ambrosia;
Wir flieh'n bey diesem Bachusfest
Dann just so weit von Lethargie,
Als von der wilden Heftigkeit.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire; seyn Sie gerecht gegen Ihre Freunde. Opfern Sie auf den Altären der Frau von Chatelet; aber vergessen Sie im Umgange mit den Göttern der Menschen nicht, von denen Sie hochgeachtet werden, und schenken Sie ihnen einige von Ihren Augenblicken.

*) Unweit der Marne in Oberchampagne.

44.

Aachen, d. 26. August. 1742.

Am Quelle, wo die Fakultät
Dem Mann, der Podagra, Kolik,
Den Stein, den Krebs, das Hüftweh hat,
Gesundheit und Humor verspricht.

An diesem Orte, wohin so viele Leute zum Vergnügen gehen; von wo so viele andre ohne geheilt zu seyn zurückkehren; wo die Scharlatanerie der Aerzte und die Intrigen der Liebe gleich guten Spielraum haben; wohin endlich Krankheiten und Vorurtheile so viele Personen von allen Enden der Welt führen — an diesem Orte lade ich Sie, als einen alten Kranken, zu einem Besuch ein. Sie werden hier als Kranker und als schöner Geist den ersten Platz haben.

Wir sind gestern hier angekommen. Ich glaube, daß Sie in Brüssel sind, ja sogar, daß Sie übermorgen hier seyn werden. Bringen Sie mir, ich bitte, den Mahomet mit, so wie Sie ihn auf dem Theater in Paris haben vorstellen lassen; und nehmen Sie auch alles, was Sie an dem Jahrhundert Ludwigs XIV. geschrieben haben, zusammen, um mir Vergnügen zu machen und mich zu belehren. Sie sollen mit der ungeduldigsten Begierde und mit der innigsten Achtung aufgenommen werden. Vale.

45.

Aachen, d. 1. Sept. 1742.

Federicus Virgilio salutem. Ich bin in der Hauptstadt Karl's des Großen und aller Hypochondristen angekommen. Man hat mir von Paris einen Brief

Ge-

geschickt, der daselbst unter Ihrem Namen umherläuft, und der, von wem er auch seyn mag, von Ihnen geschrieben zu seyn verdiente. Er tröstete mich in einem Lande, wo es nicht viele Gesellschaft giebt, wo man das Wasser des Styx trinkt, und wo die Scharlatanerie der Aerzte ihre Herrschaft bis auf den Geist erstreckt. Ich wollte, alle Franzosen dächten so, wie der Verfasser dieses Briefes, und ihre Parthiewuth würde billiger gegen die Fremden; kurz, ich wollte, Sie hätte den Brief geschrieben, und ihn mir zugeschickt. Doch, wozu bedarf ich Briefe von Ihnen? Der Verfasser ist ja in der Nachbarschaft. Wenn Sie hieher kommen, so sollen Sie nicht daran zweifeln, daß ich das Vergnügen, Sie zu hören, dem, Sie zu lesen, unendlich weit vorziehe. Ich habe zu Ihrer Artigkeit das Zutrauen, daß Sie so galant gegen mich seyn, und mir zugleich den Mahomet mitbringen werden, den die Frömmlinge in Frankreich mit dem Bann belegen, und den die Philosophen in Berlin kanonisiren.

Nichts weiter. Ich hoffe, Sie werden hieher kommen, um alles das zu hören, was meine Hochachtung Ihnen etwa zu sagen hat. Leben Sie wohl.

46.

Aachen, d. 2. Sept. 1742.

Nach Ihnen selber kenne ich nichts Besseres, als Ihre Briefe. Der letzte, der eben so allerliebst war, wie alle, die Sie mir schreiben, würde mir noch mehr Vergnügen gemacht haben, wenn Sie ihm in Person nachgefolgt wären. Aber nunmehr glaube ich, das

Ver-

Vergnügen Sie zu sehen wird mir versagt seyn. Ich reise den 7ten nach Schlesien.

Dies Land ist das albernste von allen, die ich kenne. Die Aerzte verlangen, um die Fremden ihren Mitbürgern gleich zu machen, daß sie nicht denken sollen; sie behaupten: hier müsse man keinen Menschenverstand haben, und sich, statt alles Andern, bloß mit seiner Gesundheit beschäftigen.

Die Herren Chapel und Kotzviler wollen schlechterdings nicht, daß man Verse macht; sie sagen: das sey ein Verbrechen der beleidigten Fakultät, und man könne in dem kleinen Reiche Aachen die Hippokrene und ihr schlammiges Wasser nicht zu gleicher Zeit trinken. Ich muß ihrem Willen nachgeben; aber der Himmel weiß, wie ich mich entschädigen werde, wenn ich wieder zu Hause bin.

Ich habe nichts, weder ein großes noch ein kleines Paket, von Ihnen bekommen. Vermuthlich hat der kluge David Girard *) Alles bis zu meiner Ankunft in Berlin aufbewahrt. Ich versichere Sie, daß ich Ihnen Ihre Lieferung hoch anrechnen werde, und daß Sie mir durch Ihre Werke den wirksamsten Trost geben.

Leben Sie wohl, mein lieber Voltaire. Ich gebe Ihnen den Auftrag, meinen Geist zu nähren. Schicken Sie mir bald derbe Schüsseln, welche Kräfte geben, bald feine Gerichte, deren angenehmer Geschmack dem Gaumen schmeichelt und ihn wieder reitzt.

Seyn

*) Ein Kaufmann in Berlin, der mit einem andern, Namens Michelet, in Gesellschaft handelte. Die Firma: Girard und Michelet existirt noch.

Seyn Sie von der Achtung, der Freundschaft und allen den auszeichnenden Gesinnungen überzeugt, die ich gegen Sie habe.

47.

Rheinsberg, d. 13. Oktob. 1742.

Gerade war ich damit beschäftigt, die gedachte, unpartheyische, von aller unnützen Umständlichkeit befreyete Geschichte zu lesen, als ich Ihren Brief erhielt. Ich machte mir Hoffnung, die Fortsetzung der Hefte zu bekommen. Das Wenige, was ich davon habe, erregt in mir den Wunsch, noch mehr zu besitzen. Keiner von den Alten hat ein Werk geschrieben, das, so wie das Ihrige, richtige Begriffe geben, den Geschmack bilden, und die Sitten sanfter und feiner machen könnte. Es wird eine Zierde unsers Jahrhunderts und ein Denkmal seyn, das der Nachwelt beweisen kann, wie sehr die Neueren den Alten an Genie überlegen gewesen sind. Cicero sagt: „er könne nicht begreifen, wie die Augurn im Stande wären, sich des Lachens zu enthalten, wenn sie einander ansähen.“ Sie thun mehr: Sie setzen die Lächerlichkeiten und Raserеyen der Geistlichkeit in ein helles Licht.

Unser Jahrhundert liefert uns Beyspiele von Ehrsucht, von wildem Muth, u. s. w. Aber ich sage ganz dreist zu seiner Ehre: man sieht darinn keine von den barbarischen, grausamen Handlungen, die man den vergangenen vorwirft; ferner weniger Betrügereyen und Fanatismus, hingegen mehr Menschlichkeit und Verfeinernng. Nach dem pharsalischen Kriege sind nie größere Angelegenheiten streitig gewesen,

sen, als in dem gegenwärtigen. Es kommt hier auf nichts Geringeres an, als auf den Vorrang der beyden mächtigsten Häuser in dem christlichen Europa, und auf den Umsturz des einen oder des andern. Dergleichen Theaterkoups verdienen von Ihnen erzählt zu werden, und einen Platz in der Fortsetzung der Geschichte zu bekommen, die Sie zu schreiben Willens sind.

Ich klage dieser Uebel Schaar,
Womit bedeckt der Erdball ist,
Die Bande, die der Zwietracht Arm
Mit vieler Kraft zerrissen hat.
Die Adler Preußens legten nun
Den Blitz in Janus Tempel hin,
Den meine Hand geöffnet hat.
Verhöhne nicht den festen Muth,
Den meines Heeres Tapferkeit
Dem Sturm entgegen stellt, mein Freund!
Auf meine edlen Krieger wirkt
Kein Eigennutz; sie fordern nichts;
Nur Ruhm ist ihre Leidenschaft,
Nur Sieg ist ihrer Arbeit Lohn.
Sie haben Ruhe sich verdient;
Und unter ihren Lorbeern bau'n
Die Freuden und die Künste sich
Ihr Heiligthum, das voller Gluth
Und staunend dann der Deutsche sieht.

Dieses Tempels sollen Sie genießen, wann es Ihnen gefällig ist, und aus ihm soll indessen Vergnügen und Unterricht für uns hervorgehen.

Ich erwarte alle Tage die schönen Antiken des Kardinals von Polignak.

Wie Polignak, der kluge Mann,
Aus Rom sie nahm, so nehmen wir,

Vor einer überraschten Welt,
Sie nunmehr aus Lukretien.

Ihre Dedikationsepistel zum Mahomet habe ich bewundert; sie ist voll wahrer Reflexionen und sehr feiner Anspielungen.

Die Frömmlinge verschaffen uns
Durch ihres Eifers Flammengluth
Bisweilen ein Bonmot von Dir.
Durch Albernheit und Gaukeley,
Durch ihre Jungfrau, ihre Schaar
Von Heiligen, durch Thorheit auch,
Durch ihrer Helden Unverstand,
Und ihren heiligen Betrug
Verdienten sie, die Hütte längst
Mit Schellen schon geziert zu sehn.
Auch sollte wohl, anstatt daß man
Tonsur und Weyhung ihnen giebt,
Vom Pabst bis zum Diakonus
Den Herr'n was abgeschnitten seyn;
Denn, da sie Keuschheit angelobt,
So nützt es ihnen so ja nichts,
Und ärgert ihresgleichen nur.

Die Frau von Wallenstein kenne ich nicht; ich weis aber wohl, daß ihr seynsollender Neffe sehr böse Händel mit seinen Vorgesetzten gehabt, und sich sogar mit aller Gewalt hat schlagen wollen.

Schreiben Sie bis ins Unendliche Verse und Geschichten; mein lieber Voltaire; Sie werden meinen Geschmack an Ihren Werken doch nicht sättigen, und die Quelle meiner Dankbarkeit nicht erschöpfen. Leben Sie wohl.

48.

Potsdam, den 18. Nov. 1742.

Ich sah das dauerhafte Monument,
Das Du dem menschlichen Geschlecht erbau'st;
Ich las, was Du so herrlich uns erzählst:
Von Thoren, Heiligen und Rasenden;
Von Rittern, die zu ihrem Unglück einst
Sich stritten für ein Grab; von denen auf
St. Petrus Stuhl, die Du so lustig foppst.
Wie glücklich, lieber Voltair' glaub ich mich,
Daß ich zu Deiner Zeit gebohren ward!
Ja, hätt' ich in vergangner Zeit gelebt —
Ich würde tödtlich dann mit einem Pfeil
Aus Deiner strengen Hand verwundet seyn.

Um der Liebe zur Wahrheit, um des Glückes der Menschen willen, setzen Sie dieses vortrefliche Werk fort. Ein König fordert Sie auf, die Thorheiten der Könige zu schreiben.

Ich bin durch Sie so sehr in den Geschmack am Arbeiten gekommen, daß ich eine Epistel, ein Lustspiel, und historische Nachrichten*) geschrieben habe, die, wie ich hoffe, sehr merkwürdig seyn werden. Sobald die beyden erstern so verbessert sind, daß ich damit zufrieden bin, werde ich sie Ihnen schicken. Von dem dritten kann ich Ihnen nur Fragmente mittheilen; das Werk im Ganzen ist nicht von der Art, daß es sich öffentlich bekannt machen liesse. Indeß bin ich überzeugt, daß Sie einige erträgliche Stellen darinn finden werden.

Wie ich sehe, machen Sie sich einen ziemlich richtigen Begriff von unsern Schauspielern. Es sind eigent-

*) Die nunmehr bekannt gemachte Geschichte meiner Zeit.

gentlich Tänzer, unter denen die Familie Cochois Komödie spielt. Einige Stücke aus dem Théatre italien und aus dem Moliere stellen sie erträglich vor; aber den Kothurn anzulegen, habe ich ihnen verbothen, weil ich sie dessen nicht würdig finde.

Des Kardinals von Polignak Sammlung von Antiken ist wohlbehalten angekommen, ohne daß die Statuen die geringste Beschädigung gelitten hätten.

Was wühlen wir mit vielem Geld
Im ganzen Rom die Haufen Schutt
Nach Marmor, alten Steinen um?
Was suchen wir die Bildnisse
Virgils, Horazens und Homers?
Ihr Geist, ihr Herz, das mehr wohl ist
Als ihre Züge, seh'n wir ja
An Voltair'n wieder in der Welt.

Der apostolische Kardinal, der Sie besitzen konnte, that also sehr Unrecht daran, daß er diese Büsten aufsammelte; aber ich — ich habe diese Ehre nicht, und brauche Ihre Schriften in meiner Bibliotheck, und diese Antiken in meiner Galerie.

Ich wünsche, daß die Herren Engländer diesen Winter über sich eben so gut belustigen mögen, als ich meinen Karneval in Berlin zuzubringen Willens bin. Ich habe Europa mit dem epidemischen Kriegsübel angesteckt, so wie ein Freudenmädchen ihren Liebhabern gewisse schmerzliche Gunstbezeugungen mittheilt. Glücklicherweise bin ich davon geheilt, und sehe jetzt zu, wie die andern bey ihrer Kur durchkommen werden. Das Glück wirft den armen Kaiser und die Königinn von Ungarn hin und her. Frankreichs Festigkeit oder Schwäche wird, wie mich dünkt, über sie entscheiden.

Wenigstens erinnern Sie Sich, daß ich mir ein gewisses Recht auf Sie erworben habe; Sie müssen mir von Ihrem Jahrhundert, Ihrer allgemeinen Geschichte, Rechenschaft ablegen, wie die Christen ihrem sanftmüthigen Erlöser von ihren Stunden. Sehen Sie, so sind Verbindungen mit den Königen, mein lieber Voltaire! sie thun in jedermanns Rechte Eingriffe, und maßen sich Ansprüche an, die sie nicht machen sollten. Wie dem auch seyn mag, Sie werden mir Ihre Geschichte schicken, und sind nur allzu glücklich, daß Sie Selber mir entgehen; denn wenn ich meinem Kopfe folgte, so hätte ich schon lange ein Manifest drucken lassen, und darinn bewiesen, daß Sie mir zugehören, und daß ich berechtigt bin, Sie zurückzufordern, und Sie allenthalben zu nehmen, wo ich Sie finde.

Leben Sie wohl, seyn Sie gesund, vergessen Sie mich nicht, und besonders hängen Sie Sich nicht ganz an Paris, sonst bin ich verloren, u. s. w.

49.

Berlin, d. 5. Dezember. 1742.

Für Ihre Pucelle und Ihre schöne Geschichte bekommen Sie von mir ein kleines Lustspiel, das einen kurzen Inbegriff aller der Thorheiten enthält, die ich auffammeln und an einander reihen konnte. Ich habe es bey Cäsarion's Hochzeit vorstellen lassen, und es ist noch obendrein sehr schlecht gespielt worden. D'Eguille*) ist angekommen, und hat mir Ihren schon ziemlich alten

*) Der Bruder des Markis d'Argens.

Brief mitgebracht. Man sagt, er habe mehr Gehalt als sein Bruder; ich kann aber noch nicht darüber urtheilen. Von der Pucelle habe ich nur das Alpha und das Omega. Bekäme ich den 4. 5. 6. und 7. Gesang, dann hätten Sie mich völlig in den Besitz dieses Schatzes gesetzt.

Wie es mir scheint, sind die Gläubiger der siebzehn Damen Provinzen in ihren Forderungen eben so dringend, als die Herren Marschälle von Frankreich in ihren Operazionen langsam. Ihren Gläubigern seyn Sie nur so gütig zu sagen, ich hätte viel Geld mit den Holländern zu liquidiren, und es sey noch nicht klar, wer von uns beyden der Schuldner bleiben werde. *)

Wenn Paris die Insel Cythere ist, so sind Sie gewiß der Trabant der Venus; Sie drehen Sich um diesen Planeten, und folgen der Bahn, die er von Paris nach Brüssel, und von Brüssel nach Cirey beschreibt. Berlin hat nichts, das Sie anziehen könnte, wenn anders nicht unsre akademischen Astronomen mit ihren langen Fernröhren Sie anlocken. Unsre nördlichen Völker sind nicht so weichlich, als die westlichen. Bey uns sind die Männer weniger weibisch, folglich männlicher, und fähiger zur Arbeit, zum Aushalten; aber

*) Der König hatte in dem breslauer Frieden die Summen, die einige englische und holländische Privatpersonen dem österreichischen Hofe auf Schlesien vorgeschossen hatten, als Schuld übernommen. Nun machte eine französische Familie noch Forderungen an Holland, und hatte durch Voltairen bey dem Könige anfragen lassen: ob er nicht geneigt sey, diese anzunehmen, und damit jene Hypothekschulden zu liquidiren.

aber in der That vielleicht auch weniger artig. Gerade das Sybaritenleben, das man in Paris führt, und das Sie so sehr rühmen, hat den Ruf Ihrer Truppen und Ihrer Generale vernichtet.

Verzeihe nur, wenn Du die schlimme Nachricht hörst,
Mein Freund, daß Dir mein Mund so harte Wahrheit sagt.
Sie hüllt' ein andrer ein, verschwiege sie auch ganz;
Doch meine Zunge sprach noch immer wie mein Herz.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Schreiben Sie mir oft, und schicken Sie mir besonders Ihre Werke und die Pucelle. Ich habe so viele Geschäfte, daß mein Brief einen Anstrich von dem lakonischen Styl hat. Desto weniger Langeweile wird er Ihnen machen, wenn ich nicht schon zu viel geschwatzt habe.

50.

d. 22. Febr. 1743.

Wir haben gestern alles Gute von Ihnen gesagt, was man nur von einem Sterblichen sagen kann. Der Speisesaal war ein Tempel, worinn man Ihnen opferte. Gewiß muß etwas Göttliches in Ihnen seyn; denn Sie belohnen gute Werke, sobald man sie nur gethan hat. Ich erhielt diesen Morgen einen allerliebsten Brief von Ihnen, der mir viel Vergnügen machte, da ich seit so langer Zeit keinen von Ihnen bekommen hatte. Zwey Monate hinter einander bin ich mit Geschäften überhäuft gewesen, und dadurch abgehalten worden, eher an Sie zu schreiben.

Gegenwärtig bitte ich Sie, um eine neue Erklärung über den Innhalt Ihres vorletzten Briefes; denn

nun ist der Kardinal todt, und die Angelegenheiten gehen anders. Es ist gut, die Kanäle zu kennen, deren man sich bedienen muß. Ich habe an Ihren Trophäen lebhaften Antheil genommen. Mich dünkte, ich hätte die Merope gemacht, und das Publikum liesse mir Gerechtigkeit widerfahren.

Ich bin im Begriff, nach Schlesien zu reisen, aber nur auf eine kurze Zeit. Nachher werde ich meine Verbindung mit den Musen wieder anknüpfen. Ich bitte, schicken Sie mir die Jungfer, (Pucelle) die ich gar zu gern entjungfern möchte; ferner Ihre Geschichte, Ihre Epigramen, Ihre Oden und — Sich Selber. Endlich hoffe ich, Sie auf eine oder die andre Art hier zu sehen. Seyn Sie in Ansehung meines Charakters nicht ungerecht gegen mich; übrigens haben Sie Erlaubniß, über mich zu scherzen, wie es Ihnen gefällig ist.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Ich liebe, ich schätze Sie, und werde Sie immer lieben, u. s. w.

51.

Potsdam, d. 6. Aprill 1743.

Mein lieber Voltaire, Sie überhäufen mich mit Geschenken, indeß ich ein düstres Stillschweigen gegen Sie beobachte. Ich erhielt die schätzbaren Früchte Ihrer Freundschaft, Ihres nächtlichen Fleißes und Ihres Studiums, als ich noch von Provinz zu Provinz eilte, ohne meinen Irrstern fixiren und meine alte Bahn von neuem gehen zu können.

Da bin ich endlich wieder von Breslau zurück, nachdem ich mehr als nöthig politisirt, finanzirt und martialisirt habe. Nun rechne ich darauf, einiger Ruhe zu genießen, und meinen Umgang mit den Musen wieder anzufangen. Bald werde ich Ihnen die Vorrede zu meinen historischen Nachrichten schicken. Das ganze Werk läßt sich Ihnen nicht mittheilen; denn es kann erst nach meinem und meiner Zeitgenossen Tode erscheinen, weil es mit aller Aufrichtigkeit geschrieben ist, und weil ich mich in keinem Stück von der Treue entfernt habe, die ein Geschichtschreiber in seinen Erzählungen beobachten muß. Ihre Geschichte des menschlichen Geistes ist bewunderungswürdig; aber wie demüthigt sie unser Geschlecht und selber die Vorsehung, wenn diese anders diejenigen auswählt, welche die Welt regieren und zu Triebfedern der Veränderungen dienen sollen, die sich auf der Erde ereignen!

Die Nachricht, daß Sie von dem Katharralfieber so mitgenommen worden sind, hat mir sehr leid gethan. Ich schmeichle mir, der Geist werde den Leib aufrecht erhalten, so wie das Oel die Lampe brennend erhält.

D'Argens hat sein Lustspiel vorstellen lassen, und uns Alle damit zum Gähnen gebracht. Er wollte es dem Pariser Theater geben; ich habe es ihm aber ausgeredet; denn er wäre ganz sicher ausgepfiffen worden. Sie sind einzig; Sie haben im neunzehnten Jahre ein Trauerspiel, und im zwanzigsten ein episches Gedicht geschrieben*); aber nicht jedermann ist ein Voltaire.

*) Den Oedip, und den Anfang der Henriade.

Die lächerlichen Kabalen der Andächtler in Paris sind bis nach dem Norden gelangt. Ich erwartete wohl, Voltaire würde verworfen werden, wenn er sich vor einem Areopagus von Midassen mit bischöflichen Stäben und Mützen stellte. Erhalten Sie es über Sich Selbst, eine Nation zu verachten, welche das Verdienst der Belle-Isle und Voltaire verkennt; und kommen Sie in ein Land, wo man Sie liebt und nicht bigott ist. Leben Sie wohl.

Die Pucelle, die Pucelle, die Pucelle! und noch einmal die Pucelle! Um des Himmels, oder noch mehr, um Ihrer Selbst willen, schicken Sie sie mir.

52.

Potsdam, den 21. May 1743.

Seit wann, o Voltair', sag' es mir
Schlugst Du denn gänzlich aus der Art?
Auf einen Weisen voller Licht —
Auf den auch wirkt die Gnade jetzt?
Von Mirepoix *) belehrt, und mit
Geweyhtem Wasser ganz benetzt,
Von einem starren Kopf verdrängt,
Wirst Du nunmehr ein Eremit?
In einem heil'gen Nasenton
Wird ein Gebet nun hergebrummt;
Man lieset gähnend das Brevier,
Und wirbt Dich zu St. Medard an
Mit ganz vollkommner Indulgenz.
Ich sehe, wie im Himmel dort
Sich Newton mit St. Petern zankt,

Wer

*) Boyer, gewesener Bischof von Mirepoix.

Wer wohl von ihnen beyden doch
Am Ende Voltair'n haben soll.
Der Heilige hält ein Gebeth,
Und beut, , statt Newto'ns Zirkel, Dir
Die köstlichste Reliquie,
Macht Deine Seelenaugen hell,
Erklärt Dir das Empfängnißwerk.
Indeß beklagt sich am Parnaß
Apoll, und sieht mit großem Schmerz,
Daß Dein so schönes Saitenspiel
Dem heil'gen Thal' entrissen wird,
Und daß der liederreiche Schwan,
Der sonst der Seine Strand entzückt,
Für die verwegnen Priester nun
Die Hippokren' entweihen wird.
Doch, Götter! was, was seh' ich dort!
Verzweifelnd, Locke'n in der Hand,
Ganz außer sich vor wildem Schmerz,
Geht dort die arme Chatelet.
Sie sagt: mein Ungetreuer, ach!
Läßt mich nun sitzen, täuscht mich nun!
Für wen? Für Dame Frömmeley.

Dies schließe ich aus Ihrem Briefe an den Bischof von Sens, und aus allem, was man aus Paris schreibt. Sie können denken, wie überrascht ich bin, und wie sehr ein philosophischer Kopf erstaunen muß, wenn er sieht, daß der Gesandte der Wahrheit die Kniee vor dem Götzenbilde des Aberglaubens beugt.

In diesem Jahrhundert triumphiren die Midasse in Bischofsmützen über Voltairen und andre große Männer! Aber wahrscheinlich ist es die Periode, worinn die Ignoranten in Frankreich den Gelehrten und den geschickten Leuten auf alle Art vorgezogen werden sollen. O tempora, o mores!

Ein

Ein Chor von vierzig Papagey'n,
Die jetzt die Diener, dann die Herr'n
Der Mod' und der Grammatik sind —
Die wiesen Dich von ihrem Sitz,
Dem Pindus Galliens, zurück?
Sie thaten es aus Eitelkeit.
Auch war die Sache gar kein Scherz!
Du hättest ja mit Deinem Glanz
Verdunkelt jenes schwache Licht,
Das ihre Dämmerung gewährt.

Ich glaube, Frankreich ist gegenwärtig das einzige Land in Europa, worinn Esel *) und Thoren Glück machen können.

Sie erhalten hiermit die Vorrede zu meinen historischen Nachrichten; das übrige läßt sich nicht zeigen.

Ich schreibe Ihnen nicht so oft, als ich wünschte. Aber halten Sie sich deshalb nicht an mich, sondern an die vielen Geschäfte, unter die ich mich theilen muß.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Vergessen Sie mich nicht, ob ich gleich schweige, und glauben Sie, daß ich im Punkte der Freundschaft noch eben so oft an Sie denke, als ehemals.

53.

---

*) Der Ertheatiner Boyer, ehemaliger Lehrer Ludwig's XV, der Voltaire's Feind war, unterzeichnete seinen Namen immer: Boyer, anc. evêque de Mirepoix (gewesener Bischof von Mirepoix). Da er unleserlich schrieb, sah das anc. wie âne (Esel) aus: und Voltaire nannte ihn nun in seinen Briefen, nicht eben auf die witzigste Art, âne de Mirepoix, Esel von Mirepoix. Darauf spielt das obenstehende Wort unstreitig an.

93.

Potsdam, d. 15. Jun. 1743.

Wann wird Dein Freund, der stille Philosoph,
Auf seinem Schiff, das er dem Sturm entriß,
Mit Schmerz die große Katastrophe seh'n,
Die das Geschick die Großen treffen läßt!

Ich wollte, Sie kämen einmal nach Berlin, und hätten Stärke genug, Ihren leichten Nachen den Winden und Stürmen zu entziehen, die ihn in Frankreich so oft hin und her geworfen haben. Wie können Sie es dulden, mein lieber Voltaire, daß man Sie so schimpflich von der Akademie ausschließt, indeß man Ihnen im Theater applaudirt? Vom Hofe werden Sie verächtlich behandelt und von der Stadt angebetet? Ich würde mich mit diesem Kontrast nicht vertragen. Und überdies können die Franzosen bey ihrem Leichtsinn in ihrem Beyfall niemals beständig seyn. Kommen Sie hieher zu einer Nation, die ihre Meynung von Ihnen nie ändern wird. Verlassen Sie ein Land, wo Männer, wie Belle-Isle, Chauvelin und Voltaire keine Protektion finden. Leben Sie wohl.

Schicken Sie mir die Pucelle, oder ich will gar nichts mehr von Ihnen wissen.

54.

Magdeburg, d. 25. Jun. 1743.

Ja, ja, für Dein Verdienst, das Neid
Verfolgt und ächtet, wird Berlin,
Das laut Dir seinen Beyfall ruft,
Nun Vaterland und Tempel seyn.

Ich

Ich irre jetzt noch stärker umher, als der Jude, den d'Argens reisen und schreiben läßt *). Als ein neuer Sisyphus drehe ich das Rad, an welchem ich zu arbeiten verdammt bin. Bald befinde ich mich in der einen, bald in der andern Provinz, setze meinen kleinen Staat in Bewegung, sichere das unter dem Schatten des Friedens, was ich dem Schwerte des Krieges verdanke, schaffe alte Mißbräuche ab und veranlasse neue, verbessere Fehler und begehe ähnliche. Dies unruhige Leben kann zwey Monate dauern, wenn der Kobold, der mich umher treibt, nicht beschlossen hat, mich länger zu plagen. Dann werde ich wahrscheinlich genöthigt seyn, eine Reise nach Aachen zu machen, um meinen von Grund aus verdorbenen Unterleib wieder herzustellen, der mitunter einmal Ihren Freund dahin bringen möchte, sich dem Teufel zu ergeben. Kann ich das Vergnügen haben, Sie dort zu sehen, so wird es mir sehr angenehm seyn; denn ich glaube:

Für jeden Kranken ohne Rast,
Mit gelben Augen, düstrem Blick,
Den eine Fakultät verdammt,
Daß er, um hergestellt zu seyn,
Sich baden, sich erkälten, ja,
Sich selbst zu Tode quälen soll,
Sey Voltair' ein Spezifikum.
Ein Wörtchen und sein Satir-Air
Verscheuchen allen Kummer schnell;
Er weicht an Macht wahrhaftig nicht
Dem Hippokrat und dem Galen.

Wenn

*) Dies geht auf des Markis d'Argens bekannte jüdische Briefe.

Wenn Sie von da nach diesem Lande kommen und darinn wohnen wollen, so verspreche ich Ihnen eine Lage, mit der Sie, wie ich mir schmeichle, zufrieden seyn werden; besonders aber, daß Sie vor den Kabalen und Verfolgungen der Frömmlinge gesichert seyn sollen. Sie haben in Frankreich zu viele Beschimpfungen erlitten, als daß Sie mit Ehren darinn bleiben könnten. Sie müssen ein Land verlassen, wo man Ihren Ruf alle Tage mordet, und wo Midasse die ersten Stellen bekommen.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Ich bitte, schreiben Sie mir Ihre Gesinnungen, und seyn Sie von den meinungen überzeugt, u. s. w.

55.

Rheinsberg, d. 3. Jul. 1743.

Ich schicke Ihnen den Paß für die Pferde mit vielem Vergnügen. Unter diesen wird zwar kein Bucephalus und eben so wenig ein Pegasus seyn; aber ich werde sie noch lieber haben, da sie den Apoll nach Berlin bringen. Sie werden daselbst mit offnen Armen aufgenommen und von mir in eine so gute Lage gesetzt werden, als mir nur möglich ist.

Ich bin im Begriff nach Stettin und von da nach Schlesien zu reisen; aber, ich werde die Stunde erleben, wo ich Sie sehen und Sie versichern kann, in welchem Grade ich Sie hochschätze. Leben Sie wohl.

56.

Potsdam, d. 30. Aug. 1743.

Ich bin erst seit zwey Tagen wieder hier, und habe drey Briefe von Ihnen gefunden.

Der Weisheit Göttin und Apoll
Begeistern immer beyde Dich,
Wenn Du Dein süßes Lied beginnst.
Wenn Du von Runzeln uns die Stirn
Befreyen, uns belehren willst,
Leih't Juvenal Dir seinen Pfeil.
Bey Dir gewinnt der Frömmling nie;
Vom Ysop bis zur Ceder wird
Nichts in der Welt von Dir verschont.
Und wehe, wehe Mirepoix,
Wenn Du zu seinem Lobe je
Ihm eine Rede halten sollst!
Mit eignen Händen kehren einst
Die Künste, die er so geschmäh't,
Zur Rache seinen Grabstein um.
Und selbst der wäßrichte Sermon,
Den Neuvill' dann ihm halten wird,
Klingt grade, wie ein Gassenlied.

Ich beklage jeden, der so unglücklich ist, Sie zu beleidigen; denn mit zwey Versen machen Sie ihn lächerlich ad fæcula fæculorum.

Nach Aachen gehe ich nun nicht, ob ich es mir gleich vorgesetzt hatte. Sie wissen, daß ich die Ehre habe, ein politisches Atom zu seyn, und daß ich in dieser Eigenschaft meinen Magen nöthigen muß, sich nach den europäischen Angelegenheiten zu richten, was ihm denn freylich nicht immer gut bekommt.

Wie es mir scheint, mein lieber Voltaire, spielen Sie ein wenig den Wetterhahn des Parnasses, und sind noch nicht mit sich selber über den Schritt eins, den Sie thun wollen. Ich schweige ganz davon; denn mit allem, was ich Ihnen darüber sagen könnte, muß ich Ihnen verdächtig vorkommen. Sie schildern mir Frankreich mit den schönsten Farben; aber mögen Sie mir auch sagen, was Ihnen beliebt: eine Armee, die drey Jahre hintereinander fliehet und allenthalben, wo sie sich nur zeigt, geschlagen wird, ist wahrhaftig keine Schaar von Cäsarn oder Alexandern.

Ich bin nicht gemalt, lasse mich auch nicht malen, und kann Ihnen also nichts geben, als Medaillen. Vale.

57.

Potsdam, d. 24. Aug. 1743.

Also in Berlin wird mir der französische Apoll das Vergnügen machen, von seinem Parnaß herunterzusteigen, und sich mit dem prosaischen Gesindel ein wenig zu vermenschlichen! Ich bitte Sie, mein lieber Voltaire, bringen Sie eine gute Portion Nachsicht mit! Besonders aber muß kein Grammatiker unsre langen Redensarten mit der Elle ausmessen, und uns nicht für einen albernen Solözismus bestrafen. Sie finden bey uns eine Gesellschaft von Schauspielern, die sich bilden, eine Akademie, die im Entstehen ist, aber besonders viele Personen, von denen Sie geliebt und bewundert werden.

In Berlin giebt es keinen Esel von Mirepoix. Wir haben einen Kardinal und einige Bischöfe, die

theils

theils so, theils anders der Liebe pflegen, und erfahrner in Epikur's als in des heiligen Paulus Theologie sind, folglich gute Leute, die niemand verfolgen, und geradezu nichts zu vergeben haben, als Küster- und Kantorstellen; und um die bewerben Sie sich ja nicht.

Doch Voltair', bring uns mindestens
Auch die so muntre Jungfer mit,
Die glänzender im Streite war,
Als alle Helden, die anjetzt
Dein Vaterland zum Schutze hat;
Als Broglio, der immer flieht,
Sein Heer wie Spreu verstieben läßt;
Als Maillebois, der immer läuft,
Und seine Schaar spatzieren führt;
Als Segur, der Kapitulör,
Und wen noch sonst die Furcht erstarrt.

Von meinen historischen Nachrichten sollen Sie so viel sehen, als ich Ihnen zeigen kann. Sie sind wahr, und folglich von der Art, daß sie erst nach diesem Jahrhundert erscheinen können.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Auf Wiedersehen.

58.

Potsdam d. 15. Sept. 1743. *)

Sie sagen mir von Frankreich und dessen Könige so viel Gutes, daß zu wünschen wäre, alle Souveräne hätten solche Unterthanen, und alle Republiken ähnliche Bürger. Die wahre Stärke eines Staates liegt darinn,

*) Voltaire war damals wieder in Berlin, und zwar, wie er in seiner Lebensgeschichte selber erzählt, in politischen Angelegenheiten. Er blieb bis in die Mitte des Oktobers, und gieng dann wieder nach Frankreich zurück.

tinn; daß alle Mitglieder desselben von gleichem Eifer belebt werden, und daß iede Privatperson das öffentliche Interesse zu seinem eignen macht.

Es wäre zu wünschen gewesen, das französische und schwedische Militär möchte eben so gedacht haben, wie Sie; aber, was Sie auch sagen mögen, so ist es doch gewiß, daß der Ruhm dieser beyden Nationen, die vor noch nicht fünfzig Jahren schon durch ihren Namen Europa in Schrecken setzten, durch die geringe Fähigkeit ihrer Generale und durch die Furchtsamkeit ihrer Staatsräthe, fast gänzlich vernichtet worden ist.

Wie handelt Frankreich jetzt gegen seine Alliirten? Welch ein Beyspiel für Europa ist der geheime Friede, den der Kardinal von Fleury ohne Vorwissen Spaniens und Sardiniens geschlossen hat! Der König giebt die Parthie seines Schwiegervaters auf und verschaft sich Lothringen. Wie unerhört ist das Verfahren, daß Frankreich Bayern aufopfert, den Kaiser verläßt, und diesen so hochachtungswürdigen Fürsten in das äußerste Elend bringt! ich meyne nicht ein Elend, wie es ein Fürst auch sonst wohl hat, sondern die schrecklichste Lage, in der sich nur eine Privatperson befinden kann. Was für Maschinen hat der Kardinal nicht in Rußland spielen lassen, als wir, wer weiß wie gut, alliirt waren! Was für Vorschläge hat er nicht in Mainz gethan, um die Bahn zum Frieden zu brechen, oder richtiger, um einen neuen Krieg zu entzünden! Mit wie weniger Stärke reden die Franzosen, wenn sie Festigkeit zeigen sollten! Und äußert sich ja in ihren Reden eine Spur davon — wie wenig entsprechen ihr dann die militärischen Operationen!

Indeß ist diese Nation die angenehmste in Europa, und, wenn sie nicht gefürchtet wird, so verdient sie doch geliebt zu werden. Durch einen König, der sie zu beherrschen werth ist, der sie mit Weisheit regiert, und sich die Achtung des ganzen Europa erwirbt, kann sie ihren alten Glanz wieder bekommen, den die Broglios und so viele andre noch ungeschicktere Leute ein wenig verdunkelt haben.

In der That ist das Geschäft, das wieder herzustellen, was andre verdarben, eines Fürsten von so vielen Verdiensten würdig; und ein Souverän kann sich durch nichts mehr Ruhm erwerben, als wenn er sein Volk gegen wüthende Feinde vertheidigt, die Lage der Umstände verändert, und Mittel findet, seine Gegner dahin zu bringen, daß sie ihn demüthig um Frieden bitten.

Ich werde alles bewundern, was dieser große Mann thut, und von den sämmtlichen Souveränen in Europa wird niemand weniger eifersüchtig auf sein Glück seyn, als ich.

Aber, was denke ich, daß ich mit Ihnen von Politik rede! Gerade eben der Fall, als wenn man seiner Geliebten einen Löffel voll Arzeney gäbe. Mich dünkt, ich würde viel besser thun, wenn ich von der Dichtkunst mit Ihnen spräche; doch nicht jeder, der will, kann auch: und wenn Sie mir in Versen schreiben und ich darauf antworten soll, so kommen Sie mir wie ein Mundschenk vor, der Talent zum Zechen hat und einem Schwächling, der höchstens Wasser vertragen kann, große, volle Gläser zutrinkt.

Leben Sie wohl, lieber Voltaire. Der Himmel möge Sie vor Schlaflosigkeit, vor dem Fieber und vor Ueberlästigen behüten!

59.

d. 7. Oktober, 1743.

Frankreich hat bisher für die Freystätte der unglücklichen Könige gegolten; ich will, daß meine Hauptstadt der Tempel der großen Leute werden soll. Kommen Sie hieher, mein lieber Voltaire, und schreiben Sie alles vor, was Ihnen angenehm seyn kann. Ich will Ihnen Vergnügen machen; und wer Jemand verpflichten will, muß sich nach seiner Denkart richten.

Wählen Sie Zimmer auf dem Schloß, oder ein Haus; ordnen Sie selber an, was Sie zum Vergnügen und zu einem Leben voll Ueberfluß bedürfen. Machen Sie die Bedingungen, die zu Ihrem Glücke nöthig sind; für das Uebrige werde ich dann sorgen. Sie sollen immer frey und gänzlich Herr über Ihr Schicksal seyn; ich will Sie nur durch Freundschaft und eine gute Lage fesseln.

Sie sollen Pässe für Pferde und alles haben, was Sie nur verlangen können. Ich werde Sie den Mittwoch sehen und die Augenblicke, die mir noch übrig sind, benutzen, um mich durch die Flamme Ihres mächtigen Genies zu erleuchten. Glauben Sie, ich bitte Sie darum, daß ich immer eben dieselben Gesinnungen gegen Sie hegen werde. Leben Sie wohl.

60.

d. 8. Oktober 1743.

Ich wage es nicht, mit einem Sohne des Apoll von Pferden, Wagen, Relais und dergleichen zu reden. Dies sind specielle Dinge, mit denen sich die Götter nicht abgeben, und die wir Menschen auf uns nehmen.

Sie können, wenn Sie wollen, den Montag Nachmittags nach Bayreuth abreisen, und, wenn es Ihnen gefällig ist, im Vorbeygehen bey mir essen.

Das übrige von meinen historischen Nachrichten ist so gesudelt und in so schlechtem Zustande, daß ich es Ihnen nicht schicken kann. Ich lasse den achten und neunten Gesang von der Pucelle abschreiben. Nunmehr habe ich den ersten, zweyten, vierten, fünften, achten und neunten. Ich halte sie unter drey Schlössern, damit kein sterbliches Auge sie sehen kann.

Man sagt, Sie sollen gestern Abend in sehr guter Gesellschaft gegessen haben.

Versammelt waren ja daselbst
Die schönsten Geister unsrer Stadt,
Die frommen Leute, denen Du
Wie billig zu gefallen suchst;
Mit Andacht glauben sie an Dich,
Und gestern meinten sie, Du seyst
Der Gott in ihrem Paradies.

Paradies, damit Sie sich nicht daran ärgern, ist hier in einem allgemeinen Sinne gebraucht, und bedeutet einen Ort des Vergnügens und der Freude. Siehe die Anmerkung zu dem letzten Verse des Mondain *). Vale.

61.

---

*) Voltaire hatte zu dem letzten Verse seines Gedichtes le Mondain (der Weltmann):

Le paradis terrestre est où je suis,
Der Erde Paradies ist, wo ich bin,

eine Anmerkung des obigen Innhalts gemacht, über die der König hier ein wenig spottet. In den spätern Ausgaben seiner Werke hat er sie weggelassen.

61.

Berlin, d. 4. Dec. 1743.

Ja, des berühmten Kriegers Haut,
Der noch den Böhmen furchtbar scheint,
(Sie sind voll Eifersucht auf ihn)
Da lange schon der grause Tod
Zum Teufel ihn hinabgeschickt,
Ist für die Neubegierde hier.
Wenn denn Dein leichter Schatten einst
Den weitberühmten Kahn besteigt,
Um hin in jene Welt zu geh'n,
Die hohle Köpfe sich erträumt,
Dann macht noch Deines Leibes Rest,
Der trotz dem Tod' unsterblich ist,
Wohl manchem, manchem Marsyas
In unserm Säkulum zu thun.

Ja, Ziska's Haut, oder richtiger, Ziska's Trommel, *) ist mit unter der Beute, die wir aus Böhmen geholt haben.

Es ist mir sehr lieb, daß Sie in guter Gesundheit zu Ryssel angekommen sind, ich war immer vor dem Umwerfen des Wagens besorgt.

Da sind Sie ja enthusiastischer als jemals über funfzehnhundert elende Franzosen, die auf einer Rheininsel Fuß gefaßt und nicht das Herz haben, sie wieder zu verlassen. Sie müssen herzlich arm an großen Vorfällen seyn, daß Sie um einer solchen Kleinigkeit willen so großen Lärm machen. Doch nichts mehr von Politik.

Ich glaube, die Holländer können Pantomimen haben, wenn die Aktöres aus fremden Ländern kom-

 men;

*) Sie wird noch auf dem königlichen Stall in Berlin gezeigt.

men; ferner große Genies, wenn Sie im Haag sind; berühmte Minister, wenn Carteret durchreist; und Helden, wenn den König, meinen Oheim, sein Weg durch Sümpfe nach seiner Insel zurückführt.

Federicus Voltarium salutat.

62.

d. 26. März 1744.

Daß Sie mit meiner Schwester von Braunschweig zufrieden seyn würden, habe ich wohl gedacht. Der Himmel hat ihr jenes glückliche Geschenk, jenen feurigen Geist, jene Lebhaftigkeit gegeben, durch die sie Ihnen gleicht, und mit der die Natur gegen die meisten Menschen leider so karg gewesen ist:

Die so gepries'ne Flammengluth,
Die einst Prometheus kühn für Dich —
So scheint es — aus dem Himmel stahl.
Doch allzuklein war seine Hand,
Und faßte nicht genug davon,
Daß auch der Menschen dreister Schwarm
Sein Theil davon bekommen kann.

Indeß hat jeder diesen Wahn.
Ein jeder meint, er habe Geist,
Er hält vom Morgen bis zur Nacht
Die Unbesonnenheit dafür.
Das Aeffchen, das am Spiegel steht,
Setzt gar ihn in Minauderie;
Und der Pedant, der seine Last
Von Wissenschaften geltend macht, —
Der preißt und kitzelt sich, daß ihm
Der Himmel den Verstand verlieh'n,
Von dem sein Kopf geschwollen ist.
Ja, jedermann, selbst Mirepoix

Macht

Macht ganz verwegen Anspruch drauf;
Doch, daß man sich nicht irrt, dünkt mich,
Bedarf es nur, daß man sie hört.

Ich weiß nicht recht, wo Sie gegenwärtig sind; indeß bin ich überzeugt, daß Sie nicht so lange an Berlin denken werden, als die Leute darinn an Sie. Dies versichert Sie Ihr Bewunderer u. s. w.

Mein Bild erlischt in Deinem Geist,
Wenn ein verwünschter Sudler es
Schlecht oder gut erneuern muß; *)
Auf Ehre, glaube mir, ich will
Bey Dir sonst nirgends glänzend seyn,
Als einzig nur in Deiner Brust.

63.

d. 7. April 1744. **)

* * * * * * * * *
* * * * * * * * *

Da hat mir, was ich auch dagegen haben mag, Ihr Apoll endlich doch Verse abgenöthigt. Wenn er mich nur auch begeisterte!

Ihre Merope ist mir zugestellt worden, und ich habe des Verfassers Auftrag, sein Buch auszutheilen, erfüllt. Daß dies Stück so gut aufgenommen worden ist, wundert mich gar nicht. Durch die Verbesserungen, die Sie darinn gemacht haben, hat es nun in Ansehung der guten Oekonomie, der Wahrscheinlichkeit

*) Voltaire hatte das Porträt des Königs verlangt.

**) Aus diesem und den nächstfolgenden Jahren sind der Briefe nur sehr wenige. Der König war ein wenig darüber beleidigt, daß Voltaire nicht in Berlin bleiben wollte.

und des Interesse Vorzüge vor allen Ihren andern Schauspielen, obgleich im Mahomet mehr Stärke ist, und Brutus schönere Verse hat.

Ihr Traum geht bey meiner Schwester Ulrike zum Theil in Erfüllung. *) Ein König verlangt sie zur Gemahlinn, und die ganze schwedische Nation thut Wünsche für sie. Meine zärtliche Freundschaft gegen sie hat diesem Enthusiasmus, dieser Schwärmerey nachgeben müssen. Sie geht nach einem Lande, wo sie mit ihren Talenten eine große und vortrefliche Rolle spielen wird.

Sagen Sie Rothenburg, wenn es Ihnen gefällig ist, und wenn Sie ihn zu sehen bekommen: es sey nicht recht von ihm, daß er mir, seitdem er in Paris ist, gar nicht schreibe. Ich höre eben so wenig von ihm, als wenn er in Peking wäre. Die Luft bey Ihnen in Paris ist wie der Jugendbrunnen, und die dortigen Vergnügungen wie Cirzens Zaubereyen; aber ich hoffe, daß Rothenburg der Verwandlung entgehen wird.

Leben Sie wohl, vortreflicher Geschichtschreiber, großer Dichter, allerliebster Verfasser jener Pucelle, die in Circens Gefangenschaft unsichtbar und traurig ist.

---

*) Anspielung auf ein kleines Gedicht von Voltaire an die Prinzeßinn Ulrike, das auf den Gedanken hinausläuft: „Mir träumte, ich wäre ein König, und liebte Dich. Als ich erwachte, hatte ich nur die Königswürde verloren.“ Man schreibt dem König eine sehr bittere Antwort darauf, im Namen der Prinzeßinn Ulrike zu, durch die er, wenn sie wirklich von ihm ist, Voltaire's ziemlich große Dreistigkeit verdientermaßen bezahlt hat.

ist. Ein Lebewohl dem Liebhaber von Vallory's Köchinn, von der Madam du Chatelet, und von meiner Schwester! Ich empfehle mich der Protektion aller Ihrer Talente, besonders Ihres Geschmackes an dem Studiren, von dem ich mein süßestes und angenehmstes Vergnügen erwarte, u. s. w.

Man bringt die Möbeln aus dem Hause in Berlin, das man für Sie zu möbliren angefangen hatte.

64.

Berlin, d. 18. Dec. 1746.

Der Markis von Paulmy soll aufgenommen werden, wie der Sohn eines französischen Ministers, den ich hoch schätze, und wie ein Zögling des Parnasses, den Apollo selber beglaubigt hat. Es thut mir sehr leid, daß des Herzogs von Richelieu Weg nicht über Berlin geht; er hat den Ruf, daß er besser, als irgend jemand in Frankreich, Talente des Geistes und Gelehrsamkeit mit reizender, zauberhafter Artigkeit vereinigt. Er ist das beste Muster für die französische Nation, das ihr Herr zu dieser Gesandtschaft hätte wählen können; ein Mann für jedes Land, ein Bürger an iedem Ort, der in allen Jahrhunderten eben den Beyfall haben wird, den er jetzt von Paris, Frankreich und ganz Europa bekommt.

Ich bin daran gewöhnt, vielen Gütern des Lebens zu entsagen. Um so leichter werde ich der guten Gesellschaft entbehren können, die uns die Zeitungen schon angekündigt hatten.

So lange Sie nur metaphorisch sterben, mögen Sie es meinethalben thun. Beichten Sie, lassen Sie

sich

sich das Gesicht mit heiligem Oele einsalben, nehmen Sie, wenn es Ihnen so gefällig ist, alle sieben Sakramente auf einmal; mir ist wenig daran gelegen: indeß werde ich mich in Ihrem sogenannten Todeskampfe doch wohl hüten, eben so sorglos zu seyn, als die Holländer gegen den Marschall von Sachsen. Gewiß, Ihr Franzosen seyd doch erstaunliche Leute. Eure Helden gewinnen Schlachten, wenn sie den Tod auf der Zunge haben, und Eure Dichter schreiben in den letzten Zügen unsterbliche Werke. Was würdet ihr nicht erst thun, wenn die Natur aus Eigensinn jemals Lust bekäme, Euch gesund und stark zu machen!

Die Anekdoten aus dem Privatleben Ludwigs XIV. *) haben mir viel Vergnügen gemacht, ob ich gleich, die Wahrheit zu sagen, nichts Neues darinn gefunden habe. Ich wünschte, Sie schrieben den Feldzug von 1744 nicht, und legten die letzte Hand an das Jahrhundert Ludwigs des Großen. Gleichzeitige Geschichtschreiber haben sich von jeher den Vorwurf zugezogen, daß sie in bittere Satire oder in fade Schmeicheley gefallen sind. Können Sie dahin gebracht werden, daß Sie etwas Schlechtes schreiben, so muß man Sie nöthigen, an dem Werke, welches Sie unternommen haben, zu arbeiten. Die Menschen müssen große Thaten thun; und der unpartheyischen Nachwelt gebührt es dann, über sie und ihre Handlungen zu richten.

Auf mein Wort, vollenden Sie die Pucelle. Es ist besser, die Stirn rechtlicher Leute zu entrunzeln, als Zeitungen für Polissons zu schreiben. Ein Herkules, der durch allzuviele Bande gefesselt und eingeengt ist, muß

*) Ein Kapitel aus Voltaire's Jahrhundert Ludwigs XIV.

muß seine Kraft verlieren und schwächer werden, als der feige Paris.

Wie es scheint, vermählt sich der Dauphin *) nur deshalb, weil er Ihr Genie in Uebung setzen will. Semiramis macht in Deutschland eben so viel Aufsehen, als die neue Dauphine in Frankreich. Setzen Sie mich denn in den Stand, über die eine oder über die andre zu urtheilen, und meinen Beyfall mit dem in Versailles zu vereinigen.

Maupertuis erholt sich von seiner Krankheit. Die ganze Stadt nimmt Theil an seinem Befinden; er ist unser Palladium, und die schönste Eroberung, die ich in meinem Leben gemacht habe. Sie selbst — Sie Unbeständiger, Sie Undankbarer, Sie Treuloser . . . was würde ich Ihnen nicht sagen, wenn ich nicht, um Ludwigs XV. willen, Ihrer und aller Franzosen schonte!

Leben Sie wohl. Die Vesperglocke läutet zur Komödie. Barbarini, Cochois und Hauteville rufen mich; ich will sie bewundern. In allen Ständen, in allen Künsten liebe ich Vollkommenheit; und eben deshalb kann ich dem Verfasser der Henriade meine Hochachtung nicht verweigern.

65.

d. 22. Febr. 1747.

Sie haben ihre Semiramis also nicht für Paris gemacht? Und doch giebt man sich auch nicht die Mühe, ein Trauerspiel sorgfältig auszuarbeiten, um es in seinem Pulte veralten zu lassen. Ich errathe Ihre Absicht.

*) Mit der Prinzeßinn Josephe Marie, Tochter August's III. von Polen.

ficht. Gestehen Sie nur, daß Sie dies Stück für unser Berliner Theater geschrieben haben. Gewiß wollen Sie mir eine Galanterie damit machen, und sind nur zu verschwiegen oder zu bescheiden, um es zu gestehen. Nun, ich danke Ihnen dafür, und erwarte das Stück, um ihm meinen Beyfall zu geben; denn das kann man ja, wenn von Ihren Werken die Rede ist, schon im voraus beschliessen. Nur bey der äußersten Ungerechtigkeit des Publikums, oder vielmehr durch Intrigen und Kabalen, kann Ihnen das Lob entzogen werden, das Sie verdienen.

Ihr Geschmack hat sich also für die Geschichte entschieden? Nun, folgen Sie, weil Sie müssen, diesem Ihnen fremden Antrieb; ich habe nichts dagegen. Die Arbeit, mit der ich mich beschäftige, gehört nicht unter die Memoiren, auch nicht zu den Kommentaren; ich selbst komme fast gar nicht darinn vor. Jeder, wer er auch seyn mag, verräth den Geck, wenn er sich einbildet, er sey merkwürdig genug, daß die ganze Erde von den einzelnen Umständen, die sein Individuum betreffen, unterrichtet seyn müsse. Ich schildere den Umsturz von Europa im Großen, und habe mich bemühet, die Lächerlichkeiten und Thorheiten zu zeichnen, die in dem Betragen seiner Beherrscher sichtbar sind. Von den wichtigsten Unterhandlungen und den merkwürdigsten Kriegesvorfällen habe ich einen kurzen Abriß gegeben, und diese Nachrichten mit Reflexionen untermischt; theils über die Ursachen der Begebenheiten, theils über die verschiedenen Wirkungen, die eine und eben dieselbe Sache zu einer andern Zeit oder bey einer andern Nation hervorbringt.

Die umständlichen Kriegeserzählungen, die Sie so herunterſetzen, ſind ohne Zweifel jene weitläuftigen Tagebücher, die uns hundert Kleinigkeiten langweilig vorrechnen: und da haben Sie denn auch ganz recht; indeß muß man den Stoff von der Ungeſchicklichkeit derer unterſcheiden, die ihn meiſtentheils behandeln. Läſen wir eine Beſchreibung von Paris, worinn der Verfaſſer ſich das Vergnügen machte, uns genaue Vermeſſungen von allen Häuſern in dieſer großen Stadt mitzutheilen, und worinn er auch von dem elendeſten Spielhauſe einen Plan lieferte: ſo würden wir das Buch und den Verfaſſer mit Recht lächerlich finden; aber deshalb noch nicht ſagen: Paris ſey eine langweilige Stadt. Ich bin der Meynung, daß eine beſtimmte und treue Erzählung von großen Kriegesvorfällen, wobey die Gründe, nach denen ein General ſeinen Entſchluß faßte, entwickelt werden, und die uns, um mich ſo auszudrücken, die Seele ſeiner Operationen vor Augen legt; ich bin der Meynung, ſage ich, daß ſolche Nachrichten für jeden, der ſich dem Militärſtande widmet, ſehr belehrend ſeyn müſſen. Ein Anatom giebt dann den Bildhauern Unterricht, in welche Lage dieſe oder jene Bewegung des menſchlichen Körpers die Muskeln bringt. Jede Kunſt hat Regeln und Beyſpiele; warum ſollte nun die Kriegeskunſt, die das Vaterland vertheidigt und Nationen vom nahen Untergange errettet, keine haben?

Wenn Sie fortfahren, über die letzten Kriege zu ſchreiben, ſo muß ich Ihnen das Schlachtfeld laſſen; indeß iſt mein Werk auch nicht für das Publikum beſtimmt.

Beynahe wäre ich im ganzen Ernste gestorben. Ich bekam einen Anfall von einer Hemiplegie; indeß haben mich meine Konstitution und mein noch nicht hohes Alter gerettet. Hätte ich ja dort unten hin reisen müssen, so würde ich, bis Sie angekommen wären, Lukrez und Virgil'en nicht aus den Augen gelassen haben; denn Sie können doch im Elysium keinen andern Platz erhalten, als zwischen diesen beyden Herren. Indeß wäre es mir lieber, in dieser Welt mit Ihnen zusammen zu kommen; auch ist meine Neugierde nach dem Unendlichen und nach den Grundursachen der Dinge eben nicht so stark, daß ich ihretwegen mit der großen Reise eilen sollte.

Sie machen mir Hoffnung, daß ich Sie wiedersehen soll; aber ich werde mich erst dann freuen, wenn ich Sie wirklich vor Augen habe; denn mein Glaube an diese Reise ist eben nicht sehr stark. Bey dem allen können Sie eine gute Aufnahme bey mir erwarten.

Denn immer lieb' ich dennoch Dich,
Du undankbarer Taugenichts.
Als guter Christ verzeih' ich Dir,
Und sehe mit Gefälligkeit
Dir alle Deine Schwachheit nach.

Der Herzog von Richelieu hat, wie denn ein Ambassadör gewöhnlich das Schicksal zu haben pflegt, Dauphinen, Feste, Zeremonien und Gecken gesehen; und ich — den kleinen Paulmy, der eben so sanft, als liebenswürdig und geistreich ist. Unsre schönen Geister haben ihn im Vorbeygehen geplündert, und er hat uns eine allerliebste Komödie hier lassen müssen, die bey der Vorstellung mit ziemlich vielem Beyfall aufgenommen

nommen ward. Er muß jetzt in Paris seyn. Seyn Sie so gütig, ihm mein Kompliment zu machen, und ihm zu sagen: man werde sich seiner hier immer erinnern, so oft man an die liebenswürdigsten Leute denke.

Sie haben Ihre Pucelle der Herzoginn von Wirtemberg geliehen, und sollen nun wissen, daß sie sie über Nacht hat abschreiben lassen. Solchen Leuten schenken Sie Ihr Vertrauen! und gerade gegen diejenigen, die es einzig und allein verdienen, oder denen Sie sich vielmehr ganz übergeben sollten, sind Sie mißtrauisch!

Leben Sie wohl. Möchte doch die Natur Ihnen zu der Reise hieher Kräfte genug geben, und Sie noch viele Jahre zur Zierde der Wissenschaften und zur Ehre des menschlichen Geistes erhalten!

66.

d. 24. April 1747.

So reizend malest Du den Tod,
So liebenswerth den Tartarus,
Daß dies verführerische Bild
Mich wirklich in Versuchung führt,
Ein Stündchen näher es zu sehn.
Allein aus jenem finstern Reich,
Wo Pluto mit Proserpinen
Der unglückselʼgen Schaar gebeut,
Die an dem schwarzen Lethe wohnt,
Kam niemals jemand schon zurück.
Auch weiß ich nicht, ob guter Ton
Den schönen Geistern dort nicht fehlt;
Auch ist die Reise dieser Art,
Daß, wer in Charons Nachen tritt,
Der Rückkehr nicht ganz sicher ist.

Behalte

Behalte denn die Fikzion
Ganz ruhig jene andre Welt:
Den Quell, aus dem die Phantasie,
Die immer reich an Neuheit ist,
Systeme schöpft, die dann der Grund
Vom Vorurtheil des Volkes sind.

So setze seine Hoffnung denn
Auf sie der schwärmerische Thor;
So rüste man für diesen Sitz
Denn diesen oder jenen zu,
Den Gluth des Fiebers brennt, wenn man
Die Pillen ihm vergolden muß,
Daß er getröstet, wohl versehn
Mit Ballast, heilig eingeölt,
Und wie in einem Siegeszug,
Hinab zum Höllenufer geht.

Doch ich, der ich noch nie verliebt
In Pfaffen-Visionen war,
Ich ziehe diesem Unterricht
Die sichere Realität
Der Freuden dieses Lebens vor;
Und lasse gern das Glück, das ihn,
So wie man sagt, begleiten soll,
Dem Theologen, starren Kopfs,
Deß Geist vor lauter Lust erstirbt
Und hier schon in dem Himmel lebt;
Dem trüben, düstern Thoren-Schwarm,
Den Mallebranche's Schul' erzog,
Der Argumente destillirt,
Und dem Vernunft, so wie Verstand,
Ganz heimlich aus dem Kopf' entflieht,
Bis daß ein neuer Astolph einst
Mit ihrem Hirn Erbarmen hat
Und ihre Fläschchen wiederholt.

Ich selbst — ich überlasse mich
(Und lache dieser Thoren nur)
Doch ohne Schwachheit, jeder Lust,
Wozu mich meine Neigung treibt;
Und wenn mich dann mein Dämon plagt,
So schöpf' ich wohl bisweilen kühn
Am reichen Quelle des Parnaß.

Doch meine Jugend welkt nun hin;
Das Alter furchet meine Stirn,
Und lehrt mich, ach! daß ich nun bald
Mich seinem Spruche beugen muß.

So lebt, ihr schönen Tage, denn,
Ihr Freuden, und du Thorheit auch,
Ihr Kinder meiner Jugendzeit,
Du reiche Phantasie, leb wohl!
Für mich gehöret euer Reiz,
Wie Scherz und Muthwill', länger nicht.
Die Weisheit schafft, so sagt man mir,
Den frohen Bürger Plato's selbst
Zu einem kalten Kato um.

Lebt wohl denn, schöne Harmonie,
Der Dichtkunst süße Raserey,
Und ihr Unsterblichen, die ihr
Apollo'n stets zur Seite geht,
Und, in ein Chor mit ihm vereint,
Des Purpurs und der Weisheit lacht!
Verbannt ward meine Muse ja
Vom Pindus, und sie sagt mir selbst,
Daß sie ihr Gott verlassen hat.
So meid' ich diese Laufbahn denn,
Die allzu leicht verführen kann;
Allein, so lange Du sie läufst,
Setz' ich mich bey den Schranken hin,
Und klatsche laut Dir Beyfall zu.

Sie bekommen für das Gold, das Sie mir geschickt haben, ein wenig Messing. Ueber Ihre Verse geht in der That nichts. Ich habe die an Algarotti gesehen: sie sind allerliebst; aber die an mich sind doch noch schöner.

Mit diesen zugleich habe ich die Semiramis bekommen. Sie hat viele und große einzelne Schönheiten, auch vortrefliche Tiraden, die meinen entschiedenen Geschmack an Ihren Arbeiten noch verstärken; indeß weiß ich nicht, ob das Stück durch die Gespenster und Schatten, die Sie hinein gebracht haben, alles das Pathetische bekommen wird, das Sie sich davon versprechen. Die Denkungsart des achtzehnten Jahrhunderts läßt sich so etwas Wunderbares wohl in einer bloßen Erzählung gefallen; aber man wagt ein wenig, wenn man es in Handlung setzt. Ich zweifle, ob der Schatten des großen Ninus Proselyten machen wird. Leute, die kaum an Gott glauben, müssen lachen, wenn Sie Geister auf dem Theater eine Rolle spielen sehen.

Ich wage vielleicht zu viel damit, daß ich Ihnen meine Zweifel über etwas vorlege, worüber ich nicht kompetenter Richter bin. Wäre es ein Manifest, eine Allianz oder ein Friedenstraktat, so könnte ich vielleicht besser darüber urtheilen und als Politiker schwatzen; das heißt meistentheils: die Betrügereyen der Menschen in Heroismus travestiren.

Ich bin jetzt in die Geschichte vertieft; ich studiere in ihr, schreibe für sie, und bin neugieriger, die Geschichte andrer zu erfahren, als das Ende meiner eignen. Meine Gesundheit ist gegenwärtig besser, und meine

Achtung

Achtung für Sie immer dieselbe; auch bin ich noch immer geneigt, sie mit Herzlichkeit bey mir aufzunehmen. Leben Sie wohl.

Machen Sie der Frau von Chatelet mein Kompliment, und danken Sie ihr, daß sie an allem, was mich betrift, Antheil nimmt.

67.

Potsdam, d. 29. Novemb. 1748.

Vergebens halt' ich Dich zurück;
So gehe, Muse, denn nur hin!
Geschwätzige, so singe denn
Dein Lied, das Vaugelas verwirft,
Und zeige Galliens Homer
Die ganze Menge Bilder vor,
Die Du mit Flüchtigkeit entwarfst.

Wie sonderbar ist, was Du thust!
Wann forderte der Esel je
Mit seiner rauhen Stimme schon
Die Nachtigall zum Wettstreit auf?

Und Du, geschwätzig wie ein Staar,
Du gehest gänzlich ohne Grund
Zum größten aller Dichter hin,
Und forderst seine Tuba dann
Mit deinem Pfennigpfeifchen auf?

So geh' — was kann ich thun? — denn hin,
Und siehe Voltair'n weil Du mußt,
Du ungeheuer großer Schwall
Von tausend Reimen ohne Sinn,
Die, ob ich gleich es ungern sah,
So wie es ihnen nur gefiel,
Mir das, was ich gedacht, entstellt!
Allein, vor allem schweige hübsch!

Sehen Sie, so habe ich mit meiner Muse oder mit meinem Geiste gesprochen. Ich fügte auch noch einige Reflexionen hinzu. Voltaire, sagte ich, hat nun einmal Unglück; ein Buchhändler, der Begierde nach seinen Werken hat, oder ein freundschaftlicher Herausgeber kann ihm einmal sein Pult aufbrechen; und dann, meine Verse, liegt ihr zum Unglück mit darinn, und erscheint wider euren Willen in der Welt. Aber ich fühlte, daß diese Reflexion nur aus Eigenliebe entsprang, und so stimmte ich für die Abreise der Verse; zumal da ich fand, daß diese mühsamen Arbeiten, anstatt einen Platz in Ihrem Pulte zu bekommen, im Grunde besser für die Tabagie des Königs Stanislaus taugen würden. Man verbrenne sie! einen bessern Tod können sie gar nicht erwarten.

Weil ich doch gerade vom König Stanislaus rede — ich finde, daß er ein sehr glückliches Leben führt. Man sagt, er räuchere die Frau von Chatelet und den ordentlichen Kammerherrn Ludwig's XV. *) fleißig ein; das heißt: er kann ohne sie beyde nicht leben. Nun, das ist vernünftig und gut. Das Loos der Menschen ist doch sehr verschieden! Indeß er alle Vergnügungen genießt, mache ich armer Thor Verse, vielleicht weil mich Gott dazu verdammt hat.

Doch zu etwas Wichtigerem. Wissen Sie wohl, daß ich böse auf Sie bin, und zwar recht sehr? Wie sollte ich aber auch nicht verdrüßlich seyn?

Denn

*) Voltaire hatte den Titel: gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi.

Denn Frankreichs schönster schöner Geist,
Der Dichter, der am stärksten glänzt,
Hat mir seit einem Jahre schon
Gar nichts, es möchten Verse nun,
Es möchte Prosa seyn, geschickt.
Semiramis, so wie man sagt,
Hielt ihn in Babylon zurück;
Vergißt er seiner Freunde denn
Für diese neue Furie?
Er schreibt auch Ludwig's Feldzug wohl,
Der weit berühmt durch Thaten ist,
Wo er der Feinde Sieger war,
Und wo die Fahnen Galliens
Die stolze Maas dann flattern sah.

Doch große, hohe Geister stört
Die Arbeit nie; und nun, woher
Dein sonderbares Schweigen denn?
Fast glaubt man, Charon habe Dich,
Von einem bösen Geist erweckt,
Zum Pluto kürzlich hingebracht,
In jenes düstre Trauerhaus,
Wo Thoren gleich den Weisen sind,
Von wo kein Schatten wieder kehrt,
Wo man nicht trinkt, nicht liebt noch lacht.

Indeß — die Rede geht bey uns,
Auch schreibt man dunkel von Paris:
Herr Voltair' sey in Lüneville.
Doch, wie viel Mährchen sagt man nicht?
Ich denke jetzt an tausend wohl.

Zwey Könige, so heißt es, sind
In Dich verliebt; der eine dort
Hat keine Krone, hat kein Volk; *)

*) Stanislaus Leszinski, entthronter König von Polen, der sich in Luneville aufhielt.

Der andre hat so große Macht,
Daß er selbst Schwiegersöhnen wohl
Und Vettern Kronen geben kann.

Ich setzte gern zu dieser Zahl
Zu Dich verliebter Könige
Auch einen dritten noch hinzu;
Allein mir wehren Schicklichkeit
Und Bonsens lange schon, daß ich
Nicht von mir selber sprechen darf.

Aber ungeachtet dieses Stillschweigens, will ich Ihren Arbeitseifer von hieraus anregen. Ich werde nicht zu Ihnen sagen: „Tapfrer Sohn Telamons, belebe heute Deinen Muth; keiner von Deinen edlen Gefährten kann kämpfen, und das Schicksal der Griechen hängt von Deinem Arm ab;“ wohl aber: Vollenden Sie die Geschichte Ludwig's des Großen. Sie hatten die Ehre, Frankreich einen Virgil zu geben. Erwerben Sie sich nun auch den Ruhm, sein Ariost zu werden.

Die öffentlichen Nachrichten haben mich in üble Laune gesetzt. Da Sie nicht in Paris sind, so wären Sie, wie ich finde, wohl eben so gut in Berlin, wie in Luneville. Wenn Madam Chatelet eine Frau ist, mit der sich handeln läßt, so thue ich ihr den Vorschlag, ihr gegen Pfand ihren Voltaire abzuborgen. Wir haben hier einen großen geometrischen Cyklopen;*) den wollen wir ihr gegen den schönen Geist schicken. Aber sie muß sich geschwind entschliessen, und, wenn sie den Vorschlag eingehen will, keine Zeit verlieren.

Unser

*) Euler, der ein Auge verloren hatte, und in der Folge, als er in Petersburg lebte, ganz blind ward.

Unser Mann hat nur noch ein Auge; und eine neue krumme Linie, die er jetzt berechnet, könnte ihn ganz blind machen, ehe unser Handel gemacht wäre. Lassen Sie mich Ihre Antwort wissen, und nehmen Sie zugleich das tiefe Kompliment an, das meine Muse vor Ihrem mächtigen Genius macht. Leben Sie wohl.

68.

Potsdam, d. 13. Febr. 1749.

Mit Vergnügen erhalte ich zwey Briefe von Ihnen auf einmal. Gestehen Sie mir nur, daß Ihnen die große Sendung Verse lächerlich genug vorgekommen ist. Sie scheint mir ein Thersit, der einen Wettstreit der Tapferkeit mit einem Achill eingehen will. Ich hoffte, Sie würden Ihren Briefen eine Beurtheilung meiner Aufsätze beylegen, wie Sie es ehemals thaten, da ich in Rheinsberg wohnte, wo der arme Kaiserling, den ich bedaure und ewig bedauern werde, Sie bewunderte. Aber seitdem Voltaire ein Hofmann geworden ist, kann er nur loben; und freylich ist dies Handwerk, wie ich nicht läugne, weniger gefährlich. Glauben Sie indeß nicht, daß Ihre Kritik meine Dichterehre beleidigen würde; ich bin nicht so thöricht, daß ich mir einbilden sollte, ein Deutscher könne gute französische Verse machen.

Dem Dichter ist Kritik, die sanft
Und glimpflich spricht, ein großes Glück;
Durch seine Eigenliebe blind,
Sieht er von seinen Fehlern nichts.
Das Götterlicht, das ihn erhellt,
Verletzt sein Auge freylich wohl;

Doch bald wird er nur besser sehn:
Er feilt, und richtet streng sich selbst.
Wer gern vollkommen werden will,
Der bessert, der polirt sein Werk,
Und weiß, daß von Satir' und Hohn
Kritik gar sehr verschieden ist.

Seyn Sie also so gütig, mich nicht mit Schonung zu behandeln. Ich fühle, daß ich es besser machen kann; aber Sie müssen mir sagen, wie.

Glauben Sie nicht, man lerne dadurch, daß man gute Verse macht, auch gute Prosa schreiben? Sollte der Stil auf diese Art nicht kräftiger werden, besonders wenn man sich in Acht nimmt, daß man die Prosa nicht mit Beywörtern, Periphrasen und gar zu poetischen Wendungen überladet?

Ich liebe die Philosophie und die Dichtkunst sehr. Unter Philosophie verstehe ich aber weder Geometrie, noch Metaphysik. Die erstere taugt, so erhaben sie auch seyn mag, nicht für den Umgang mit Menschen, und ich überlasse sie irgend einem träumerischen Engländer: mag er den Himmel regieren, wie es ihm beliebt; ich halte mich an den Planeten, den ich bewohne. Und die Metaphysik? Die ist, wie Sie sehr richtig sagen, ein mit Wind gefüllter Ball. Wenn man denn auch eine Reise durch ihr Gebiet macht, so verirrt man sich zwischen Klüften und Abgründen; und ich denke, die Natur bestimmte uns nicht dazu, daß wir ihre Geheimnisse errathen, sondern daß wir zu dem Plane mitwirken sollen, den sie auszuführen beschlossen hat. Wir wollen das Leben nutzen, so viel wir können, und uns nicht darum bekümmern, ob wir durch

höhere

höhere Triebfedern oder durch unsre Freyheit handeln. Indeß, wenn ich meine Meynung über diesen Punkt wagen sollte, so dünkt mich, wir werden von unsern Leidenschaften und von den Umständen bestimmt, in denen wir uns befinden. Wollte man ad priora hinaufsteigen, so weiß ich nicht, was man alles daraus schliessen könnte. Ich fühle wohl, daß mich mein Wille — gute oder schlechte — Verse machen läßt; aber ich weiß nicht, ob mich eine äußere Kraft dazu nöthigt. Indeß sollte ich es ihr schlecht Dank wissen, daß sie mich zu nichts Besserem antreibt.

Meine Ode über den Krieg *) muß Sie nicht wundern; sie enthält, wie ich Sie versichere, meine wahren Gesinnungen. Unterscheiden Sie den Staatsmann von dem Philosophen, und wissen Sie, daß man aus Gründen Krieg führen, aus Pflicht ein Politiker, und aus Neigung ein Philosoph seyn kann. Fast nie stehen die Menschen auf dem Platz in der Welt, den sie sich selbst würden gewählt haben; daher kommen denn die vielen schlechten Schuster, Priester, Minister und Fürsten.

Bekäme jeder seinen Platz
In dieser lächerlichen Welt,
Dann liesse sein Geräth gar bald
Der Handwerksmann, um ein Korsar,
Auch wohl ein Admiral zu seyn;
Ein Köhler würde dann der Fürst;
Ein Zollkommis der General;
Ein Schäfer dieser Erde Herr;
Der Dichter wohl ein Kriegesheld.

Allein,

*) In den Poësies diverses.

Allein, was kümmern wir uns drum?
Ein jeder bleibt an seinem Platz;
Die Welt geht ihren alten Gang
Und bis zum letzten Säkulum
Wird stets derselbe Mißbrauch seyn.

Von Versen zu Versen. Sie fragen mich, was ich von Krebillon's Trauerspiel halte? Ich bewundre den Verfasser des Rhadamist, der Elektra und der Semiramis, da diese Stücke wirklich schön sind; aber Krebillon's Katilina scheint mir der Pendant zu Korneille'ns Attila, doch mit dem Unterschiede, daß der neuere Dichter in der Versifikation seinen Vorgänger weit übertrift. Krebillon scheint ein Stück aus der römischen Geschichte, von dem selbst die kleinsten Umstände bekannt sind, zu sehr entstellt zu haben. Von seinem ganzen Gegenstande hat er nur Katilina's Charakter beybehalten. Cicero, Kato, die römische Republik, der Hauptinnhalt des Stücks, alles ist so sehr verändert, und sogar erniedrigt, daß man nichts daran wieder kennt, als die Namen. Und eben deshalb interessirt Krebillon seine Zuschauer nicht. Katilina ist ein unsinniger Betrüger, den man bestraft zu sehen wünschte, und der römische Staat eine Gesellschaft von Schelmen, bey denen man gleichgültig bleibt. Der Dichter hätte Rom in seiner Größe, und die Stützen der römischen Freyheit edelmüthig, weise und tugendhaft schildern sollen; dann wären die Zuschauer von römischem Bürgergeiste belebt worden, und hätten mit Cicero vor Katilina's verwegnen Unternehmungen gezittert. Ueberdies ist in dem Stück nicht eine einzige Stelle, worinn der Zweck der Verschwörung deutlich

ange-

angegeben wäre; man erfährt nicht, was Katilina denn eigentlich vor hat, und er scheint sich wie ein Betrunkener zu betragen. Auch werden Sie bemerkt haben, daß die sprechenden Personen mit jeder Scene abwechseln; sie scheinen nur deshalb zu kommen, damit immer wieder ein andrer mit dem Katilina reden kann. Ohne etwas an dem Stücke zu verändern, könnte man den Lentulus und die gallischen Gesandten daraus weglassen, da sie ganz unnütze und nicht einmal episodische Personen sind. Der vierte Akt ist der schlechteste von allen, und enthält nichts als Persiflage; und im fünften geht Katilina in den Tempel, um sich zu tödten, bloß, weil der Verfasser eine Katastrophe nöthig hatte. Es ist gar kein triftiger Grund vorhanden, der ihn dahin führen könnte; und mich dünkt, er sollte Rom verlassen, wie es der wahre Katilina wirklich that.

Nur die schöne Sprache und Katilina's Charakter erhalten das Stück auf dem französischen Theater. Katilina ist z. B. so verliebt, wie es ein ehrsüchtiger Verschworner seyn muß.

C'est l'ouvrage des sens, non le faible de l'ame.
Es ist der Sinne Werk, und nicht des Herzens Schwäche.

Wie stark, obgleich nur flüchtig, sind nicht Cicero's und Kato's Charaktere gezeichnet.

Timide, soupçonneux & prodigue de plaintes &c.
Voll Argwohn und verzagt, verschwenderisch mit Klagen u.s.w.

Mit einem Wort, das Stück scheint mir ein herrlich gereimter Dialog. Indeß, vergessen Sie nicht, daß man leichter kritisiren, als selber etwas machen kann.

Ich habe nicht darauf gerechnet, Sie eher wieder zu sehen, als in diesem Sommer. Wenn es angeht,

daß

daß Sie im Julius eine Reise hieher machen, so wird es mich sehr freuen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie dann ein episches Gedicht ungefähr von viertausend Versen *) lesen sollen, dessen Held Pallory ist; es fehlt nur jene Magd darinn, die in Ihren Sinnen ein so unbändiges Feuer anzündete, aber durch ihre Keuschheit es auch wieder kräftig zu dämpfen wußte. Ich verspreche Ihnen sogar willigere Schönen. Kommen Sie, wenn Sie nicht anders können, ohne Zähne, ohne Ohren, ohne Augen und ohne Beine. Wenn Sie nur das, ich weiß nicht was, mitbringen, was Sie denken und so viel Schönes sagen lehrt, so bin ich schon zufrieden. Ich werde die Fragmente von den Feldzügen Ludwig's XV. recht gern annehmen; aber doch würde mir der Beschluß von dem Jahrhundert Ludwig's XIV. noch mehr Vergnügen machen. Sie vollenden auch gar nichts! und doch könnte schon dieses einzige Werk einem Manne Ruhm verschaffen. Außer Ihnen giebt es keinen französischen Dichter mehr, und außer Voltaire und Montesquieu keine Prosaisten. Wenn Sie sich von den Musen scheiden, wer wird dann noch schreiben dürfen? oder richtiger, welches neuere Werk wird dann lesbar seyn?

Schmollen Sie also nicht mit dem Publikum, und machen Sie es nicht, wie der Gott Abraham's, Isaaks und Jakobs, der die Sünden der Väter heimsucht bis ins vierte Glied. Das Verdienst muß dem Pöbel immer Verfolgungen des Neides als einen Tribut bezahlen. Wenn einige elende Schriftsteller sie anklaffen, so glauben Sie deshalb nicht, daß die jetzige Welt oder die

*) Das Palladium.

die Nachwelt sich dadurch täuschen läßt. Trotz der Länge der Zeit, bewundern wir noch jetzt Athens und Roms Meisterstücke; Demosthenes Ruhm wird durch Aeschines Geschrey nicht verdunkelt, und Cäsar gilt, was auch Lukan von ihm sagen mag, für einen der größten Männer, die jemals auf der Erde gewesen sind, und wird immer dafür gelten.

Ich stehe Ihnen dafür, daß man Sie nach Ihrem Tode vergöttert. Indeß eilen Sie nur nicht, unter die Götter zu kommen; begnügen Sie sich damit, daß Sie Ihr Apotheosen-Patent in der Tasche haben, und von allen Leuten hochgeschätzt werden, die über Neid und Vorurtheile erhaben sind. Unter diese Anzahl rechnen Sie, wenn ich bitten darf, auch mich.

69.

Potsdam, d. 5. März 1749.

Mit den Pillen, die Sie von mir verlangen, könnte man ganz Frankreich purgiren und Ihre drey Akademien umbringen. Denken Sie nur nicht, daß es Zuckerkügelchen sind; darinn könnten Sie sich irren. Ich habe Darget'en befohlen, Ihnen eine Quantität von diesen Pillen zu schicken, die in Frankreich so großen Ruf haben, und die der verstorbene Stahl von seinem Kutscher machen ließ. Hier werden sie nur von schwangern Weibern gebraucht. Sie sind in der That sehr sonderbar, daß Sie Arzeneyen von mir verlangen, da ich doch im Punkt der Medizin von jeher ungläubig gewesen bin.

So glaubst auch Du an Aerzte leicht?
Vergolden sie die Pillen auch,
Sie werden dennoch Mörder seyn.
Du darfst nur einen Schritt noch thun —
Und Voltair' näselt frömmelnd dann
In einem Kapuzinerchor.

Thun Sie, was Sie können, um gesund zu werden. Es giebt ja kein andres wahres Glück in der Welt, als die Gesundheit. Mögen Pillen, Senesblätter oder Klistiere Sie wieder herstellen — darauf kommt wenig an. Die Mittel sind gleichgültig, wenn ich nur noch das Vergnügen habe, Sie zu hören; denn Sie zu sehen, wird doch wohl nicht mehr möglich seyn. Gewiß sind Sie jetzt völlig unsichtbar.

Trotz der Sorbonne ganzem Chor,
Glaubt' ich mit vieler Festigkeit:
Der Mensch sey nur materiell;
So werd' er in die Welt geschickt,
Er vegetir' und sterbe dann.
Doch endlich seh' ich ein, wie falsch,
Die so geschmäh'te Meynung ist,
Bewundre Deinen schönen Geist,
Und glaub' an Deinen Leib nicht mehr.

Ich schicke Ihnen noch eine Epistel *). Sie enthält eine Apologie der armen Könige, die von jedermann getadelt und doch, wegen ihres vermeynten Glückes, hundertmal beneidet werden. Noch andre Aufsätze, die ich habe, werde ich Ihnen nach und nach schicken. Das Versemachen ist meine Erholung. Fehle ich im Ausdruck, so werden Sie doch wenigstens Sachen in meinen Episteln finden, und nicht jene unrichtigen

*) Die Epistel an Darget in den Poëlies diverses.

tigen Schlüsse, jenen Seifenschaum, der nur Worte und keine Gedanken enthält. Nur Ihr Virgile und Horaze Frankreichs habt jene glückliche Wahl von harmonischen Wörtern, und jene mannigfaltigen Wendungen in eurer Gewalt; nur Ihr könnt aus dem ernsthaften Still ungezwungen in den muntern übergehen, und die Blumen der Beredsamkeit mit den Früchten der gesunden Vernunft vereinigen.

Wir Ausländer thun nun wohl auf unsern Antheil am Menschenverstande nicht Verzicht; indeß empfinden wir, daß wir es nie bis zu jener Eleganz und Korrekzion bringen können, welche die strengen Gesetze der französischen Dichtkunst fordern. Dies Studium verlangt, daß man sich ihm ganz widmet; und mich zerstreuen tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen. Ich bin ein Galeerensklave, der an das Schiff des Staates geschmiedet ist, oder auch ein Steuermann, der nicht von dem Steuerruder weggehen oder einschlafen darf, wenn er nicht das Schicksal des unglücklichen Palinurus befürchten will. Die Musen verlangen Stille und einen vollkommen gleichen Zustand der Seele, dessen ich fast niemals genieſſen kann. Oft unterbricht man mich, wenn ich drey Verse gemacht habe; dann erlischt mein Dichterfeuer, und mein Geist kommt nicht leicht wieder in die vorige Stimmung. Es giebt gewiße privilegirte Seelen, die im Geräusch am Hofe, wie in der Einsamkeit zu Cirey, Verse machen, und eben so gut in dem Gefängniß der Bastille, wie auf den Strohsäcken während einer Reise. Die meinige hat nicht die Ehre in diese Klasse zu gehören; sie ist eine Ananas, die in dem Treibhause trägt und in der freyen Luft ausgeht.

Leben Sie wohl. Brauchen Sie alle Arzeneyen, die Sie wollen; vor allem aber täuschen Sie meine Hoffnung nicht, und machen Sie einen Besuch bey mir. Ich verspreche Ihnen einen neuen Kranz von unsern schönsten Lorbeern; ein Mädchen, die noch Jungfer ist, zu Ihrem Gebrauch, und Verse zu Ihrer Ehre.

70.

d. . . . April 1749.

In feiner Prosa sagst Du mir,
So höflich man nur immer kann:
Ich sey ein bloßes Automat,
Und fühllos, wie ein Stoiker.
O, für Elektren wein' ich wohl,
Auch reizt die Freundschaft mein Gefühl;
Doch ein Gespenst, so groß es sey,
Flößt immer mir nur Mittleid ein.

Ihr Kardinal Quirini ist der Gespenster- und Hexenzeit sehr würdig. Sie kennen Ihre Leute, und wandten sich gerade an den rechten Mann, als Sie ihm sagten: da jeder Katholik an Wunder zu glauben verflichtet sey, so müsse das Parterr gewissenshalber vor dem Schatten des Ninus zittern. Ich stehe Ihnen dafür, daß der Bibliothekar Sr. Heiligkeit diese orthodoxe Lehre sehr billigen wird. Ich für mein Theil bin nur ein verdammter Kätzer; also werden Sie mir erlauben andrer Meynung zu seyn und Ihnen offenherzig zu sagen, was ich von Ihrem Trauerspiele denke. Welche Wendung Sie auch nehmen mögen, um den Knoten der Semiramis zu verbergen, so bleibt es dennoch immer der Schatten des Ninus. Dieser Schat-

Schatten erregt bey seiner meuchelmörderischen Wittwe nagende Gewissensbisse, und erlaubt ihr sehr galant, zur zweyten Hochzeit zu eilen. Er läßt aus seinem Grabe seinen Sohn eine seufzende Stimme hören; ja, noch besser, er kommt in Person, um den Rath der Königinn zu erschrecken und die Stadt Babylon in Bestürzung zu setzen. Er bewaffnet endlich seinen Sohn Ninias mit dem Dolche, womit dieser seine Mutter ermordet. Es ist nicht anders: der verstorbne Ninus macht den Knoten in Ihrem Trauerspiel. Dies ist so wahr, daß ohne die verschiedenen Traumgesichte und Erscheinungen dieses irrenden Geistes das Stück gar nicht spielen könnte. Hätte ich mir eine Rolle darinn zu wählen, so nähme ich das Gespenst; dies thut Alles. Das sagt Ihnen die Kritik. Die Bewunderung setzt mit eben der Aufrichtigkeit hinzu: die Charaktere sind vortreflich gehalten, die Wahrheit selbst spricht aus den Personen, und die Scenen sind mit vieler Kunst verbunden. Semiramis erregt Schrecken, und zugleich einiges Mitleiden. Der wilde und ränkevolle Assur kontrastirt vortreflich mit dem stolzen und edlen Ninias, dem er entgegen gestellt ist. Man verabscheuet den Erstern; auch trift ihn in der Handlung keine Katastrophe, weil sie keine Wirkung gethan hätte. Für den Ninias interessirt man sich; aber man erstaunt über die Art, wie er seine Mutter tödtet. In diesem Augenblick muß man seiner Empfindung die meiste Gewalt anthun. Ueber die Azema ist man ein wenig böse, weil sie Posten trägt, und weil ihre Quiproquos die Katastrophe verursachen.

Uebrigens hat das Stück eine starke Versifikation, die mir sehr harmonisch und des Dichters würdig scheint, der die Henriade geschrieben hat. Indeß will ich dies Trauerspiel lieber lesen, als sehen, denn das Gespenst würde mir lächerlich vorkommen; und das widerspräche der Pflicht, die ich mir genau zu erfüllen vorgenommen habe, nemlich: in dem Trauerspiele zu weinen und in dem Lustspiele zu lachen.

Das wohlgezogne Publikum
Des Plautus und Euripides
Sah diesen weisen, sicheren
Geschmack als seine Richtschnur an;
Doch leider! ist er nun verjährt.

Soll ich Ihnen noch einige Worte über das Trauerspiel überhaupt sagen? Die großen Leidenschaften gefallen mir auf dem Theater; ich fühle ein geheimes Vergnügen, wenn es dem Verfasser gelingt, durch seine starke Beredsamkeit meine Seele zu erschüttern und außer sich selbst zu setzen; aber mein Geschmack wird beleidigt, wenn die heroischen Leidenschaften über die Gränzen der Wahrscheinlichkeit hinaus gehen. Die Maschinen sind in einem vernünftigen Schauspiel am unrechten Ort; anstatt zu rühren, werden sie kindisch. Wenn ich wählen sollte, so hätte ich im Trauerspiel lieber weniger Erhabenheit und mehr Natur. Uebertriebene Größe fällt in das Phantastische. In unserm ganzen Jahrhundert hat allein Karl XII diesen theatralischen Charakter gehabt; aber zum Glück der Menschheit sind Leute, wie Karl XII., selten.

Es giebt eine Mariane von Tristan, die sich mit folgendem Verse anfängt;

Fantôme injurieux qui troubles mon repos . . .
Phantom, das du mich höhnst und meine Ruhe störst, ꝛc.

So sprechen wir wahrhaftig nicht; wahrscheinlich ist es die Sprache der Leute im Monde. Das, was ich von den Versen sage, geht auch auf die Handlung. Wenn mir ein Trauerspiel gefallen soll, so müssen die Personen darinn die Leidenschaften nur so zeigen, wie lebhafte, rachsüchtige Leute sie wirklich haben. Man muß die Menschen weder als Engel, noch als Teufel schildern, denn sie sind keines von Beyden, sondern die Züge zu ihnen aus der Natur schöpfen.

Verzeihung, mein lieber Voltaire, für diese Dissertazion. Ich spreche mit Ihnen, wie Moliere'ns Magd, und erzähle Ihnen nur, was für Eindrücke dies und jenes auf mich Ignoranten macht.

In dem Bande, den ich so eben von Ihnen bekommen habe, finde ich Ihre Lobschrift auf die Offiziere, die in dem letzten Kriege geblieben sind. Sie ist Ihrer würdig. Es hat mich überrascht, daß wir, ohne es zu wissen, in der Wahl eines und eben desselben Gegenstandes zusammen getroffen sind. Der Kummer, den mir der Verlust einiger Freunde verursachte, erweckte die Idee in mir, ihnen wenigstens nach ihrem Tode einen kleinen Tribut der Erkenntlichkeit zu entrichten; und so schrieb ich dies kleine Werk,*) an welchem das Herz mehr Antheil hat, als der Kopf. Aber sonderbar genug ist das meinige in Versen, und die Schrift des Dichters in Prosa. Racine hatte in seinem Leben keinen glänzendern Triumph, als da

*) Die Epistel an Still in den Poëfies diverses.

er mit Pradon einerley Sujet behandelte. *) Ich habe gesehen, wie weit mein Geschwätz unter Ihrer Lobschrift steht. Ihre Prosa lehrt meine Verse, wie sie sich hätten ausdrücken sollen. Ob ich gleich unter allen Sterblichen die Götter am wenigsten durch Bitten belästige, so soll doch die erste, die ich an sie thue, so heissen:

Die ihr Apollo's Söhnen stets
So viele große Gunst ertheilt,
Vollendet eure Gnade ganz
Und macht sie minder lügenhaft!

Wenn die Götter mich erhören, so sehe ich Sie das nächste Jahr in Sanssouci; und wenn Sie in der Laune sind, schlechte Verse zu korrigiren, so sollen Sie Arbeit genug finden. Vale.

71.

d. 16. May 1749.

Das nenne ich doch schreiben. Ich liebe Ihre Freymüthigkeit; ja, zwey Zeilen von Ihrer Kritik unterrichten mich mehr, als es zwanzig Seiten voll Lobsprüche thun würden.

Die Verse, die Sie erträglich finden, haben mir gerade am wenigsten Mühe gemacht. Aber wenn der Gedanke, die Cäsur und der Reim einander entgegen sind, dann werden meine Verse schlecht; und im Feilen bin ich nicht glücklich.

Sie kennen die Schwierigkeiten nicht, die man übersteigen muß, um einige erträgliche Strophen zu ma-

*) Phädra und Hippolyt.

machen. Sie sind durch eine glückliche Anlage der Natur, durch ein offnes und fruchtbares Genie zum Dichter geworden, ohne nur die geringste Mühe dabey gehabt zu haben. Ich lasse meinen geringeren Talenten Gerechtigkeit widerfahren, und schwimme in dem poetischen Ozean mit Binsen und Blasen unter den Armen. So gut als ich denke, schreibe ich nicht; meine Ideen sind oft stärker als meine Ausdrücke, und in dieser Verlegenheit wähle ich das kleinste Uebel, das ich kann.

Gegenwärtig studire ich Ihre Kritiken und Verbesserungen. Sie können mich abhalten, wieder in meine vorigen Fehler zu fallen; aber es giebt noch so viele andre zu vermeiden, daß nur Sie allein mich vor diesen Klippen retten können.

Ich bitte Sie, opfern Sie mir die zwey Monate auf, die Sie mir versprechen. Lassen Sie Sich bey dem Unterricht für mich die Zeit nicht lang werden. Wenn meine äußerst große Begierde zu lernen und in einer Kunst vorwärts zu kommen, die ich von jeher leidenschaftlich geliebt habe, Sie für Ihre Mühe belohnen kann, so sollen Sie gewiß zufrieden seyn.

Ich liebe die schönen Wissenschaften aus dem Grunde, den Cicero für sie angiebt. Zu den höheren versteige ich mich deshalb nicht, weil jene zu allen Zeiten nützlich sind, und weil man mit aller möglichen Algebra, wenn man weiter nichts weiß, oft ein bloßer Dummkopf ist. Vielleicht zieht das menschliche Geschlecht in zehn Jahren Nutzen aus den krummen Linien, welche die Träumer von Algebraisten dann sehr mühsam werden quadrirt haben. Ich wünsche der Nach-

welt schon im voraus Glück dazu, sehe aber, um offenherzig mit Ihnen zu reden, in diesen sämmtlichen Rechnungen nichts als wissenschaftliche Albernheit. Was weder nützlich, noch angenehm ist, taugt nichts. Nun sind aber die nützlichen Dinge schon alle erfunden; und daß man die Algebra nicht unter die angenehmen rechnet, wird hoffentlich der gute Geschmack verhüten.

Ich werde Ihnen weder Prosa, noch Verse schicken; denn ich rechne darauf, daß Sie zu Anfang des Julius hier sind: und dann können Sie den ganzen poetischen Schwall, den ich habe, zergliedern. Das ist besser, als den Crebillon oder irgend einen andern zu kritisiren, bey dem Sie gewiß weder so grobe, noch zahlreiche Fehler antreffen werden, als in meinen Arbeiten.

An den Ufern der Newa sind nur Diesteln zu pflücken und keine Lorbeern. Bilden Sie Sich nicht ein, daß ich dahin gehe, um mein Glück zu machen. Sie werden mich hier als einen friedlichen Büraer von Sanssouci finden, der wie ein philosophischer Privatmann lebt.

Wenn Sie jetzt Geräusch und Glanz lieben, so rathe ich Ihnen, nicht hieher zu reisen; aber mißfällt Ihnen ein stilles und einförmiges Leben nicht, so kommen Sie und erfüllen Sie Ihr Versprechen. Schreiben Sie mir den Tag, wann Sie abreisen wollen, bestimmt; und treibt die Markise du Chatalet Wucher, so hoffe ich schon mit ihr fertig zu werden. Ich borge Sie dann auf Pfand, und gebe ihr täglich so viele Interesse, als ihr nur belieben wird, für ihren Dichter, ihren schönen Geist, ihren . . . u. s. w.

Leben Sie wohl. Ich erwarte Ihre Antwort.

72.

d. 10. Junius 1749.

Nie hat man für Villen so schöne Verse gemacht. Das sage ich nicht deshalb, weil ich darinn gelobt bin (ich kenne ja das Herkommen zwischen den Königen und den Dichtern in diesem Stück); sondern ich finde die Verse allerliebst, wenn ich auch nicht daran denke, daß sie mich betreffen.

Wenn Purgiermittel so gute Verse vervorbringen, so könnte ich wohl eine Dosis Senesblätter nehmen, um zu sehen, was sie auf mich wirken wird.

Was Sie für ein Epigramm hielten, ist eine Ode. *) Ich schicke sie Ihnen, nebst einem Epigramm gegen die Aerzte. Ich habe wohl Ursache, ein wenig übler Laune über ihr Verfahren zu seyn; sie hätten mich bey meinem Podagra durch ihre vielen schweißtreibenden Mittel beynahe umgebracht.

Hören Sie, ich habe eine wahre Sucht, Sie zu sehen. Sie machen Sich eines Hochverraths schuldig, wenn Sie Sich nicht dazu verstehen wollen, meine Grille zu befriedrigen. Ich will mit Ihnen studiren; in diesem Jahre fehlt es mir nicht an Muße, und Gott weiß, ob das in einem andern wieder der Fall seyn wird. Aber damit Sie Sich nicht einbilden, daß Sie nach Lappland reisen, so will ich Ihnen ein Dutzend Zertifikate schicken, aus denen Sie sehen werden, daß dieses Klima nicht ganz ohne Annehmlichkeiten ist.

*) Voltaire hatte dem Könige geschrieben: Er werde wohl in Schlesien ein Epigramm gegen die Russen machen.

„Man läßt seinen Körper gehen, wie man will. Sagt die Seele: marsch! so gehorcht er.“ Sehen Sie da einen von Ihren eignen Aussprüchen, an den ich Sie doch wieder erinnern muß.

Die Frau von Chatelet wird im September entbunden. Sie kann, da Sie keine Hebamme sind, ihre Wochen auch wohl ohne Sie halten; und wenn es nicht anders ist, so können Sie dann schon wieder in Paris seyn. Glauben Sie übrigens, daß Vergnügungen, die man den Leuten macht, ohne sich am Ohre zupfen zu lassen, willkommner uud angenehmer sind, als solche, um die man sich so viel mahnen läßt.

Wenn ich mit Ihnen keife, so geschieht es darum, weil die Podagristen es so zu halten pflegen. Sie können thun, was Ihnen beliebt, aber Sie sollen mich nicht hintergehen, und es wird sich wohl zeigen, ob Sie mich im Ernste lieben, oder ob Alles, was Sie mir sagen, nur Tragödiengeschwätz ist.

73.

Sanssouci, d. 15. Julius 1749.

Als Meister lehrt Belle-Isle mich
Des mörderischen Mars Gesetz;
Doch in den Künsten, im Geschmack
Kannst Du allein mein Lehrer seyn;
Du, der Du wie die Götter selbst
So reizend, so erhaben sprichst;
Du, den ein sieggewohnter Geist
Mit jedem Werk unsterblich macht;
Der, zwanzig Künste neben sich,
So Prosa schreibt wie Cicero,
Und Verse macht so wie Virgil.

In

In Allem, was die Sprache, den Geschmack und die Angelegenheiten des Parnasses betrifft, will ich nur Sie zum Lehrer wählen. Jeder muß in seinem Fache bleiben. Wenn der Marschall von Belle-Isle über die Reinheit der Sprache krittelt, dann wird Brühl militärischen Unterricht geben und Kommentare über die Feldzüge des großen Turenne machen, und ich — ich werde eine Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion schreiben.

Ihre Akademie trift jetzt drollichte Wahlen. Diese Richter der französischen Sprache verlassen den Vaugelas für ihr Brevier; das scheint den Fremden ein wenig sonderbar.

So wird denn die Akademie
Am End' ein Frömmlerkloster seyn?
Die Heuchler schliessen das Genie,
Die Kunst zu denken, davon aus.

Wer Beyfall sich und Achtung wünscht
Von diesen vierzig Papagey'n —
Den Katechismus wiss' er nur;
Französisch braucht er weiter nicht.

In dieser starren Köpfe Schaar
Ertheilt Apoll mit seinem Chor
Nun weiter keinem seine Gunst,
Als Richelieu'n, Belle-Isle und Dir.

Sie machen es wie die bösen Christen, mein lieber Voltaire. Sie schieben Ihre Besserung von einem Tage zum andern auf. Erst gaben Sie mir Hoffnung auf den Sommer, und nun verweisen Sie mich bis auf den Herbst. Wahrscheinlich befiehlt Ihnen Apoll, als Gott der Aerzte, bey der Niederkunft der Frau von Chatelet zu präsidiren. Der heilige Name

Freundschaft legt mir Stillschweigen auf, und ich begnüge mich mit dem, was man mir verspricht.

Ich korrigire jetzt ein Dutzend Episteln, die ich gemacht habe, und einige andre kleine Aufsätze, damit Sie bey Ihrer Ankunft weniger Fehler darinn finden. Aus dem Innhalt meines Gedichtes können Sie sehen, welchen Gegenstand es betrift. Der Stoff der Geschichte ist wahr. Darget, damals Vallory's Sekretär, ward bey Nacht in einem Gemach, das an seines Herrn Schlafzimmer stieß, von einem österreichschen Parthiegänger aufgehoben. Franquini wunderte sich sehr, als er fand, daß er den Sekretär anstatt des Gesandten hatte. Alles Uebrige in dem Gedicht ist bloße Fiktion; Sie sollen es hier sehen, denn für das Publikum ist es nicht geschrieben. Hätte ich Raphaels oder Rubens Pinsel, so würde ich meine Kräfte daran versuchen, daß ich große Handlungen der Menschen schilderte; aber mit dem Talent eines Kalot kann man nur übertreiben und Karikaturen machen.

Ich habe hier den Helden Frankreichs, den Marschall von Sachsen, den Türenne im Jahrhundert Ludwigs XV, gesehen, und mich von ihm nicht in der französischen Sprache, sondern in der Kriegeskunst unterrichten lassen. Dieser Marschall könnte der Professor aller Generale in Europa seyn. Er besuchte unser Schauspiel, und sagte mir bey dieser Gelegenheit: Sie hätten ein neues Lustspiel Nanini auf das Theater gegeben, und es habe vielen Beyfall. Ich hörte mit Erstaunen, daß Werke von Ihnen zum Vorschein kommen, die ich nicht einmal dem Namen nach kenne. Ehemals sah ich Ihre Arbeiten im Manuskript; jetzt

höre

höre ich von Andern, was man davon sagt, und erhalte sie nicht eher, als bis die Buchhändler eine zweyte Edizion davon gemacht haben.

Indeß will ich alle meine Beschwerden aufgeben, wenn Sie hieher kommen; wo nicht, so fürchten Sie Sich vor einem Epigramm. Der Zufall kann mich wohl ein gutes machen lassen. Ein Dichter, so schlecht er auch seyn mag, ist ein Thier, das man mit Schonung behandeln muß.

Leben Sie wohl. Ich erwarte das Abfallen der Blätter eben so ungeduldig, als man sonst im Frühling ihr Ausschlagen erwartet.

74.

Sanssouci, d. 15. August 1749.

Wenn meine Verse etwas zu der Epistel beygetragen haben, die ich so eben erhalte; so sehe ich sie als mein schönstes Werk an. Jemand, der diese Epistel vorlesen hörte, rief mit einer Art von Enthusiasmus aus: „Voltaire'n und den Marschall von Sachsen trift ein gleiches Schicksal; sie haben in ihrem Todeskampfe mehr Geisteskraft, als Andre bey voller Gesundheit.“

Uebrigens bewundern Sie den Unterschied, der zwischen uns Statt findet. Sie versichern mich, daß meine Verse Ihre Dichterader belebt haben; und die Ihrigen hätten mich beynahe dahin gebracht, die Dichtkunst zu verschwören. Ich finde mich so unwissend in Ihrer Sprache und meine Imaginazion so dürftig, daß ich ein Gelübde gethan habe, gar nicht mehr zu schreiben. Aber Sie wissen ja, wie es leider! mit den

Ge=

Gelübden der Dichter ist; die Zephyrn tragen sie auf ihren Flügeln fort, und unser Gedächtniß entfliegt mit ihnen.

Man muß ein gebohrner Franzose seyn und Ihr Talent haben, wenn man Ihre Leyer spielen will. Ich verbessere, streiche und feile an meinen schlechten Werken, um sie von der Menge Fehler zu reinigen, von denen sie wimmeln. Man sagt, die Lautenspieler stimmen die eine Hälfte ihres Lebens ihr Instrument, und spielen es in der andern. Ich bringe das meinige mit Schreiben, noch mehr aber mit Ausstreichen zu. Seitdem ich halb und halb gewiß bin, daß Sie reisen werden, verdopple ich meine Strenge gegen mich selbst.

Seyn Sie überzeugt, daß ich Sie mit Ungeduld erwarte, und mich freue, einen Virgil gefunden zu haben, der mir zum Quintilian dienen will. Lucina ist sehr träge, meine Wünsche zu erhören! Ich wollte, die Frau von Chatelet expedirte sich, und Sie ebenfalls. Sie glauben, von der Taufe in Cirey nur einen Sprung zu der Messe in unsrer neuen Kirche thun zu dürfen; aber in den Herzen der Christen ist alle Mildthätigkeit erloschen. Die Kollecken haben nicht so viel zusammengebracht, daß man die Kirche hätte decken können; und wenn man anders die Messe nun nicht in Wind und Wetter hören will, so wird sie wohl ganz ungehört bleiben müssen. *)

Schreiben Sie mir gefälligst den Weg, den Sie nehmen, und wann Sie an meinen Gränzen seyn wer-

*) Die katholische Kirche in Berlin ist von Kollecken gebauet, und zwar schon 1747 angefangen, aber erst 1773 vollendet worden.

werden, damit Sie Pferde finden. Ich weiß wohl, daß Sie auf dem Pegasus sitzen; aber der kennt nur den Weg zur Unsterblichkeit. Diese wünsche ich Ihnen so spät als möglich, und versichre Sie zugleich, daß ich Sie eben so herzlich aufnehmen werde, als ich Sie ungedultig erwarte.

75.

Potsdam, d. 4. Sept. 1749.

Ich habe Ihren Katilina *) erhalten, kann aber den weitern Gang unmöglich errathen. Ein Trauerspiel läßt sich eben so wenig nach einem einzigen Akt beurtheilen, als ein Gemälde nach einer einzigen Figur. Ich erwarte erst das Ganze, um Ihnen dann meine Meynung von dem Plan, dem Gange, der Wahrscheinlichkeit, der Wirkung und den Leidenschaften zu sagen. Einem von den vierzig Richtern der französischen Sprache meine Zweifel über den Ausdruck zu äußern, schickt sich freylich nicht; indeß wenn mein Bruder im Apoll und mein Landsmann, der Graf Bar, mir diesen Akt geschickt hätte, so würde ich mich bey Ihnen erkundigen, ob man sagen könne:

Tyran par la parole il faut finir ton regne! **)
Tyrann durch deinen Mund sey länger nicht mehr Herr!

Wenn

---

*) Das Trauerspiel, das Voltaire nachher Rome sauvée, die Rettung Roms, genannt hat.

**) Voltaire hat diesen Vers wirklich weggestrichen, ob er sich gleich gegen des Königs Kritik sehr gut vertheidigen konnte.

Wenn keine Zweydeutigkeit entsteht, so kann man, glaube ich, wohl sagen: seine Beredsamkeit hat ihn zum Tyrannen seines Vaterlandes gemacht; itzt muß sein Reich enden. Aber bey der Stellung der Wörter in diesem Verse können wir Deutschen, die wir die Feinheiten der Sprache vielleicht nicht genug verstehen, das par la parole qu'il faut finir son regne nicht begreifen.

Ich bin sehr dreist, daß ich Ihnen meine Bemerkungen mittheile. Indeß, wenn ich auch einiges Bedenken über diesen Vers gehabt habe, so hat mich das doch nicht abgehalten, mich ganz meinem bewunderungsvollen Vergnügen über eine unzählige Menge schöner Stellen zu überlassen, in denen man die Züge des Pinsels wieder erkennt, der den Brutus, den Tod Cäsars u. s. w. geschildert hat.

Ihr Brief ist allerliebst; nur Sie können dergleichen schreiben. Es scheint so, als wäre Frankreich dazu verurtheilt, mit Ihnen zehn Leute von Geist zu begraben, welche es in verschiedenen Jahrhunderten bekommen hatte.

Da die Frau von Chatelet Bücher schreibt, so glaube ich nicht, daß sie aus Zerstreuung in die Wochen kommt. Sagen Sie Ihr also, sie möchte sich expediren; denn mich verlangt, Sie zu sehen. Ich fühle, wie äußerst nöthig Sie mir sind, und wie stark Sie mir helfen können. Mein ganzes Leben hindurch werde ich Liebe zu den Wissenschaften haben. Ich denke in diesem Stück wie Cicero, und wie ich es in einer von meinen Episteln sage. Wenn ich Fleiß anwende, kann ich alle Arten von Kenntnissen erlangen; aber die

französische Sprache will ich Ihnen verdanken. Ich verbessere meine Arbeiten, so viel es meine Einsichten nur erlauben; aber ich habe keinen Puristen, der streng genug wäre, alle meine Fehler zu rügen. Kurz, ich erwarte Sie, und mache Anstalten zu der Aufnahme des ordentlichen Kammerherrn und des außerordentlichen Genie's.

In Paris sagt man, Sie würden nicht kommen; ich aber sage: Sie werden es allerdings; denn Sie sind kein Mann ohne Wort. Beschuldigte man Sie, Sie wären indiskret, so sagte ich: das kann seyn; Sie liessen sich bestehlen, so schwiege ich still; Sie wären kokett, ebenfalls. Sie sind wie der weiße Elephant, über den der König von Persien und der Großmogul einander bekriegen, und den sie in ihren Titel setzen, wenn sie das Glück haben, ihn zu besitzen. Leben Sie wohl. Wenn Sie hieher kommen, so werden Sie an der Spitze des meinigen sehen: „Friedrich von Gottes Gnaden König von Preussen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltairen, u. s. w.

76.

d. 25. November 1749.

D'Olivet schmettert mich, wie ich sehe, zu Boden *). Ich bin unwissender, als ich geglaubt habe, und werde mich künftig wohl hüten den Puristen zu spielen und von Dingen zu reden, die ich nicht verstehe; mein Still-

*) Voltaire hatte den berühmten Grammatiker d'Olivet über den Vers gefragt, den der König im vorigen Briefe tadelte, und schickte diesem dann d'Olivets schriftliche Antwort.

Stillschweigen wird mich dann vor den Blitzen der d'Olivets und Vaugelas bewahren. Auch werde ich mich wohl in acht nehmen, Ihnen meine Arbeiten zu schicken. Wenn Sie sich die Ihrigen stehlen lassen, was würde mit meinen geschehen? Sie arbeiten für Ihren Ruhm und zur Ehre Ihrer Nation; aber, wenn ich Papier beſudle, so thue ich es nur zum Zeitvertreibe; und man könnte es mir wohl verzeihen, wenn ich nur meine Arbeiten, so wie ich sie fertig gemacht habe, wieder zerrisse. Wenn man nahe am vierzigsten Jahre ist und schlechte Verse macht, so muß man wie der Misanthrop sagen: „Machte ich so schlechte, so würde ich mich wohl hüten, sie den Leuten zu zeigen.“

Wir haben in Berlin einen rußischen Gesandten gehabt, der seit zwanzig Jahren Philosophie studiert, ohne eben weit darinn gekommen zu seyn. Ich rede vom Grafen Kaiserling, der sechzig Jahre wohl gezählt alt ist, und nun mit seinem dicken Professor von Berlin abreist. Er befindet sich jetzt in Dresden, studirt immer, und hofft, in zwanzig oder dreißig Jahren ein erträglicher Schüler zu seyn. So geduldig wie er bin ich nicht, und denke auch nicht, so lange zu leben. Wer nicht vor dem zwanzigsten Jahre Dichter ist, wird es niemals werden. Ich bin nicht so eingebildet, mir mit dem Gegentheil zu schmeicheln, und auch nicht blind genug, um mir nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Schicken Sie mir denn Ihre Werke aus Edelmuth, und erwarten Sie von mir weiter nichts als Beyfall. Ich will Konrad's weises Stillschweigen nachahmen; aber das wird mich nicht gefühllos gegen die Schönheit der Poesie machen. Je mehr ich es unmög-

lich

lich finde, Ihre Werke zu erreichen, desto mehr werde ich sie schätzen.

Quälen Sie mich nicht länger mit Ihren: man sagt. Man sagt, ist die Zeitung der Thoren. Niemand in diesem Lande hat übel von Ihnen gesprochen. Ich weiß nicht, in welchem Buche d'Argens über den Euripides schwatzt; aber wer sagt Ihnen, daß Sie damit gemeynt sind? Hätte er Sie bezeichnen wollen, würde er dann nicht eher den Virgil, als den Euripides gewählt haben? Daran hätte Jedermann Sie erkannt; aber in der Stelle, die Sie mir anführen, sehe ich gar keine Anspielung auf die Art, wie man Sie hier aufgenommen hat. Also erdichten Sie sich weiter keine Ungeheuer, um sie nachher zu bekämpfen. Streiten Sie, wenn es seyn muß, mit den wirklichen Feinden, die Ihr Verdienst Ihnen in Frankreich zugezogen hat, und bilden Sie sich nicht ein, da welche zu sehen, wo keine sind. Oder, wenn Sie Zänkereyen lieben, so lassen Sie mich aus dem Spiel. Ich verstehe mich darauf nicht, und will auch nie etwas davon hören.

Aus allen Einrichtungen, die Sie machen, sehe ich, wie wenig Hoffnung mir übrig bleibt, Sie zu sehen. An Entschuldigungen wird es Ihnen nicht fehlen; eine so lebhafte Imagination, wie die Ihrige, ist unerschöpflich. Bald werden Sie sehen wollen, wie ein Trauerspiel aufgenommen wird; bald werden häusliche Einrichtungen Sie abhalten, oder auch wohl der König Stanislaus, oder neue: Man sagt. Kurz, ich glaube an diese Reise noch weniger, als an die Ankunft des Meßias, den die Juden bis itzt erwarten.

Es ist hier eine Elegie *) zum Vorschein gekommen. Sollte sie von Ihnen seyn? Der erste Vers heißt:

Un sommeil éternel a donc fermé ces yeux &c.

So schloß dies Auge denn ein ew'ger Schlaf, u. s. w.

Seyn Sie so gütig, mir darüber zu schreiben. Ich habe in diesem Punkt einige Zweifel, die Sie allein aufklären können.

Die große Sendung, die Sie mir ankündigen, erwarte ich mit Ungeduld; und ich werde Sie bewundern, so undankbar und so entfernt Sie auch von mir sind; denn es wird mir wohl nicht anders möglich seyn.

Leben Sie wohl. Ich will Rolands unterhaltenden Wahnsinn, und Koriolan's heroische Albernheiten sehen. Ich wünsche Ihnen Ruhe, Freude, langes Leben, u. s. w.

77.

d. . . Januar 1750.

Du sendest Deine Schriften mir,
Der die Semiramis verhöhnt?
Dem Spötter, der nicht staunt, wenn er
Des großen Ninus Schatten sieht?
Der jeden schönen Geist so kühn,
So ernst, so kaustisch kritisirt?
Nun, das entwaffnet meinen Zorn;

Jetzt

*) Nemlich auf die Markise von Chatelet, die kurz vorher, im 44sten Jahre ihres Alters, im Kindbette gestorben war. In der Ettingerischen Ausgabe der Voltairischen Werke steht sie nicht, und sie muß also wohl von sonst einem Dichter gewesen seyn.

Jetzt seh' ich Voltair' noch einmal,
Den Voltair' jener guten Zeit,
Der Freunde liebte, der die Kunst,
Wie man gefallen muß, verstand.

Das ist denn doch ein Brief, wie ich sie ehemals von Cirey bekam. Nun fühle ich doppelte Begierde, Sie wieder zu sehen, über Litteratur mit Ihnen zu sprechen, und mich von Dingen zu unterrichten, die nur Sie mich lehren können. Ich danke Ihnen für Ihre neue Ausgabe. Da ich Ihre alten Episteln auswendig weiß, so bemerkte ich alle Verbesserungen und Zusätze, die Sie darinn gemacht haben. Von diesen bin ich entzückt; die Episteln waren schon vorher schön, aber nun sind noch neue Schönheiten hinzu gekommen, besonders gewisse Uebergänge, die dem Innhalt mehr Zusammenhang geben. Hat nicht folgende Stelle in der Epistel an Maurepas einen Druckfehler?

Il fut cent fois moins fou que ceux dont l'imprudence
Dans d'indignes mortels a mis sa confiance.

Müßte es nicht ont und leur heißen? *) Verzeihen Sie mir diese grammatikalischen Geringfügigkeiten; aber mir liegt die Reinheit der Sprache am Herzen, und ich will mich unterrichten.

Sie können Ihr Parterr zu allem gewöhnen, wozu Sie nur wollen. Verse, die so schön sind, wie die Ihrigen, können so stark täuschen, daß man die Sachen darüber vergißt. Ich bin neugierig auf den Orest, und möchte gern sehen, wie Sie den Palamedes ersetzt

*) Ein grammatischer Fehler liegt in diesen Versen nicht; der König fühlte indeß sehr richtig, daß ein logischer darinn ist, den sich aber die französischen Dichter ohne Bedenken erlauben.

setzt und mit welchen andern Schönheiten Sie dies Trauerspiel bereichert haben. Wenn Sie an mich denken, so werden Sie galant seyn und es mir schicken. Ich bin schon für Sie eingenommen, und es kommt also nur auf Sie an, ob Sie meinen Beyfall haben wollen. Aber bekümmert man sich in Paris auch wohl darum, ob die Wenden und Barbaren in Berlin pfeiffen oder applaudiren?

Meine Lobschrift auf die im Kriege gebliebenen Offiziere *) erinnert mich an eine Anekdote von dem verstorbenen Zar. Peter I. mischte sich in die Apothekerkunst und in die Arzneywissenschaft, und gab seinen kranken Hofleuten Medizin. Wenn er dann einige Boiaren in die andre Welt geschickt hatte, so ließ er sie prächtig begraben, und beehrte den Leichenzug mit seiner Gegenwart. Ich bin in Rücksicht jener armen Offiziere beynahe mit ihm in eben dem Falle. Staatsursachen nöthigten mich, sie den Gefahren auszusetzen, in denen sie das Leben verloren; konnte ich nun weniger thun, als ihre Grabmäler mit einfachen und wahren Innschriften schmücken? Kommen Sie denn, um wenigstens diesen sehr fehlerhaften Aufsatz zu verbessern, der mir mehr am Herzen liegt, als alle meine andern Arbeiten. Im Monat Junius rufen mich Geschäfte nach Preussen; aber vom ersten Julius bis zum September bin ich Herr von meiner Zeit, und kann zu den Füßen Gamaliels studiren.

Dann höre, dann bewundr' ich Dich,
Und lerne Cicero's, Virgil's,
Thucydides so große Kunst.

An

*) Die schon oben erwähnte Epistel an Still.

An deinem Arme geh' ich dann
Den Pfad zum heil'gen Thale hin.
Doch theile mir, damit auch ich
Dort eines Namens würdig sey, —
Denn kalt ist meine Seele nur —
Ein Fünkchen Deines Geistes mit;
Dann werd' ich groß, wie Krebillon.

Wie können Sie verlangen, daß ich entscheiden soll, wer Recht habe, Sie oder die Frau von Aiguillon? Zeigt die Herzoginn das politische Testament des Kardinals von Richelieu im Original vor, so muß man ihr wohl glauben. Große Leute sind nicht zu allen Stunden und in allen Stücken groß. Ein Minister nimmt bey einer Angelegenheit, die ihm wichtig scheint, alle seine Kräfte zusammen, und wendet allen seinen Scharfsinn darauf; eine andre aber, die er für weniger bedeutend hält, behandelt er mit vieler Nachlässigkeit. Denke ich mir den Kardinal von Richelieu, wie er die Großen des Königreichs demüthigte, der monarchischen Autorität einen sichern Grund verschafte, den Ruhm der Franzosen gegen auswärtige mächtige Feinde aufrecht erhielt, bürgerliche Kriege dämpfte, die Kalvinistische Parthie zerstörte, und einen Damm mitten im Meere aufführen ließ, um Rochelle zu belagern; denke ich mir diesen festen Geist, der mit den größten Planen beschäftigt und der kühnsten Entschlüsse fähig war: so scheint mir das politische Testament für eine Arbeit von ihm zu kindisch. Vielleicht sind es nur hingeworfene Ideen; vielleicht wollte er nicht alles sagen, was er dachte, damit man seinen Verlust desto stärker bedauern sollte! Hätte der Kardi-

nal mit mir zugleich gelebt, so würde ich bestimmter darüber sprechen; aber nun kann ich bloß rathen.

Von etwas Tugend, doch von Schwachheit mehr,
Von Größ' und Kleinheit ist ein Held — und sey
Er noch so klug — ein wunderlich Gemisch.
Er strömet einen Lichtstrahl aus; allein
Die Sonne glänzt in ihrem Lauf nicht stets.
Die hellsten Geister trift Verfinsterung;
Und so schrieb Richelieu sein Testament,
Und Newton so die Apokalypsis. *)

Ich wünsche dem Verfasser der Henriade zum neuen Jahre nichts als Gesundheit und Geduld. Liebt er mich noch, so sehe ich ihn von Angesicht zu Angesicht, bewundre ihn in Sanssouci, und sage ihm mehr darüber.

78.

Berlin, d. 11. Januar 1750.

Nun hab' ich den Roman gesehn,
Den Du so schön dialogirt;
Doch, dünkt mich, warf ein Ungefähr
Nanine'n auf den Schauplatz hin,
Der liebenswerth und scherzhaft ist,
Und wo vor Zeiten Moliere,
Der ewig unerreichbar bleibt,
Durch seine Schriften Sieg' erwarb.
Wenn dieser Mann der erste war,
Der auf der Bühne Galliens
Dem Lachen Grazie verlieh,
So müss' er nicht der letzte seyn!

Er

*) Der große Newton hat einen Kommentar über die Offenbarung Johannis geschrieben, der freylich seiner nicht würdig seyn konnte.

Er traf mit Pfeilen die Markis,
Die Preziösen, Jedermann
Der fälschlich schöner Geist sich hieß,
Den Frömmling dreymal tonsurirt,
Die neugebackuen Herren Von
Die Richter,-Schwätzer und den Arzt.
Ja, die Natur sah Moliere,
Und malte sie im Großen dann.

Von seiner kühnen Schilderey
Ermüdet, wählten andre nun,
Die Art, die neu, doch unächt ist.
Wir seh'n nicht unsre Fehler mehr,
Und statt der scherzenden Kritik,
Die unsre Sitten bessern kann,
Verderben sie gar klug den Witz,
Der Sprache Leichtigkeit, durch die
Thalia Unterricht verschönt.
Daß größer noch ihr Irrthum sey,
Verstellen sie Melpomenen,
Die nun Thaliens Platz betritt,
Dort ihre Heldenthränen weint
Und im Gewand der Bürgerinn
So schmachtend, traurig und voll Schmerz
Verliebte Kindereyen sagt.

In dieser neuen Ketzerey
Behielt Thalia von dem Ton,
In dem sie reden soll, nicht mehr,
Als Apostaten Glaube blieb.

Da es Ihnen nicht gelungen ist, mich zu la Chaussee's Sekte zu bekehren, so wird es wohl niemand dahin bringen. Indeß gestehe ich, daß Sie aus der Nanine alles gemacht haben, was man nur verlangen konnte. Diese Gattung hat mir nie gefallen. Ich begreife wohl, daß es viele Zuschauer giebt, die in der

Komödie lieber Süßigkeiten hören, als ihre Fehler verspottet sehen wollen, und die ihre Ursachen haben, einen abgeschmackten Dialog jenem feinen Scherze vorzuziehen, der die Sitten angreift. Es ist doch höchst unangenehm, nicht einmal ungestraft lächerlich seyn zu können! Nimmt man diesen Grundsatz an, so muß man auf die reizende Kunst der Terenze und Moliere Verzicht thun, und das Theater nur zu einem allgemeinen Sammelplatz von fadem Geschwätze machen, wo das Publikum lernen kann, auf hundert verschiedne Arten: ich liebe Dich, zu sagen. Mein Eifer für die gute Komödie geht so weit, daß ich lieber selbst darinn verspottet seyn wollte, ehe ich diesem zwitterartigen und kraftlosen Ungeheuer, das der verderbte Geschmack des Jahrhunderts zur Welt gebracht hat, meinen Beyfall gäbe.

Seit der Nanine höre ich gar nichts mehr von Ihnen. Geben Sie mir doch irgend ein Lebenszeichen.

Sank deine Muse denn in Schlaf?
Hat sie des Winters Frost erstarrt?
Erlosch denn Deines Geistes Glut,
Und bricht sie niemals mehr hervor?

Nein, nein; Prometheus stahl sie ja
Den eifersücht'gen Göttern weg.
Sie werde mit gebeugtem Knie
Mit Ehrfurcht nur von uns genannt!
Sie lischt bey Dir gewiß nicht aus;
Doch, daß ich nicht mehr klagen darf,
Erbitt' ich mir ein Lied von Dir.

Das ist eine förmliche Herausforderung. Wenn Sie sich nun nicht stellen, so wird man Sie für feige halten.

halten. Witz und Verse kosten Ihnen ja nichts; machen Sie es also nicht, wie die Holländer, die Ihre Gewürznägelchen, weil sonst niemand welche hat, nur aus bloßer Gunst verkaufen. Horaz, Ihr Vorfahr, schickte dem Mäzen so viele Episteln, als dieser nur verlangte; Virgil, Ihr Ahnherr, machte wohl nicht epische Gedichte für Jedermann, aber doch Eklogen. Allein Sie sind bey Ihrem Ueberfluß an Witz und bey allen Schätzen der reichsten Imagination der größte Witzgeizige, den ich kenne. Müssen Sie denn über einige Verse aus Ihrem Ueberfluß, die man von Ihnen verlangt, so viele Schwierigkeiten machen? Daß ich ja nicht böse werde! Die Ungeduld könnte bey mir Apollo's Stelle vertreten, und ich machte dann vielleicht eine Satyre auf die Witzgeizigen. Indeß wenn ich einen recht hübschen Brief von Ihnen bekomme, wie Sie dergleichen oft schreiben, so will ich vergessen, wie sehr ich Ursache zu klagen habe, und Sie recht sehr lieben. Leben Sie wohl.

79.

Potsdam, d. 20. Febr. 1750.

Die Nacht, mit der die Ruhe kommt,
Warf, als sie uns das Licht entzog,
Auf meine Augenlieder jüngst
Ihr allerschwerstes Schlummerkorn;
Erstarrt war meine Seele da,
Und meine Denkkraft ganz zerstört.

Mit leichtem Flügel brachte mich
Der Traum, so schnell als wie ein Blitz,
Zum blumichten Elysium;

In einem ewig grünen Gang
Erblickt' ich dort Cäsarion,
Der liebenswerth auf Erden war,
Und nun Unsterblichkeit genießt.

Mit regem, feurigem Gefühl
Eilt' ich zu diesem Schatten hin,
Und sprach: „Ihr Götter! seh' ich Dich,
Du zärtlicher, Du treuer Freund,
Dem oftmals meine Thräne rann,
Um den mein Schmerz so neu noch ist!"

Ich fliege seinen Armen zu,
Wohin mich mein Entzücken reißt;
Doch dreymal scheint das Schattenbild,
Das mir so werth ist, meinem Blick,
Wie leichte Dünste, zu entflieh'n.

„Das Schicksal, sprach er, unser Herr,
„Verbietet jedem, der hier wohnt,
„Zu Lebenden sich hinzunah'n;
„Ich werde gern Dein Führer seyn,
„Doch mehr vermag ich nicht für Dich.
„Zu jenen Wohnungen des Glücks,
„Wo Tugend ihren Kranz empfängt,
„Geleit' ich Dich; auf, folge mir."

In süßem Schatten, den ein Hain
Von Lorbeern und von Myrten warf,
Sah' ich die größten Helden dort.
„Auf, sprach er, laß' uns ganz geschwind
„Von diesen großen Mördern flieh'n,
„Und zu dem Chor der Dichter gehn!"

In einem andern Hain, wo sich
Der Oelbaum mit den Palmen mischt,
Sah ich Virgil'en und Homer,
Und beyde, wie es schien, in Zorn;
Horaz war grämlichen Humors,
Und Sophokles nicht aufgeräumt.

Ein Schatten, der erst jüngst von hier
Zu jener Welt gegangen war,
Erzählte diesen Dichtern dort:
„Ein Arouet in unsrer Welt
„Sey hundertmal so groß, als sie."
Emilie, die göttliche,
War es, die bis hieher das Bild
Des Mannes brachte, den sie einst
Im Leben zärtlich-treu geliebt.
Die Todten wurden nun erzürnt,
Und fühlten noch die Eifersucht,
Die alle schönen Geister plagt.
„Wir rächen uns, so sprachen sie,
„Daß unser Ruhm durch ihn verfällt!"
Sie riefen jenes Monstrum laut,
Den dürren, abgelebten Neid,
Die Furie, die stets den Ruhm,
Die Werke deren haßt, die Mars,
Die Pallas, die Apollo liebt.
Sie sprachen: „Gehe nach Paris,
„Und gieße Deine Galle dort
„Auf Voltair' und sein Saitenspiel;
„Erdenke jede Gräuelthat;
„Empöret werde der Parnaß,
„Damit der kleinste Skribler quakt!
„Vergifte dort der Reimer Schaar!
„Der Frevler übertrift uns ja;
„So straf' ihn, den Verwegenen!
„Indeß dein Pfeil ihn ewig trift,
„Verfluch' er laut sein ganzes Glück!
„Vertheile Pfeiffen, ihm zum Sturz!
„Auf, wache Du für unser Recht.
„Bewirke, daß Oreftes *) fällt."

Das

*) Voltaire's Trauerspiel Orest war kurz vorher durch Kabale bey der ersten Vorstellung gefallen.

Das Ungeheuer gieng sogleich,
Und plötzlich faßt' ein Schauder mich. —
Nun wacht' ich auf, da war mein Traum
In Dunkelheit zurückgestürzt.

Sehen Sie, das träumte mir neulich, und ich war beynahe Willens, mit diesen guten verstorbenen Dichtern gemeinschaftliche Sache zu machen, die allerdings Ursache zu ihrer üblen Laune haben. Sie mißbrauchen das Privilegium eines großen Genie's gar zu arg; Sie gehen alle Wege, die nur zum Ruhme hinführen, und kommen mir so vor, wie jener Eroberer, der nichts gethan zu haben glaubte, so lange noch ein Theil der Welt zu besiegen war. Neulich sind Sie in Molierens Gebiet eingefallen; wenn Sie darauf bestehen, so wird seine kleine Provinz in kurzem erobert seyn. Ich danke Ihnen für diesen neuen Harpagon, der, wie mich dünkt, eine Sittenkomödie ist. Hätten Sie ihn länger gemacht, so würde er wahrscheinlich mehr Interesse haben.

Sehen Sie, wie ich Sie mit Schonung behandle! ich bestürme Sie jetzt nicht um einen Besuch, und warte, bis Flora diese Gegenden verschönert und Pomona uns eine reiche Obstlese verspricht, ehe ich Sie bitte, die Reise zu unternehmen. Meine Lorbeerbäume sollen erst neue Zweige getrieben haben, und dann will ich Sie damit bekrönen. Wenigstens erinnern Sie sich, daß, nach dem Herzog von Richelieu, niemand unstreitigere Rechte auf Sie hat, als Ihr teutonischer Bruder im Apoll. Vale.

80.

Potsdam, d. 25. April 1750.

Schon sollten auf den ersten Wink
Die Grazien und dein Genie —
So hofft' ich — ohne Zwang sich nah'n
Und meiner Muse Schlaf zerstreu'n.
Doch jetzt verschwand die Hoffnung selbst
Auf dieses mir erträumte Glück;
In diesem Aufenthalt des Mars
Kam nur Dein reizender Vasall,
Dein D'Arnaud *) an, und brachte nichts,
Als seine schöne Muse mit.
Wohl dem, der die Kopie doch hat,
Wenn er das Urbild nicht besitzt!

Endlich ist doch der d'Arnaud hier, der sich so lange erwarten ließ. Er hat mir Ihren Brief, die allerliebsten Verse, zugestellt, vor denen die meinigen immer erröthen müssen. Was hilft es mir denn, daß die Natur mich zu Ihrem Zeitgenossen machte, wenn Sie mich hindern, diesen Vortheil zu benutzen?

Zwey tausend Jahre liest man schon,
Was Maro und was Flakkus sang.
Wir geh'n nicht mehr mit ihnen um;
Ja, könnten wir sie selber sehn,
Dann gäb' ihr Mund uns Unterricht.
Entfernung trennet eben so
Die armen Menschen, wie der Tod;
Und selber Galliens Homer
Starb für die Mitwelt, starb für uns,

Die

*) François Thomas Marie de Baculard d'Arnaud, Verfasser verschiedener Schauspiele, z. B. Euphêmie, Fayel u. s. w.

Die wir ihm niemals nahe sind,
Wie jene großen Männer Roms.

Ein jedes Säkulum hat das,
Was Du für Ewigkeiten schriebst,
Und sieht, wenn es die Reihe trift,
Daß Deinem Geiste nichts gebrach.
Doch ich — ich fordr' ein wenig mehr.
Begier erweckt mir, was Du sangst;
Entzückt von Deinem starken Reiz,
Will ich Dich lesen, hören, sehn.

In diesem Augenblick bekomme ich den Band, worinn der Orest steht, ferner ein Brief über die Lügen ꝛc. und ein andrer an den Marschall Schulenburg. Sie haben mir mitten in einem Briefe eine Stelle gegeben, wo ich mich mit Verwunderung fand. Auch kleinen Dingen wissen Sie, durch Ihre Art vorzutragen, größern Werth zu ertheilen. Ich sehe, welch ein großer Meister in der Beredsamkeit Sie sind. Ja, wenn diese nicht Berge versetzt, wie der Glaube, so macht sie doch das Hohe niedrig, das Niedrige hoch, und gebietet der ganzen Natur, besonders dem menschlichen Herzen. Die vortrefliche Kunst! wie glücklich ist der, der sie versteht, und besonders, wer sie mit solchen überlegenen Kräften braucht, wie Sie!

Ich glaubte, Sie hätten die Schriften unsrer Akademie schon lange. Man läßt sie jetzt binden, und wird sie Ihnen sogleich schicken. Sie werden einige von meinen Arbeiten darinn zerstreuet finden; aber ich muß Ihnen sagen, daß es nur Skizzen sind. Ich habe seitdem beträchtliche Zeit darauf verwandt, sie zu feilen. Jetzt wird eine vermehrte Ausgabe davon gemacht, die

sehr

sehr viele Verbesserungen hat, und Ihrer Aufmerksamkeit eher würdig seyn möchte. Sie sollen sie bekommen, sobald nur der Buchdrucker mit seiner Arbeit fertig ist.

Sie verlangen mein Gedicht; aber das läßt sich nicht zeigen. D'Arnaut wird Ihnen schreiben, was es enthält.

Mein kühner Pinsel mahlte dreist
Den Himmel der Fanatiker,
Auch ihre Höll', ihr Paradies.
Als Kätzer foppt' ich jenen Blitz,
Den Rom sonst auf Verdammte warf,
Und der nun aus der Mode kommt.
Ich weiß wohl, daß mein Heldenlied
Viel Unbesonnenheit enthält,
Und kaustisch ist: drum nehm' ich es
Vor Frankreichs Schwätzern wohl in Acht.
Herr Boyer, euer großes Licht,
Der alle Schriften voller Scherz
So arg verhöhnet, brächte ja
Durch sein Geschrey mein armes Werk
Wohl gar in die Bastille hin.
Und diesen Schreckort scheu' ich sehr.
In meinem schönen Auffenthalt
Befürchtet meine Muse nicht,
Daß sie mit ihrem Spiel und Scherz
Von solcher Schmach getroffen wird.
Genug, wenn man als Jüngling schon
Im Kerker sich befunden hat;
Doch wer im Alter der Vernunft
Ihn wieder sieht, der ist ein Thor.

Also mein lieber Voltaire, müssen Sie, wenn Sie meine Albernheiten sehen wollen, hieher kommen. Nun können Sie nicht mehr zurück. Freylich wird

das

das Gedicht Sie nicht für die Beschwerlichkeiten der Reise entschädigen; aber vielleicht ist der Dichter, der Sie liebt, der Mühe werth. Sie sollen hier einen Philosophen sehen, der keine andre Leidenschaft hat als das Studieren, und der um der Schwierigkeiten willen, die er bey seiner Arbeit antrift, das Verdienst derer zu schätzen weis, die so ausgezeichnet glücklich darinn sind, als Sie=

Hier ist eine kleine Gemeine, die dem unsichtbaren Gott Altäre errichtet. Aber nehmen Sie Sich in Acht! Gewiß werden Ketzer dem Baal Altäre bauen, wenn sich unser Gott nicht bald zeigt. Mehr sage ich nicht. Leben Sie wohl.

81.

Potsdam, d. 26. Jun. 1750.

Ihr alten Kärner=Paradörs,
Ihr steifen Gäule, fliegt, daß ihr
Berühmte Renner werden mögt.
Borgt Flügel euch vom Pegasus!
Die schönen Rosse des Apoll
Erlaubten ihren Platz euch ja;
Ihr leitet seinen Brudergott
Nun von Versallj' an unsren Hof.
Ja, Rabikan und Parangon
Empfänden wahrlich Eifersucht,
Erblickten sie, wie ihr zu uns
Ganz froh und mit vereinter Kraft
Den Gott des Geistes, des Geschmacks
Vom Helikon herniederbringt.
Welch Loos voll Ruhm erhaltet ihr!
Sein Herz fühlt dieser Gott gerührt;
Er macht euch von dem Pfluge frey,
Und setzt euch an den Himmel hin.

Elust

Einst sieht einmal der Astronom
Bey Nachtzeit durch sein Seherohr,
Und untersucht das Firmament.
Ganz außer sich, erblickt er euch,
Und denkt wohl gar im ganzen Ernst:
Sein Tubus habe nun den Staar.

Sehen Sie, das sagte ich zu den Pferden, welche die Ehre haben sollen, Sie zu fahren. Wie es heißt, ist die deutsche Sprache zu Anreden an die Thiere geschickt; und als Dichter von dieser Nation glaubte ich denn, meine Muse wäre geschickter dazu, mit Ihren Postpferden zu sprechen, als mit Ihnen. Nun sind Sie mit Fuhrwerk, mit einem Paß, und kurz mit Allem versehen, was Jemand braucht, der von Paris nach Berlin reisen will; aber ich fürchte, Sie werden dort mit Ihrer Zeit verschwenderisch, und hier mit Ihren Minuten geitzig seyn. Kommen Sie also geschwind, und erinnern Sie Sich, daß man sich doppeltes Verdienst erwirbt, wenn man sich um eine Gefälligkeit nicht lange bitten läßt.

82.

Berlin, den 23. August 1750.

Ich habe den Brief gesehen, den Ihre Nichte Ihnen von Paris schreibt. Sie erwirbt sich durch ihre Freundschaft gegen Sie meine Achtung. Wäre ich Madame Denis, so dächte ich eben so; aber da ich das bin, was ich bin, so denke ich anders. Ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn ich an dem Unglück meines Feindes Schuld wäre; wie könnte ich

nun das Unglück eines Mannes wollen, den ich achte, den ich liebe, und der mir sein Vaterland mit Allem, was den Menschen am theursten ist, aufopfert? Nein, mein lieber Voltaire, sähe ich voraus, daß Ihre Versetzung hieher nur das Mindeste zu Ihrem Nachtheil verändern könnte, so wäre ich der erste, der Ihnen davon abriethe. Ja, Ihr Glück würde mir lieber seyn, als mein äußerst großes Vergnügen, Sie zu sehen.

Aber Sie sind Philosoph, und ich bin es ebenfalls. Was ist nun natürlicher, begreiflicher und mehr in der Ordnung, als daß Philosophen, die dazu geschaffen sind, zusammen zu leben, da sie durch gleiche Studien, gleichen Geschmack und gleiche Denkart vereinigt werden, einander dies Vergnügen auch wirklich machen? Ich achte Sie als meinen Lehrer in der Beredsamkeit und in andern Kenntnissen; und liebe Sie als einen tugendhaften Freund. Welche Sklaverey, welches Unglück, welchen Wechsel, welchen Unbestand Fortunens fürchten Sie nun in einem Staate, wo man Sie eben so hochschätzt, als in Ihrem Vaterlande, und bey einem Freunde, der ein dankbares Herz hat? Ich bin nicht so thöricht stolz, daß ich mir einbilden sollte, Berlin wiege Paris auf. Wird eine Stadt durch Reichthum, Größe und Pracht liebenswürdig, so stehen wir den Parisern nach; auch weiß ich und räume ein, daß vielleicht nirgends in der Welt der gute Geschmack allgemeiner verbreitet ist, als in Paris. Aber bringen Sie diesen Geschmack nicht allenthalben hin, wo Sie Sich befinden? Unsre Organen reichen zu, Ihnen Beyfall zu geben; und in Ansehung der Gesinnun-

nungen weichen wir keiner Nation in der Welt. Ich ehrte die Freundschaft, die Sie mit der Frau von Chatelet verband; aber nächst ihr bin ich einer von Ihren ältesten Freunden. Wie? weil Sie in mein Haus ziehen, so wird man sagen: es werde ein Gefängniß für Sie? Wie? weil ich Ihr Freund bin, werde ich Ihr Tyrann seyn? Ich gestehe Ihnen, daß ich von dieser Logick nichts begreife. Sie werden, wie ich fest überzeugt bin, hier so lange, als ich existire, sehr glücklich leben, als der Vater der Wissenschaften und der Leute von Geschmack angesehen werden, und bey mir alle die Tröstungen finden, die ein Mann von Ihrem Verdienst von Jemand, der ihn hochschätzt, erwarten kann. Guten Abend, u. s. w.

83.

1751.

So eben bin ich von dreyfachen Zwillingen *) entbunden worden, die nun im Namen Apoll's mit dem Wasser der Hippokrene getauft zu werden verlangen. Die Henriade wird zur Gevatterinn gebeten. Sie werden so gütig seyn, sie diesen Abend um 5 Uhr in das Zimmer des Vaters zu bringen. Darget-Lucina **) wird auch da seyn, und die Imaginazion des Menschen eine Maschine ***) die Neugebohrnen zur Taufe halten.

*) Ohne Zweifel meynt der König sein Gedicht, die Kriegeskunst, in sechs Gesängen.

**) Darget war damals Sekretär des Königs.

***) La Mettrie, der ein Buch unter dem Titel l'homme machine, der Mensch eine Maschine, geschrieben hat, und damals Vorleser des Königs war. Er starb den 11. Nov. 1751.

84.

1751.

Ihr erster Artikel, *) den ich gelesen, ist sehr gut. Sie haben das alphabetische Verzeichniß der Artikel angefangen. Mich dünkt, es müßte erst fertig seyn, ehe man an die Ausführung des Werkes gienge, damit man sich bestimmt zu einer Anzahl von Artikeln entschlösse, die hauptsächlichsten besser auswählen könnte, und keine einzelnen Kleinigkeiten mit hinein kommen liesse; denn wenn in dem Dikzionnär einige minder wichtige Artikel Platz finden, so müssen Sie nothwendig entweder spezieller werden, oder während der Arbeit den Plan ändern. Aber das würde sich, wie mich dünkt, nicht mit der Einheit des Zweckes vertragen, den man sich bey einem Werke dieser Art vorsetzen muß.

85.

1751.

Wenn Sie so fortfahren, wie Sie angefangen haben, so wird das Dikzionnär in kurzer Zeit fertig seyn. Der Artikel l'ame, (Seele) den ich bekommen habe, ist sehr gut gearbeitet; aber der Artikel bâtême (Taufe) gebt noch darüber. Wie es scheint, läßt das Ungefähr Sie das sagen, was denn doch eine Folge des Nachdenkens ist. Haben Sie Ihr Dikzionnär einmal drucken lassen, so rathe ich Ihnen eben nicht, nach Rom zu gehen; aber was liegt an Rom, Sr. Heilig-

*) In diesem und einigen der folgenden Billete ist die Rede von einem philosophischen Dikzionnär, das Voltaire in Potsdam anfieng und nachher hat drucken lassen.

ligkeit, der Inquisition, und allen beschornen Oberhäuptern der irreligiösen Orden, die gegen Sie schreyen werden! Das Werk, das Sie verfertigen, wird durch Sachen nützlich, und durch den Stil angenehm seyn; mehr braucht es nicht.

Wenn die Seele Ihrer Nerven in einem ruhigen Zustande bleibt, so werde ich mich freuen, Sie heute Abend zu sehen: wo nicht, so glaube ich, daß sie sich an Ihrem Leibe für die Beleidigungen rächt, die sie von Ihrem Geiste leiden muß. So viel ist gewiß, daß ich weder mich, noch sonst Jemand für doppelt halte. Die Großen nennen sich selber: Wir, aber darum werden sie doch nicht vielfach. Lassen Sie uns die Hand auf das Herz legen und freymüthig sprechen! Man muß, wenn man redlich seyn will, gestehen: die Gedanken und Bewegungen, zu denen unser Körper Fähigkeiten hat, sind Attribute der belebten Maschine, die wie ein Mensch gebildet und organisirt ist. Leben Sie wohl.

80.

1751.

Dieser Artikel scheint mir sehr schön. Nur die Wette riethe ich Ihnen zu ändern, da Sie Sich über Paskal'n aufgehalten haben, weil er sich eben der Figur bedient hat. Bemerken Sie auch, wenn es Ihnen gefällig ist, daß Sie den Epikur, Protagoras u. s. w. als Männer anführen, die in einer und eben derselben Stadt ruhig lebten. Mich dünkt, man müßte Gelehrte nicht deshalb nennen, weil sie ruhig zusammen gelebt haben. Vergessen Sie nicht, wie

viele Streitigkeit bey der Pariser Akademie der Wissenschaften über Newton und Deskarkes, und bey der hiesigen für und wider Leibnitz gewesen sind. Ich bin überzeugt, daß Epikur und Protagoras, wenn sie an Einem Orte wohnhaft gewesen wären, mit einander disputirt hätten; aber eben so glaube ich, Cicero, Lukrez und Horaz würden in guter Eintracht mit einander zu Abend gegessen haben.

Verzeihen Sie, daß meine Ignoranz sich erdreistet, Ihnen diese Bemerkungen vorzulegen. Ich bin, wie Moliere'ns Magd: wenn sie nicht lachte, so änderte der erste komische Schriftsteller in der Welt seine Stücke.

87.

Potsdam, d. 24. Februar 1752.

Ich nahm Sie mit Vergnügen bey mir auf; ich schätzte Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse' und mußte glauben, ein Mann von Ihrem Alter sey müde, mit den Schriftstellern Federkriege zu führen, und sich dem Ungewitter auszusetzen; er komme also hieher, um, wie in einem sichern Hafen, eine Zuflucht zu suchen. Aber gleich anfangs verlangten Sie auf eine ziemlich sonderbare Art von mir, ich möchte Freron *) nicht zu meinem litterarischen Korrespondenten wählen. Ich war so schwach, oder so gefällig, es Ihnen zu bewilligen, ob es gleich nicht Ihre Sache war, zu bestimmen, wen ich in meine Dienste nehmen sollte.

*) Voltaire haßte und schmähete diesen gar nicht verächtlichen Schriftsteller, weil dessen Tadel ihn oftmals traf

D'Arnaud hat unrecht gegen Sie gehandelt; aber ein edelmüthiger Mann hätte ihm verziehen; nur ein rachsüchtiger verfolgt den, den er einmal haßt. Kurz, obgleich d'Arnaud mir nichts gethan hat, so ist er doch um Ihretwillen von hier weggegangen.

Sie sind bey dem rußischen Gesandten gewesen, um mit ihm über Angelegenheiten zu reden, die Sie gar nichts angehen; und man hat geglaubt, ich hätte es Ihnen aufgetragen. Sie haben sich in die Angelegenheiten der Frau von Bentink gemischt, ob sie gleich wahrhaftig nicht in Ihr Departement gehörten.

Sie hatten die häßlichste Sache von der Welt mit dem Juden, und erregten in der ganzen Stadt ein schreckliches Aufsehen. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen so bekannt, daß man sich sehr hart bey mir beklagt hat. Ich für mein Theil habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten, und sage Ihnen, daß Sie, wenn Sie Intrigen und Kabalen lieben, sehr an den unrechten Mann gekommen sind.

Ich liebe sanfte und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschliessen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren umgestümen Leidenschaften, und suchen Sie an jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm seyn, und Sie können eben so gut in Berlin bleiben.

88.

Potsdam, d. 28. Febr. 1752.

Es hängt von Ihnen ab, ob Sie hieher kommen wollen. Ich höre hier gar nichts von Prozessen an, auch selbst von dem Ihrigen nicht. Daß Sie ihn gewonnen haben, dazu wünsche ich Ihnen Glück, und es ist mir lieb, daß diese häßliche Sache zu Ende ist. Ich hoffe, Sie werden künftig weder mit dem alten, noch mit dem neuen Testamente Händel haben. Dergleichen unanständige Streitigkeiten entehren immer; und Sie würden mit den Talenten des ersten schönen Geistes in Frankreich doch die Flecken nicht verbergen, die ein solches Betragen Ihrem Ruf am Ende zuzöge. Ein Buchhändler Gosse, ein Violinist aus der Oper, und ein jüdischer Juwelenhändler sind in der That Leute, deren Namen in gar keinem Fall neben dem Ihrigen stehen müßten.

Ich schreibe diesen Brief mit dem hausbackenen Verstande eines Deutschen, der das sagt, was er denkt, ohne sich uneigentlicher Worte und entkräftender Milderungen zu bedienen, durch welche die Wahrheit nur entstellt wird. Es ist nun Ihre Sache, ihn zu nutzen.

89.

1752.

Ich glaubte von einem Tage zum andern, Sie hier ankommen zu sehen. Das hat mich abgehalten, Ihnen eher für die Geschichte Ludwigs XIV. zu danken, die ich nunmehr vierfach besitze. Um der Kunst, mit der Sie diesen Auszug gemacht haben, gehörig zu fol-

gen,

gen, lese ich den ersten Theil mit Quincy's Kommentarien, diesem Diktionnär von Schlachten und Belagerungen, und erwarte Ihre Zurückkunft, um Ihnen meine Meynung darüber zu sagen. Aus Ungeduld habe ich zu gleicher Zeit den zweyten Band gelesen; und, um offenherzig zu seyn, ich finde ihn vorzüglicher als den ersten, theils in Ansehung der Sachen, theils wegen des Stils und der edlen Dreistigkeit, mit der Sie sogar Königen Wahrheiten sagen. Es ist ein vortreffliches Werk, das Sie mit Ehre überhäufen muß.

Man wird, da Madame Henriette gestorben ist, Ihr gerettetes Rom später spielen, als Sie geglaubt haben. Ich bin seit acht Tagen an einem Rheumatißmus und an Wallungen im Blute krank; aber das Uebel ist bald vorbey. Jetzt lese ich nur, und schreibe nicht mehr. Wenn man ein so schlechtes Gedächtniß hat, wie ich, so muß man seine Lektüre von Zeit zu Zeit wiederholen, um sie sich wieder gegenwärtig zu machen, und um das, was der Mühe werth ist, gut zu wissen. Nachher werde ich wieder anfangen, meine Armseligkeiten zu verbessern. Ihr Feuer ist dem im Tempel der Vesta gleich: es erlischt nicht; aber das wenige, was ich zugetheilt bekommen habe, muß häufig angeschürt werden: und doch fehlt oft nicht viel daran, daß es von der Asche erstickt wird. Leben Sie wohl. Glauben Sie nicht, daß es mehr Eichen als Schilf in der Welt giebt; Sie werden viele Personen neben sich sterben sehen, und noch mehrere durch Ihren Namen überleben, der niemals untergehen wird.

---

90. 1752.

Stiefmütterlich war die Natur,
Für mich, und gab mir nicht die Kunst,
In Liedern voller Melodie
Zu singen in dem heil'gen Thal,
So wie Homer, so wie Virgil;
Und als sie Voltair'n größern Geist
Und Züge des Apollo gab,
Da blickte sie mit Streng' auf mich,
Und gab mir nichts, als nur Vernunft.

Diese alte Vernunft, dieser gemeine Menschenverstand, den man auf allen Straßen findet, ist nun mein Loos. Er mag dazu dienen, daß man sich nicht in einen Fluß stürzt, wenn man eine Brücke sieht, über die man gehen kann. Man braucht ihn zum Führer im gemeinen Leben; aber eben die Vernunft, die mich erinnert, einen Abgrund zu vermeiden, den ich auf meinem Wege sehe, befiehlt mir auch, in meiner Sphäre zu bleiben, und nichts zu unternehmen, was über meine Kräfte geht. Deshalb lasse ich mir Gerechtigkeit widerfahren, und gestehe, daß meine Verse schlecht sind; aber meine Vernunft ist auch hellsehend genug, um mich dahin zu bringen, daß ich die Ihrigen bewundre.

Ich danke Ihnen für den Herrn von Coucy, *) den ich für Ihr tragisches Meisterstück halte. Und der Kaiser Julian? — der kann vortreflich werden, wenn Sie die Gründe für und wider seine Bekehrung hinzu setzen, und in dem, was ich gelesen habe, die Stelle wegstreichen, wo Sie diesen Punkt berühren; sie ist gegen

*) Das Trauerspiel: Le Duc de Foix,

gegen die starken Gründe, die Sie noch anführen können, zu schwach.

91.

Kosel, . . Septemb. 1752.

Ich habe Ihr philosophisches Gedicht *) nahe bey dem Karnovia, **) bekommen, wo Mark Aurel seine weisen moralischen Betrachtungen niederschrieb, und es um so schöner gefunden. Uebrigens hätte ich wohl einige Anmerkungen zu machen, nicht über die Poesie, sondern über den Innhalt und den Plan des vierten Gesanges. Doch ich behalte es mir vor, bey meiner Zurückkunft mit Ihnen darüber zu sprechen. Hier betäuben die Husaren, die Ingenieure, die Infanterie- und Kavallerieoffiziere mich so sehr, daß ich gar nicht zu mir selbst kommen kann. Leben Sie wohl. Haben Sie Mitleiden mit einer Seele, die im Fegefeuer ist, und Messen von Ihnen fordert, um bald heraus zu kommen.

92.

Neiße, d. 8. September 1752.

Ein Sklav der Verse, quält' ich mich
Vollendet ein Gedicht zu sehn,
Daß ich sogar den Schlaf verlor.
Ich sah, erwacht von meinem Wahn,
Daß meine schöne Flamme nichts

Als

---

*) Sur la loi naturelle, (über das Naturgesetz). Es ward einige Jahre nachher gedruckt, und 1759 in Paris verbrannt. Ettingerische Ausgabe. T. XII, p. 73 seqq.

**) Jägerndorf.

Als nur ein bloßes Irrlicht sey.
Die strenge Wahrheit öffnet mir
Die Augen leider, und beschämt
Mit scharfem Blick, mit ernster Stirn
Den Wahn, den Eigenlieb' erzeugt,
Die immer allzu leichtlich glaubt.
Dem großen Voltair' lass' ich denn
Das Reich Apolls, den Thron Homer's.
Genug, wenn ich ihn hören kann;
Und darf ich das, so schweig' ich gern.

Sehen Sie, das habe ich mir vorgenommen. Geschäfte und Verse sind Dinge von verschiedner Art; jene schränken die Imagination ein, und diese wollen sie noch erweitern. So stehe ich denn zwischen beyden, wie Buridan's Esel. Ich habe einige Strophen von einer alten Ode aufgeputzt; aber das ist nicht werth, daß ich es Ihnen schicke.

Der liebe Isaak ist wie eine sehr langsame Schildkröte gereist. Ich glaube, Ihr dicker Herzog von Chevreuse, der wahrhaftig nicht wie ein Läufer gewachsen ist, würde den Weg von Paris nach Berlin zu Fuß geschwinder gemacht haben, als Herr Isaak mit sechs Pferden. Aber darauf kommt nichts an; es ist mir sehr lieb, ihn wieder zu sehen. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Der Himmel wolle nun einmal, daß d'Argens so wäre; und es steht nicht in seiner Macht, sich umzuschaffen.

Ich lege Ihnen keine Rechnung von meinen Beschäftigungen ab; denn sie betreffen Dinge, um die Sie sich sehr wenig bekümmern. Lager, Soldaten, Festungen, Finanzsachen, Prozesse giebt es in allen Ländern; alle Zeitungen sind ja nur mit diesen Arm-

seligkeiten angefüllt. Ich rechne darauf, Sie den 16ten wieder zu sehen, und wünsche Ihnen Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit. Leben Sie wohl.

93.

D. 1. Oktober 1752.

Hätte ich gestern nicht eine schreckliche Kolik und heftige Kopfschmerzen gehabt, so würde ich Ihnen sogleich für die neue Edition Ihrer Werke, die ich erhielt, gedankt haben. Ich bin die neuen Aufsätze, die hinzugekommen sind, flüchtig durchgelaufen; aber mir gefällt weder die Ordnung noch das Format der Ausgabe. Die Materien stehen alle bunt untereinander, und dem Druck nach, sollte man das Buch für Luthers geistliche Lieder halten.

Ich glaube, es wäre für die Bequemlichkeit des Publikums besser, wenn man die Anzahl der Bände vermehrte, größere Lettern nähme, das zusammen stellte, was zusammen gehört, und das trennte, was keine Verbindung miteinander hat. Diese Bemerkungen theile ich Ihnen mit, weil ich überzeugt bin, daß dies noch nicht die letzte Ausgabe von Ihren Werken seyn wird. Sie werden trotz Ihren Koliken und Ihren Ohnmachten noch Ihre Verleger und Leser begraben sehen, und, wenn wir schon todt sind, Lobreden und Satiren auf alle Ihre Zeitgenossen schreiben. Das prophezeyet Ihnen nicht Nostradamus, sondern jemand, der sich ziemlich gut auf Krankheiten versteht, und dessen Profeßion Menschenkenntniß ist.

Ich

Ich arbeite in meiner Höhle an minder glänzenden und minder schönen Sachen, als Sie; aber ich habe Zeitvertreib davon, und das ist mir genug. Ich hoffe in kurzem zu hören, daß Sie wieder gesund und bey guter Laune sind. Leben Sie wohl.

94.

d. . . November 1752.

Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Nach allem, was Sie gethan haben, und was so klar ist, wie die Sonne, läugnen Sie noch, anstatt zu gestehen, daß Sie strafbar sind! Bilden Sie sich nicht ein, die Leute würden sich von Ihnen überreden lassen: schwarz sey weiß. Man sieht nicht immer, weil man nicht immer sehen will. Aber wenn Sie die Sache auf das Aeusserste treiben, so lasse ich alles drucken, und es wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienten, für Ihr Betragen Ketten werth wären *).

(L. S.)

Der Verleger ist befragt. Er hat alles gestanden.

95.

d. 9. Oktober 1757.

Genug, ich bin ein Mensch, zu Leiden nur bestimmt. Der Strenge des Geschicks trotzt meine Festigkeit.

Aber

*) Voltaire hatte gegen sein Versprechen, eine bittre Satyre über Maupertuis drucken lassen.

Aber bey diesen Gesinnungen bin ich weit davon entfernt, den Kato und Otho zu verdammen. Der letztere hatte in seinem Leben weiter keinen schönen Augenblick, als den, in welchem er starb.

Ja, glaube, wär' ich Arouet,
Und ein Privatmann, so wie er;
Dann gnügte mir das Nöthige,
Fortunens Flattern säh' ich dann,
Und triebe meinen Spott damit,
Ich kenne ja der Pflichten Last,
Die Sorgen, welche Ehre giebt,
Und das Geschwätz der Schmeicheley,
Die bangen Leiden aller Art,
Der Kleinigkeiten ganze Schaar,
An die man, in der Größe Schooß,
Ob gern, ob ungern, denken muß.

Verächtlich ist mir eitler Ruhm,
Und ob ich Fürst und Dichter bin.
Wenn Atropos mit ihrem Stahl
Des Lebens Faden mir verkürzt
Und mich zum Orkus sinken sieht —
Was kümmert mich die Ehre dann,
(Auch ist sie ungewiß) ob ich
Im Tempel der Unsterblichkeit
Nach meinem Tode lebend bin.
Nur ein Moment des Glückes wiegt
Wohl tausend Jahre Nachruhm auf.

Und ist denn unser Loos so schön?
O, weiche Ruhe, süsse Lust,
Und froher Sinn voll Jugendkraft
Und voll Natur entfliehet ja
Der Großen Pomp, und Arbeit stets.

So hat Fortunens Flatterſinn
Noch niemals Sorge mir erzeigt.
Sie ſchmeichle mir, ſie ſchmähe mich —
Ich ſchlafe ruhig jede Nacht,
Und bring' ihr keine Opfer dar.
Doch unſer Stand iſt uns Geſetz;
Er ruft uns zu, ja, er gebeut:
Beſtimmet euren Muth nach dem,
Was euer Amt von euch verlangt.

In einem Lande, dem noch jetzt
Die alte Biedertreue blieb,
Kann Arouet der Eremit
In Frieden ſolch ein Weiſer ſeyn,
Wie Plato ihn gezeichnet hat.
Doch ich, von Schiffbruch ſchon bedroht.
Ich trotze, weil ich muß, dem Sturm,
Und denke, leb' und ſterb' als Fürſt

96.

Breslau, d. 16. Januar 1758.

Ihre Briefe vom 22. November und vom 2. Januar habe ich zu gleicher Zeit erhalten. Es fehlt mir beynahe an Zeit, um Proſa zu ſchreiben, noch viel weniger kann ich alſo Verſe zur Beantwortung der Ihrigen machen. Ich danke Ihnen, daß Sie Antheil an dem glücklichen Ungefähr nehmen, das mich zu Ende eines Feldzuges, worinn alles verloren ſchien, begünſtigt hat. Leben Sie in Genf glücklich und ruhig (man hat ja weiter nichts auf der Erde); und wünſchen Sie, daß unſer Welttheil bald von ſeinem heroiſchen, hitzigen Fieber geneſe, das Triumvirat zerſtört werde, und die Tyrannen dieſer Erde die Menſchen nicht in die Feſſeln ſchlagen mögen, die ſie ihnen bereiten.

Ich

Ich bin weder am Leibe, noch an der Seele krank, sondern halte mich bloß in meinem Zimmer. Das hat dann Gelegenheit zu den Gerüchten gegeben, die meine Feinde ausgestreuet haben. Aber ich kann zu Ihnen sagen, wie Domosthenes zu den Athenern: „Nun wohl! Wenn auch Philipp todt wäre, was würde geschehen? O, Athener! ihr würdet euch bald einen andern Philipp schaffen.“

O Oestreicher! Eure Ehrsucht, eure Begierde alles zu beherrschen, würde euch bald andre Feinde erwecken, aber auch die Freyheit des deutschen Reichs und Europa's nie Mangel an Beschützern haben!

97.

Ramenau, d 28. Sept. 1758.

Ich bin dem Einsiedler vom Vergnügen sehr für den Antheil verbunden, den er an den Abentheuern des Donquixotte's im Norden nimmt. Dieser Donquixotte führt ein Leben wie ein herumziehender Komödiant, spielt bald auf diesem, bald auf jenem Theater, und wird bisweilen ausgepfiffen, bisweilen applaudirt. Das letzte Stück, das er aufführte, war die Thebaide *); kaum blieb der Lichterputzer übrig. Ich weiß nicht, was aus dem allen werden wird, glaube aber mit unsern guten Epikureern, daß die Leute im Amphitheater glücklicher sind, als die auf dem Brettergerüste.

Ob

*) Anspielung auf Racine'ns Trauerspiel: La Thebaide ou les freres ennemis, worinn am Ende fast alle Personen umkommen. Die Schlacht, von welcher der König spricht, ist die bey Zorndorf, den 25. August 1758.

Ob ich gleich immer auf der Heerstraße bin, so höre ich doch ein paar einzelne Worte von dem reden, was in der Gelehrtenrepublik vorgeht. Aber die Schwätzerinn mit hundertfachem Munde sagt mir nicht, was Sie machen. Ich hätte Lust, Ihnen in die Ohren zu schreyen: Du schläfst, Brutus. Da sind nun drey Jahre verflossen, seitdem keine neue Ausgabe von Ihren Werken herausgekommen ist. Was machen Sie denn? Wenn Sie etwas neues geschrieben haben, so bitte ich Sie, es mir zu schicken. Uebrigens wünsche ich Ihnen alle die innere und äußere Ruhe, deren ich nicht geniesse. Leben Sie wohl.

98.

d. 6. Novemb. 1758.

Sie haben meinen Schmerz leicht nach dem Verluste beurtheilen können, der mich betroffen hat *). Manches Unglück läßt sich durch Standhaftigkeit und ein wenig Muth wieder gut machen; aber bey manchem andern ist alle Festigkeit, mit der man sich bewaffnen will, und alles, was einem die Philosophen sagen, nur unnütz. Von der letztern Art ist das, womit mein Unstern mich in den mißlichsten und geschäftsvollsten Augenblicken meines Lebens überhäuft.

Ich bin nicht krank gewesen, wie man Ihnen gesagt hat. Mein Uebel besteht bloß in hämorrhoidalischen Koliken und bisweilen in Lendenschmerzen. Wäre es auf mich angekommen, so hätte ich mich gern dem Tode geopfert, den dergleichen Zufälle früher oder

später

*) Der Tod der Markgräfinn von Anspach-Bayreuth, der geliebtesten Schwester des Königs.

später ohnedies herbeyführen, um der, die nun das Licht nicht mehr sieht, das Leben zu retten und zu verlängern. Hören Sie nie auf, an sie zu denken, und nehmen Sie, ich bitte Sie darum, alle Ihre Kräfte zusammen, um ihr ein Ehrendenkmal zu errichten. Sie dürfen ihr nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, und haben dann, ohne sich von der Wahrheit zu entfernen, den reichsten und schönsten Stoff.

Ich wünsche Ihnen mehr Ruhe und Glück, als ich selbst habe.

99.

Breslau, d. 2. Januar 1759.

Ich verdiene nicht alle die Lobsprüche, die Sie mir geben. Wir haben uns halb und halb aus der Sache gezogen; indeß bey der Menge von Leuten, denen wir Widerstand leisten müssen, ist es beynahe unmöglich, mehr zu thun. Wir sind geschlagen worden *), und können wie Franz I sagen: **Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.** Sie haben sehr recht, daß sie den Feldmarschall Keith bedauern; es ist ein Verlust für die Armee und für die Gesellschaft. Daun benutzte die Nacht, und da hatte denn der Muth wenig Spielraum. Aber bey dem allen halten wir uns noch immer aufrecht, und bereiten uns zu neuen Fortschritten vor.

Vielleicht wird der Türke christlicher seyn, als die apostolisch-katholischen Mächte, und nicht zugeben, daß politische Räuber Mine machen, sich gegen einen Fürsten zu verschwören, den sie beleidigt haben, und der ihnen nichts gethan hat.

*) Bey Hochkirch.

Leben Sie glücklich, und bitten Sie Gott für Unglückliche, die wahrscheinlich verdammt sind, weil sie immer Krieg führen müssen. Vale.

100.

Breslau, d. 23. Januar 1759.

Ich habe Ihre Verse bekommen. Wahrscheinlich war meine Erklärung nicht deutlich genug. Ich wünsche etwas Hervorstechenderes *). Ganz Europa muß mit mir eine zu wenig bekannte Tugend beweinen. Es ist nicht nöthig, daß mein Name Antheil an dieser Lobschrift hat. Die ganze Welt muß wissen, daß sie der Unsterblichkeit würdig ist; und die sollen Sie ihr nun geben.

Man sagt: Apelles sey allein würdig gewesen, den Alexander zu malen; und ich glaube: nur Ihre Feder sey es werth, der, die ich ewig beweinen werde, diesen Dienst zu erweisen.

Sie bekommen mit diesem Briefe Verse **), die in einem Lager gemacht sind, und die ich ihr einen Monat vor der schmerzlichen Katastrophe zuschickte, die uns ihrer auf immer beraubt. Gewiß sind sie ihrer nicht würdig, aber doch wenigstens der wahre Ausdruck meiner Empfindungen. Mit einem Wort: ich werde nicht zufrieden sterben, wenn Sie bey der traurigen Pflicht, die ich von Ihnen fordre, sich nicht selbst übertreffen.

Thun

---

*) Voltaire hatte dem Könige nur einige freye Stanzen auf den Tod der Markgräfinn von Anspach-Bayreuth zugeschickt.

**) Im sechsten Bande der hinterlassenen Werke.

Thun Sie Wünsche für den Frieden. Aber wenn ihn auch die Siegesgöttinn zurück brächte, so würde doch weder der Friede, noch der Sieg, noch alles, was in der Welt ist, den grausamen Schmerz mildern, der mich verzehrt.

Leben Sie in Lausanne glücklicher, und verdienen Sie, daß ich das Vergangene gänzlich vergesse.

101.

Breslau, d. 2. März 1759.

Ihr Brief enthält einen Widerspruch in den Worten und in den Sachen. Sie sagen, Ihre Imagination erlösche; und zugleich ist doch Ihr ganzer Brief voll davon. Sie müßten, wenn Sie an mich schreiben, mehr auf Ihrer Hut seyn, und das glänzende Feuer dämpfen, das Sie noch in einem Alter von fünf und sechzig Jahren belebt. Ich fürchte, Sie sind wie die meisten Menschen, die sich nur mit der Zukunft beschäftigen und das Vergangene vergessen.

Und da an Eigennutz des Menschen Seele hängt,
Vergißt man Tugend bald, die schon gestorben ist.

Meine Verse sind nicht für das Publikum bestimmt. Ich habe weder Imagination, noch Sprachkenntniß genug, um gute machen zu können; mittelmäßige aber sind abscheulich. Sie werden unter Freunden geduldet; aber das ist auch alles. Ich schicke Ihnen Verse von verschiednen Arten, die aber sämtlich nach ihrem Boden schmecken, und Spuren von der Zeit an sich haben, in der sie gemacht wurden. Da Sie jetzt ein reicher und vornehmer Herr sind, so scheue ich mich

nicht, Sie theures Porto für meine Possen bezahlen zu lassen, und schicke Ihnen zugleich alle die mannigfaltigen Armseligkeiten, die ich von Zeit zu Zeit zu meinem Vergnügen geschrieben habe.

Ich komme nun auf den Punkt, der Ihnen stärker als alles andre am Herzen zu liegen scheint, und gebe Ihnen völlige Versicherung, nicht mehr an das Vergangene zu denken und Sie zu befriedigen. Aber lassen Sie vorher erst einen Mann ruhig sterben, den Sie grausam verfolgt haben, und der, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur noch wenige Tage zu leben hat *).

In Ansehung dessen, was ich neulich von Ihnen verlangte, gestehe ich, daß ich noch immer sehr stark daran denke. Mögen es Verse oder Prosa seyn, das gilt mir ganz gleich. Es ist ein Denkmal nöthig, um diese so lautere, so seltne und nicht allgemein genug gekannte Tugend zu verewigen. Wenn ich überzeugt wäre, daß ich gut schriebe, so würde ich niemand mit einem solchen Auftrage belästigen; aber da Sie gewiß der erste Schriftsteller in unserm Jahrhundert sind, so kann ich mich nur an Sie wenden.

Ich für mein Theil stehe auf dem Punkt, mein verwünschtes unstätes Leben wieder anzufangen. Oft bekomme ich Briefe aus Berlin, die sechs Monate alt sind; also rechne ich nicht darauf, Ihre Antwort so bald zu erhalten. Aber ich hoffe, Sie werden ein Werk nicht vergessen, das von Ihrer Seite eine Pflicht der Erkenntlichkeit seyn wird. Leben Sie wohl.

102.

*) Der Präsident Maupertuis.

102.

Breslau, d. 12. März 1759.

In der That, Ihre Monate gleichen den Wochen des Propheten Daniel nicht; diese sind Jahrhunderte, und Ihre Monate Tage *).

Ich habe die Ode bekommen, die Ihnen so wenig gekostet hat; sie ist vortreflich und wird Ihnen gewiß keine Schande machen. Sie gab mir seit fünf Monaten den ersten tröstlichen Augenblick. Seyn sie so gütig, sie drucken zu lassen und sie in die vier Weltgegenden zu verbreiten. Ich werde nicht lange zögern, Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen.

Sie bekommen mit diesem Briefe eine alte Epistel, die ich vor einem Jahre gemacht habe **). Es wird von Ihnen darinn geredet, und Sie müssen sich nun vertheidigen, wenn Sie glauben, daß es sich thun läßt. Schlechte Verse sind es freylich; aber ich bin gewiß, daß sie Wahrheiten enthalten. Ich wenigstens denke so. Je älter man wird, desto mehr überzeugt man sich, daß Se. heilige Maiestät das Ungefähr drey Viertheile von den Angelegenheiten dieser elenden Welt besorgt, und daß die Leute, die sich für die weisesten halten, die thörichtsten unter dem zweyfüßigen

*) Voltaire hatte dem Könige unter dem 9. Febr. geschrieben: „Eine regelmäßige Ode in meiner verwünschten Sprache erfordert, wenn sie erträglich seyn soll, drey Monate Arbeit;“ und schickte dann seine Ode auf die Markgräfinn (Ettingerische Ausgabe T. XIII, p. 378.) schon am 28. Febr. ab.

**) Ueber das Ungefähr, an die Prinzeßin Amalia; im sechsten Bande der hinterlassenen Werke.

und ungefiederten Geschlechte sind, zu welchem wir zu gehören die Ehre haben.

Bey der Unruhe, den Sorgen und den Verlegenheiten, von denen ich unaufhörlich umringt bin, kann man mir in der That Solözismen und schlechte Verse wohl verzeihen.

Sie wollen wissen, was Neaulme druckt? mich fragen Sie darum, der ich nicht weiß, ob Neaulme noch in der Welt ist, der seit beynahe drey Jahren keinen Fuß in Berlin gesetzt hat, der keine andern Neuigkeiten erfährt als von Fermor, Daun, Soubise, und überhaupt von Leuten, um die Sie sich sehr wenig bekümmern, und um die auch ich mich lieber nicht zu bekümmern genöthigt seyn möchte?

Leben Sie wohl, leben Sie glücklich, und erhalten Sie in Ihrer schweitzerischen Herrschaft den Frieden; denn Kriege — mit der Feder oder mit dem Schwerte — haben nur selten glücklichen Erfolg. Ich weiß nicht, was in diesem Jahre mein Schicksal seyn wird; im Fall eines Unglücks empfehle ich mich Ihrem Gebete, und verlange von Ihnen eine Messe, um meine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, wenn es anders in jener Welt eins giebt, das schlimmer ist, als das Leben, das ich in dieser führe.

103.

Breslau, d. 21. März 1759.

Sie haben nicht ganz unrichtig vermuthet; ich bin wirklich im Begriff, mich in Marsch zu setzen. Freylich geschieht es nicht, um Belagerungen zu unternehmen; indeß doch, um meinen Verfolgern Widerstand zu thun.

Die

Die Veränderungen und Zusätze in Ihrer Ode habe ich mit Entzücken gesehen. Nichts macht mir mehr Vergnügen, als was diesen Gegenstand betrift. Die neuen Strophen sind äußerst schön, und ich wünschte sehr, daß das Ganze schon gedruckt wäre. Sie können nach Ihrem Belieben einen Brief anhängen *).

Es ist mir sehr gleichgültig, was man in Frankreich und anderswo von mir sagen mag; und so werde ich es nicht übel nehmen, wenn man Ihnen meine Geschichte von Brandenburg zuschreibt. Auf die Art findet man sie sehr gut geschrieben, und lobt mich vielmehr, als daß man mich tadeln sollte.

In dem stürmischen Meere, in das ich bald kommen werde, wird mir wohl keine Zeit übrig bleiben, um erfahren zu können, ob man in Europa Libelle gegen mich schreibt und ob man mich zerfleischt. Eins aber werde ich immer erfahren, und mit eigenen Augen sehen: daß meine Feinde sich große Mühe geben, mich zu Boden zu werfen. Ob das der Mühe werth ist, weiß ich nicht.

Ich wünsche Ihnen die innere und äußere Ruhe, deren ich so lange nicht genieſſen werde, als mich Europa mit Erbitterung verfolgt. Leben Sie wohl.

N. S. Sie haben mir so viel von dem Arzt Tronchin gesagt, daß ich Sie nun bitte, ihn über den sehr schlechten Gesundheitszustand meines Bruders Ferdinand um Rath zu fragen. Im vorigen Jahre hat er zweymal das hitzige Fieber gehabt, und davon ist

*) Voltaire hatte den König um Erlaubniß gebeten, ihn gegen einige in Frankreich herausgekommene Broschüren vertheidigen zu dürfen.

ist große Mattigkeit zurück geblieben. Darzu hat sich Nachtschweiß und ein Husten mit schleimigem Auswurf eingefunden. Die Aerzte glauben bis jetzt, dieser komme von einem innerlichen Geschwüre her. Ich für mein Theil habe oft gesehen, daß ähnliche Krankheiten tödtlich geworden sind, und bin daher sehr für sein Leben besorgt. Einen nahen Tod befürchte ich nun wohl nicht, aber doch eine Auszehrung, die ihn bey dem Abfallen der Blätter in das Grab bringen wird. Ich glaube, die Hülfe, die sich durch die Kunst leisten läßt, nicht vernachlässigen zu dürfen, ob ich gleich zu allen Aerzten wenig Zutrauen habe.

Seyn Sie so gütig, Tronchin zu konsuliren, um zu hören, was er davon denkt, und ob er ihn retten zu können meynt. Ich muß für den Arzt noch folgendes hinzu setzen: der Urin ist sehr roth und stark gefärbt, der Auswurf übelriechend, die Schwäche und Entkräftung groß. Es sind alle Symptome von einem schleichenden Fieber da; doch zeigt es sich bey Tage nicht, wo der Puls schwach ist. Ich wünsche, daß er beßre Hoffnung haben mag, als ich.

104.

Volkenhain, d. 11. April 1759.

Ich bitte, machen Sie einen Unterschied zwischen den Zeiten, worinn die Aufsätze geschrieben worden sind. Ovid's Klagegedichte und seine Kunst zu lieben, sind nicht aus einer Periode. Meine Elegieen tragen Spuren von der Katastrophe an sich, die, so lange meine Augen offen sind, eine Wunde in meinem Her-

zen

gen lassen wird. Die andern Aufsätze habe ich in Zwischenräumen gemacht, die sich doch immer finden, so heftig auch der Krieg seyn mag. Ich bediene mich aller meiner Waffen gegen meine Feinde, und gleiche dem Stachelschwein, das seine sämmtlichen Stacheln aufrichtet und sich damit vertheidigt. Daß die meinigen gut sind, behaupte ich eben nicht; aber man muß von allen seinen Kräften, so wie sie nun einmal sind, Gebrauch machen, und so gut gezielte Stöße, als man nur kann, nach seinen Gegnern thun.

Man scheint in diesem Kriege alles rechtliche Betragen und allen Wohlstand vergessen zu haben. Die gebildetsten Nationen führen Krieg wie die wilden Thiere. Ich schäme mich der Menschheit, und erröthe für das Jahrhundert. Lassen Sie uns nur die Wahrheit gestehen: die schönen Wissenschaften und die Philosophie verbreiten sich nur unter die kleinere Anzahl; der große Haufe, das Volk, und der Pöbel unter dem Adel, bleiben das, wozu die Natur sie geschaffen hat; d. h. wilde Thiere.

So berühmt Sie auch sind, mein lieber Voltaire, so müssen Sie doch nicht glauben, daß die östreichischen Husaren Ihre Hand kennen. Ich kann Sie versichern, daß sie sich besser auf Aquavit verstehen, als auf schöne Verse und berühmte Schriftsteller.

In kurzem werden wir einen Feldzug eröffnen, der wenigstens eben so blutig seyn wird, als der vorige. Der Prinz Ferdinand unterstützt mich sehr gut. Gott weiß, wie es auslaufen wird. Doch kann ich Sie zuverlässig versichern, daß ich mich nicht so leicht ergeben werde, und daß der Feind, wenn ich unter-

liege,

liege, sich den Weg zu meinem Verderben durch ein schreckliches Blutbad bahnen soll.

Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen alles, was mir fehlt.

N. S. Es heißt ja, daß man in Paris Ihr Gedicht über das Naturgesetz, die Philosophie der gesunden Vernunft *), und den Esprit von Helvetius verbrannt hat. Hören Sie nur, wie die Eigenliebe sich schmeichelt. Ich mache mir eine Art von Ehre daraus, daß man zu eben der Zeit, da Frankreich mich bekriegt, in Paris auch gegen die gesunde Vernunft zu Felde zieht.

105.

Landshut, d. 18. April 1759.

Ich habe Ihre Briefe bekommen, ohne daß sie von Husaren, Franzosen oder andern Barbaren geöffnet worden sind. Man kann alles, was man will, ganz ungeahndet schreiben, ohne hundert und sechzig tausend Mann zu haben, wenn man es nur nicht drucken läßt. Und oft läßt man stärkere Sachen drucken, als ich jemals geschrieben habe, oder jemals schreiben werde, ohne daß dem Verfasser das geringste Böse widerfährt. Zum Beweise dient Ihre Pucelle. Ich für mein Theil schreibe nur, um mich zu zerstreuen.

Jeder, der nicht ein geborner Franzose oder lange in Paris wohnhaft gewesen ist, kann die Sprache nicht so vollkommen in seiner Gewalt haben, als man es nöthig hat, um gute Verse oder elegante Prosa darinn

zu

*) Ein Werk von dem Markis d'Argens.

zu schreiben. Ich lasse mir in diesem Stück hinlänglich Gerechtigkeit widerfahren, und bin der erste, der meine Armseligkeiten nach ihrem wahren Werthe würdigt; aber sie unterhalten und zerstreuen mich, und das ist denn auch ihr einziges Verdienst. Sie haben zu viele Kenntnisse und zu vielen Geschmack, als daß Sie so schwachen Talenten Beyfall geben sollten.

Beredsamkeit und Dichtkunst verlangen, daß man sich ihnen ganz widmet; und mich nöthigt, gegenwärtig meine Pflicht, mich sehr ernstlich auf etwas anders zu legen. Wenn Sie das bedenken, so müssen Sie gestehen, daß ein so frivoler Zeitvertreib in gar keine Betrachtung kommen muß.

Ich halte mich über keinen Menschen auf, bin aber aufgebracht über die Feinde, die mich, so viel nur in ihren Kräften steht, zertreten *) wollen. Und in der That darf man mich nicht tadeln, daß ich von allen Waffen in meinem Arsenal Gebrauch mache, um mich zu vertheidigen und ihnen zu schaden. Da sie einmal eine so grausame Erbitterung gegen mich bewiesen haben, so ist es nicht mehr Zeit, sie mit Schonung zu behandeln.

Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie noch ordentlicher Kammerherr des Vielgeliebten sind. Indeß werden Sie durch sein Patent nicht unsterblich werden, sondern Ihre Apotheose nur der Henriade, dem Oedip, dem Brutus, der Semiramis, der Merope, dem Herzog de Foix u. s. w. verdanken. Diese werden Sie berühmt machen, so lange es noch Menschen, welche

*) Ecraser. Die Franzosen hatten sich dieses Worts vor der Schlacht bey Rosbach wirklich sehr oft bedient.

welche die Wissenschaften kultiviren, Leute von Geschmack, und Liebhaber des göttlichen Talentes, das Sie besitzen, auf der Erde giebt.

Ich für mein Theil verzeihe Ihnen wegen Ihres Genies alle die Kabalen und Intrigen, die Sie mir in Berlin spielten, alle Libelle aus Leipzig, und alles, was Sie gegen mich sagten oder drucken liessen. Es war stark, hart und viel; indeß habe ich nicht den geringsten Groll mehr. Anders ist der Fall mit meinem armen Präsidenten, den Sie nun einmal ohne alle Ursache hassen. Ob er Kinder zeugt oder die Lunge auswirft, weiß ich nicht; indeß muß man ihm nothwendig Beyfall geben, wenn er an der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts arbeitet, da alle europäischen Mächte ihre Kräfte anstrengen, um es auszurotten.

Ich bin mit Geschäften überhäuft, und habe viele Einrichtungen zu treffen. Der Feldzug wird unverzüglich eröffnet werden. Meine Rolle ist um so schwerer, da ich nicht das geringste Versehen machen darf und mich acht lange Monate im Jahre vorsichtig und mit Klugheit betragen muß. Ich werde thun, was ich kann, finde aber das Geschäft sehr schwer. Leben Sie wohl.

N. S. Wenn die Verse, die ich Ihnen geschickt habe, zum Vorschein kommen, so gebe ich nur Ihnen die Schuld. Ihr Brief spielt schon vorläufig auf den schönen Gebrauch an, den Sie davon machen wollen, und das, was Sie an Katt geschrieben haben, gefällt mir auch gar nicht. Uebrigens bekümmere ich mich darum sehr wenig.

106.

Landshut, d. 22. April 1759.

Ich habe Ihnen meine Verse an meine Schwester Amalie als die Skizze einer Epistel geschickt. Mein Geist ist zu wenig frey und meine Zeit zu beschränkt, als daß ich etwas Vollendetes machen könnte. Und so müssen einige Nachlässigkeiten, einige Majestätsverbrechen gegen Vaugelas und d'Olivet Sie nicht befremden. Wie soll ich in Deutschland rein schreiben, und nicht Fehler gegen den Sprachgebrauch begehen, da, wie ich sehe, die Werke so vieler französischen, in Paris wohnhaften Dichter, davon wimmeln?

Ich bemerke immer mehr, daß wir Dichter einen guten Kritiker haben müssen, der uns auf die Fehler, welche uns die Eigenliebe verbirgt, aufmerksam macht und uns die matten oder unvollkommnen Stellen angiebt. Bey andern sehe ich die Nachlässigkeiten recht gut; aber bey dem Arbeiten bin ich blind gegen meine eignen. So sind die Menschen.

Ihre neue Strophe zu der Trauerode ist schön. Ich will die geringfügigen Kleinigkeiten, bey denen Sie noch Bedenken haben, durchlaufen. Sagen Sie nicht: Marsyas richte den Apoll, wenn ich mit Ihnen einen Dichterstreit eingehe.

Anstatt: du sort soutient les coups, (des Schicksals Schläge trägt,) kann es heißen: affronte les coups, (des Schicksals Schläge höhnt); und anstatt: venir son heure fatale, (ihre Unglücksstunde kommen,) approcher l'heure fatale, (die Todesstunde nahen.)

Ich

Ich gestehe, daß son heure fatale besser ist, als l'heure fatale. Sie mögen es beurtheilen.

Die Ode im Ganzen ist sehr schön. Indeß sind hier einige Schwierigkeiten, die Ihnen ein Ignorant vorlegt. Vielleicht beschämen Sie ihn durch die Autorität der d'Olivets, der Vierzig, und der ganzen gelehrten Republik.

Quand la mort, qu'ils ont bravée
Dans cette foule abreuvée
Du sang qu'ils ont répandu.

Dans cette foule abreuvée. Zweydeutig. Ist der Tod getränkt, oder die Schaar? Ich verstehe wohl, was Sie sagen wollen; aber ein großer Dichter, wie Sie, muß zur Erklärung seines Gedankens nicht erst eines Kommentars bedürfen. *)

Strophe V. Ich bin bey Hochkirch in eben der Stunde geschlagen worden, da meine würdige Schwester starb.

Strophe VI, herrlich. VII. VIII. vortreflich. IX, eben so. Der letzte Theil der X. entspricht dem Anfange nicht.

La stupide ignorance, (die dumme Ignoranz) die Midasse und Homere, die Zoilusse, haben gar nichts mit dem Gegenstande der Ode zu thun, und dienen nur zum Ausfüllen. Die Rede ist von meiner Schwester, aber nicht von Homer und Zoilus. **)

Strophe

*) Voltaire hat dies abgeändert, so wie auch die obigen Stellen.

**) Auch diese Stelle findet sich nicht mehr in der Ode.

Strophe XI, gut. XII. qui font des cours les plus belles. Abscheuliche Flickerey. Mit dem qui font des cours ist der Sinn geendigt, und das les plus belles ist nichts als ein Lückenbüßer, ohne alle Schönheit, und eines Mävius, aber keines Virgils würdig. *) Das muß schlechterdings verbessert werden; es ist matt und niedrig.

Strophe XIII.

Du temps qui fuit toujours, tu fis toujours usage.
Du nütztest stets die Zeit, die stets von uns entflieht.

Die Wiederholung des toujours, stets, ist nicht angenehm. Wenn ich, ein Schüler, diesen Vers verbessern sollte, so würde ich Blut und Wasser dabey schwitzen; aber Voltaire führt seinen Namen nicht umsonst. Es ist seine Sache, mehr Stärke dahinein zu bringen. Lueur obscure plus affreuse que la nuit; das ist ein Pendant zu Milton's sichtbaren Finsternissen, über die sich der Verfasser der Henriade so oft aufgehalten hat. **)

Strophe XIV und XV vortreflich.

Mich dünkt, ich sehe Sie, wenn Sie meinen Brief lesen. „Was für ein Schüler!“ werden Sie sagen. „Er mache erst selber gute Verse, ehe er sich damit abgiebt, die von andern zu tadeln!“ Aber ich wiederhole es Ihnen noch einmal: Bey meinen eignen bin ich völlig blind; ich finde sie oft schwach, habe über

*) Des Königs Tadel ist gegründet. Indeß hat Voltaire des Reimes wegen, das les plus belles stehen lassen.

**) Beydes ist unverändert geblieben.

aber nicht das Talent, sie besser zu machen. Uebrigens nehmen Sie nie einen General, der dem Feinde gegenüber steht, zum Richter Ihrer Verse; in einem solchen Augenblick läßt sich mit ihm nicht gut umgehen.

Ich habe die Plane, die Herr Daun und die Franzosen zu dem Feldzuge gemacht hatten, zerstört, beynahe ohne mich von der Stelle zu rühren. Jetzt bin ich mit andern Albernheiten von dieser Art beschäftigt; und so lange dieses verwünschte Leben dauert, glauben Sie nur nicht, einen nachsichtigen Kritiker an mir zu finden. Man nimmt die Denkart seines Standes an: und in diesen kriegerischen Zeiten lasse ich, wenn ich kann, die Feinde und alle Verse, die mir nicht gefallen, (die meinigen ausgenommen) über die Klinge springen.

Leben Sie wohl, schweitzerischer Einsiedler. Seyn Sie nicht böse über Don-Quixotte, der Arioſts Verse ins Feuer warf, *) die freylich nicht so viel werth waren, als die Ihrigen; und haben Sie einige Nachsicht gegen den germanischen Kritiker, der Ihnen mitten aus Schlesien schreibt, u. s. w.

107.

Landshut, d. 28. April 1759

Ich bin Ihnen sehr dafür verbunden, daß Sie mich mit Herrn Randide bekannt gemacht haben. Es ist Hiob in modernem Gewande. Man muß einräumen, Herr Pangloß könne seine schönen Grundsätze nicht beweis-

*) Ein kleiner Gedächtnißfehler. Nicht Don-Quixotte warf die Ritterbücher in das Feuer, sondern der Pfarrer in seinem Dorfe.

beweisen, und die beste aller möglichen Welten sey sehr bösartig und sehr unglücklich. Das ist die einzige Art von Romanen, die man lesen kann; dergleichen ist belehrend, und beweist stärker als Argumente in Barbara, Celarent &c.

Zugleich habe ich die Trauerode bekommen, die Sie gut verbessert und sehr verschönert haben; aber sie ist doch nur ein Denkmal, und dadurch bekommt man das nicht wieder, was man verloren hat, und was auf ewig beklagt zu werden verdient.

Ich wünsche, daß Sie bald Gelegenheit haben mögen, etwas auf den Frieden zu verfertigen, und verspreche Ihnen, jedes Werk, welches Sie bey dieser Gelegenheit liefern möchten, bewunderungswürdig zu finden. Aber sehr wahrscheinlich werden wir diesen glücklichen Tag nicht ohne Blutbäder erleben.

Sie glauben: man habe nur aus Ehre Muth; aber ich sage Ihnen ganz dreist: es giebt mehrere Arten desselben; eine, die aus dem Temperament entspringt, und für den gemeinen Soldaten vortreflich paßt; eine andre, die aus Nachdenken entsteht, und dem Offizier angemessen ist; eine dritte, die von der Liebe zum Vaterlande erregt wird, und die jeder gute Bürger haben sollte; endlich die, welche ihren Ursprung der Schwärmerey des Ruhms verdankt, und die man an Alexander, Cäsar, Karl XII., und dem großen Konde bewundert. Das sind die verschiednen Instinkte, die den Menschen zu Gefahren hintreiben. Die Gefahr an sich selbst hat nichts Anziehendes oder Reizendes; aber man denkt eben nicht an sie, wenn man einmal darinn ist.

Ich habe Julius Cäsar nicht gekannt; indeß bin ich überzeugt, daß er sich bey Tage und bey Nacht nie versteckt hätte. Er war zu edelmüthig, um seine Gefährten einer Gefahr auszusetzen, ohne sie mit ihnen zu theilen. Man hat sogar Beyspiele, daß Generale, wenn sie sahen, eine Schlacht werde sogleich verloren geben, aus Verzweiflung sich absichtlich haben tödten lassen, um ihre Schande nicht zu überleben.

Dies giebt mir mein Gedächtniß über den Muth, den Sie persifflliren, an die Hand. Ja, ich versichere Sie sogar, daß ich in Schlachten große Tugenden habe ausüben sehen, und daß man darinn nicht so unbarmherzig ist, als Sie glauben. Ich könnte Ihnen tausend Beyspiele davon anführen; indeß will ich es bey einem bewenden lassen.

In der Schlacht bey Roßbach verlangte ein französischer Offizier, der verwundet war und auf dem Platze lag, mit lautem Geschrey ein Klistier. Und glauben Sie wohl, daß hundert dienstfertige Leute sich eifrig bemüheten, es ihm zu verschaffen? Ein schmerzstillendes Klistier, das auf einem Schlachtfelde, in Gegenwart einer Armee, gegeben wird, ist in der That etwas Sonderbares; aber das Faktum ist wahr, und jedermann bekannt. In der Tragikomödie, die wir spielen, kommen oft burleske Abentheuer vor, die mit nichts in der Welt Aehnlichkeit haben, und die ein tausendjähriger Friede nicht hervorbringen würde; aber freylich läßt sich nicht läugnen, daß sie theuer erkauft werden.

Für das consilium medicum von dem Arzt Tronchin danke ich Ihnen. Ich habe es sogleich an meinen

Bruder

Bruder geschickt, der sich in Schwedt bey meiner Schwester aufhält, und ihm empfohlen, daß er sich ängstlich der Diät unterwerfen soll, die man ihm vorschreibt. Seyn Sie doch so gütig, Tronchin zu fragen, wie viel Geld er für die Reise zu ihm verlangt. Ich will alles thun, was ich kann, um etwas zur Genesung dieses geliebten Bruders beyzutragen. Ob ich gleich zu den medizinischen Doktoren eben so wenig Glauben habe, als zu den theologischen: so treibe ich doch meinen Unglauben nicht so weit, daß ich an den guten Wirkungen zweifeln sollte, die man durch Diät hervorbringen kann. Ich selbst empfinde sie, und würde die erschrecklichen Beschwerlichkeiten, die ich gehabt, nicht haben aushalten können, wenn ich mich nicht einer Diät unterworfen hätte, die jedem, der um mich ist, strenge scheint. Es fragt sich übrigens, ob es der Mühe werth ist, daß man das Leben so sorgfältig zu erhalten sucht, und ob nicht die weiser und glücklicher sind, die es frisch weg nutzen. Das haben Herr Martin und Magister Pangloß zu untersuchen, ich aber — mich zu schlagen, so lange man sich schlagen wird.

Und Sie? — nun Sie sind ein Zuschauer bey dem blutigen Stücke, das man spielt, und können uns alle, so viel unsrer sind, auspfeiffen. Wohl bekomme es Ihnen! Glauben Sie gewiß, daß ich Sie nicht um Ihr Glück beneide. Ich bin überzeugt, daß man dessen nicht geniessen kann, außer wenn man weder mit der Feder, noch mit dem Degen Krieg zu führen hat. Vale.

108.

Wilsdruf, d. 18. May 1759.

Wenn Sie eine Landkarte zur Hand nehmen, so werden Sie den Ort finden, wo eine Anwandelung von guter und lustiger Laune den Abschied *) hervorbrachte. Wir verfolgten die Leute, die uns den H...n zukehrten, bis nach Erfurt, und von da giengen wir nach Schlesien.

Ihr Bewohner vom Vergnügen, **) Ihr glaubt also: die Leute, die in Amadis und Rolands Fußstapfen treten, müßten sich zu eurem Zeitvertreibe alle Tage schlagen? So versichere ich Sie denn mit Ihrer Erlaubniß: wir haben in den vorigen Feldzügen dem Publikum Trauerspiele genug gegeben. Gewiß wird noch irgend eine heroische Metzeley vorfallen; aber wir befolgen das Sprichwort des Kaisers Augustus: Festina lente,

Ihre Landsleute verbrennen gute Bücher, und zerrütten ganz lustig ihr Finanzsystem, um ihren lieben Alliirten einen Gefallen zu thun. Wohl bekomme es Ihnen! Ich fürchte mich weder vor Ihrem Gelde noch vor Ihrem Degen. Wenn das Ungefähr die drey großen . . ., die mich von allen Seiten anfallen, nicht ewig begünstigt, so hoffe ich, Sie werden (um die rhetorische Figur beyzubehalten) .... Ich habe das Schicksal des Orpheus. Damen von jener Art und von eben

---

*) Ein scherzhaftes Gedicht des Königs nach der Schlacht bey Rosbach.

**) Les Delices, ein Landhaus im Gebiet der Republik Genf, das Voltaire damals bewohnte.

eben so gutem Charakter wollen mich zerreißen; aber das Vergnügen werden sie gewiß nicht haben.

Weil ich doch gerade bey Albernheiten bin — Sie wollen die Abentheuer des Abbe de Prades wissen? Die würden einen großen Band ausmachen. Um Ihre Neugierde zu befriedigen, mag es genug seyn, wenn ich Ihnen sage: der Abbe war so schwach, daß er sich während meines Aufenthaltes in Dresden von einem Sekretär verführen ließ, den Broglio daselbst zurück gelassen hatte. Er berichtete Neuigkeiten von der Armee; und da man im Kriege an dieser Beschäftigung gewöhnlich nicht viel Geschmack findet, so hat man ihn bis zum Frieden an ein stilles Oertchen geschickt, wo es keine Neuigkeiten zu schreiben giebt. Das ist noch nicht Alles; aber es wäre zu weitläufig zu erzählen. Diesen schönen Streich spielte er mir zu eben der Zeit, da ich ihm eine fette Pfründe bey dem Breslauer Dom konferirt hatte *)

Sie haben das Grabmahl der Sorbonne gemacht; erweisen Sie nun auch dem Parlemente einen ähnlichen Dienst; es radotirt ja so stark, daß es bald mit ihm aus seyn wird. Doch Sie — Sie werden nicht sterben. Sie werden im Vergnügen noch dem Parnaß Gesetze geben; die H... **) mit der einen

*) Dieser Abbe de Prades, Vorleser des Königs, ward nach Magdeburg auf die Festung geschickt, kam aber nach dem Kriege los, und hielt sich, mit Bewilligung des Königs, in Glogau auf, wo er eine Pfründe hatte, und 1782 starb.

**) Voltaire, und nach ihm auch der König, nannte die römisch-katholische Religion in seinen Briefen öfters

Hand streicheln, und mit der andern kratzen; kurz, so mit ihr umgehen, wie mit mir und mit Jedermann.

Friede und Heil sey nicht dem ordentlichen Kammerherrn, nicht dem Historiographen des Vielgeliebten, nicht dem Gutsherrn von zwanzig Herrschaften in der Schweiz, sondern dem Verfasser der Henriade, der Pucelle, des Brutus, der Merope, u. s. w.

109.

Reich-Hennersdorf, d. 10. Jun. 1759.

Hören Sie: wenn anders nicht Der, den Sie wohl wissen, wieder auf die Erde kommt, um Wunder zu thun, so wird mein Bruder zu Niemand hinreisen. Er ist Gott sey Dank! noch grosser Herr genug, um Schweizer Aerzte kommen zu lassen und bezahlen zu können; und Sie wissen, daß die Friedrichs in grösserer Anzahl kursiren, als die Louis, und daß sie bey den Aerzten, den Dichtern, und bisweilen sogar bey den Philosophen, die sich mit leeren Spekulationen beschäftigen und eben nicht viel an den moralischen Theil ihrer Wissenschaft denken, das Uebergewicht haben. Ihre Nichte hat ihren stolzen Eifer für ihre Nation ausbrechen lassen und mich verbrannt, wie ich es in Berlin mit Ihnen machte, und wie es Ihnen nachher auch in Frankreich gieng. Ihre Landsleute sind alle halb wahnsinnig, wenn die Frage von der Präeminenz ihres Königreiches ist. Sie werfen einem

---

l'Inf..., die H..e; wahrscheinlich mit einer Anspielung auf verschiedene orthodoxe protestantische Theologen, welche Rom die babylonische H..e zu nennen pflegten.

nem mit Entzücken ein: der König mein Herr, hin; affektiren die wunderliche Laune alter aus der Mode gekommnen Ambassadeure, und nehmen Könige in Schutz und Schirm, die ihnen nicht die Ehre anthun, sich um sie zu bekümmern. In der That, es ist Schade, daß Ihre Nichte nicht Herrn Prior geheuratiyet hat; das würde eine schöne Race von Politikern gegeben haben.

Ich für mein Theil — ich behandle keinen von denen, die mich rasend machen, mit Schonung, und gebe ihnen Streiche, so gut ich nur kann. Allem Anschein nach, werden wir uns in wenigen Tugen schlagen; und wenn mich das Glück nur einigermaßen unterstützt, so sollen die Bevollmächtigten Ihrer Kaiserlichen Majestäten und der Mann mit dem geweiheten Hut, *) schön durchgeklopft werden; und was für ein Vergnügen, sich hinterher über sie zu mokiren!

Sie aber, der Sie Sich nicht schlagen werden — mokiren Sie Sich um des Himmels willen über Niemand. Seyn Sie ruhig und glücklich, da Sie keine Verfolger haben, und genießen Sie ganz sorglos der Ruhe, zu der Sie endlich gekommen sind, nachdem Sie ihr sechzig Jahre lang nachgelaufen waren. Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen Heil und Frieden. Amen, ja! es soll also geschehen!

N. S. Aber wollen Sie denn erst im siebenzigsten Jahre verständig werden? Lernen Sie doch endlich in Ihrem Alter, was für ein Ton schicklich ist, wenn man an mich schreibt. Begreifen Sie doch, daß es erlaubte Freyheiten, aber auch Unverschämtheiten giebt, die für

Ge-

*) Dann, wie man sich aus den Gedichten her erinnern wird.

Gelehrte und für schöne Geister unerträglich sind. Werden Sie doch endlich philosophisch, das heißt: vernünftig. Möchte der Himmel, der Ihnen so viel Witz zugetheilt hat, Ihnen doch auch verhältnißmäßigen Verstand geben! Liesse sich das thun, so wären Sie der Erste Mann in dem Jahrhundert, und vielleicht der größte, den die Erde gehabt hätte. Und das wünsche ich Ihnen. Amen.

110.

Reich-Hennersdorf, d. 29. Jun. 1759.

Lebte ich in den alten Ritterzeiten, so würde ich zu Ihnen sagen: „Ihr habt in Euren Hals hinein gelogen, da Ihr vor aller Welt behauptet, daß ich Euch geschrieben, Ihr solltet meine Geschichte von Brandenburg gegen die Albernheiten vertheidigen, die ein Abbe in ic oder ac davon sagt.“ Ich kümmere mich sehr wenig um meine Werke, da ich nicht so viele enthusiastische Liebe für sie habe, wie die berühmten Schriftsteller für das geringste Wort, das ihnen entfällt. Weder für meine Prosa, noch für meine Verse werde ich mich mit irgend Jemand schlagen, und man kann davon urtheilen, was man will, ohne daß es mir schlaflose Nächte verursacht. Ich bitte Sie also, Sich über einen so geringfügigen Gegenstand nicht zu erhitzen, da er nicht werth ist, daß Sie seinetwegen gegen meine litterarischen Feinde losbrechen.

Sie schreyen so nach dem Frieden, daß es sich besser für Sie schicken würde, mit der edlen — Dreistigkeit, die Sie so gut kleidet, gegen die zu schreiben, wel-

welche ihn verzögern, und gegen alle die Leute, die Konvulsionen haben und wahnsinnig sind. Es wäre ein besondrer Umstand in der Geschichte, wenn man im neunzehnten Jahrhundert drucken liesse: der berühmte Voltaire, der zu seiner Zeit so viel gegen die Buchhändler, gegen die Fanatiker und gegen den schlechten Geschmack geschrieben hatte, brachte durch seine Werke die Fürsten zu großer Schaam über den Krieg, den sie gegen einander führten, und nöthigte sie, auf die Bedingungen, die er vorgeschrieben hatte, Frieden zu schließen. Unternehmen Sie dieses Geschäft; Sie werden Sich damit ein Denkmal errichten, das die Zeit nicht zerstören wird. Virgil begleitete den Mäzen auf der Reise nach Brundusium, wo Augustus mit dem Antonius Frieden schloß; und Voltaire, wird man sagen, war, ohne zu reisen, der Lehrer der Könige und des ganzen Europa. Ich wünsche, man möge Ihre Lebensgeschichte mit diesem Umstande vermehren, und ich Ihnen bald dazu Glück wünschen können. Leben Sie wohl.

III.

Reich-Hennersdorf, d. 2. Julius 1759.

Ja, Deine Muse höhnet mich,
Wenn sie den Frieden von mir fleht,
Ich sehne herzlich mir den Tag,
Der ihn entblühen sieht, herbey;
Allein befehlen kann ich nicht
Dem großen Allerchristlichsten,
Der Ungarinn, die er verehrt,
Der Russin, die mein Gräuel ist,

Dem

Dem ehrsuchtstrunknen niedrem Schwarm,
Dem selbst die Wunderarzeney,
Die Tronchin kennen mag, ich nicht,
Das fehlerhafte Hirn nie heilt,
Es müßt' es Niesewurz denn thun.

Doch Du — wenn Du so vielen Hang
Zum Frieden hast — man sagt mir ja:
Du seyst ein Vice-Kammerherr
Vom Mühlenritter Ludewig;
So stimme denn, vermagst Du es
Zum Frieden Deinen Souverän *)

An ihn, oder an seinen Amboise in der Fontange **) müssen Sie Sich wenden. Aber diese Leute haben den Kopf voll ehrsüchtiger Projeckte; sie sind ein wenig schwierig, und verlangen die Schiedsrichter der Souveräne zu seyn. Das wollen aber Leute, die so denken wie ich, keinesweges zugeben. Ich wünsche den Frieden eben so sehr, als Sie, aber er soll gut, sicher und ehrenvoll seyn. Sokrates und Plato würden in diesem Stück eben so gedacht haben, wie ich, wenn Sie an dem verwünschten Platz in der Welt gestanden hätten, an dem ich stehe.

Glauben Sie denn, es sey ein Vergnügen, ein solches unseliges Leben zu führen, Unbekannte ermorden zu sehen und ermorden zu lassen, täglich Bekannte und Freunde zu verlieren, seinen Ruf ohne Unterlaß dem Eigensinn des Ungefährs darzubieten, das ganze Jahr in Unruhe und Besorgnissen hinzubringen, und sein Leben und sein Glück unaufhörlich in Gefahr zu setzen?

Ich

---

*) Nach neueren Verbesserungen des Königs übersetzt.
**) Die Pompadour.

Ich kenne in der That den Werth der Ruhe, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, die Vergnügungen des Lebens, und bin eben so gern glücklich, als jeder Andre, wer es auch seyn mag. Aber ob ich mir gleich alle diese Güter wünsche, so will ich sie doch nicht durch Niederträchtigkeiten und Infamien erkaufen. Die Philosophie erinnert uns, unsre Pflicht zu thun, unserm Vaterlande auf Kosten unsers Blutes und unsrer Ruhe zu dienen, und ihm uns selbst ganz aufzuopfern. Der berühmte Zadig *) erfuhr viele Abentheuer, die nicht nach seinem Geschmack waren, Kandide ebenfalls; sie trugen indeß ihr Uebel in Geduld. Kann man ein schöneres Beyspiel befolgen, als das, welches diese Helden geben?

Glauben Sie mir, unsre kurzen Kleider sind eben so viel werth, als Ihre rothen Absätze, als die Ungarischen Pelze, und die grünen Röcke der Russen. Den letztern ist man gegenwärtig auf den Fersen, und sie geben uns durch ihr geringes Geschick gewonnenes Spiel. Sie werden sehen, daß ich mich noch in diesem Jahre aus der Verlegenheit ziehe, und mich von den Grünen und Weißen befreye.

Der heilige Geist muß das Geschöpf, das von Sr. Heiligkeit gesegnet ist, verkehrt inspirirt haben. Wie es scheint, hat es vieles Bley in dem H . . . rn. Ich werde aus dem Allen um so sicherer herauskommen, da sich in meinem Lager eine wahre Heldinn, ein Mädchen befindet, die noch tapfrer ist, als Jeanne d'Arc.

*) Der Held eines kleinen vortreflichen Romans von Voltaire.

d'Arc. Diese göttliche Jungfer ist mitten in Westfalen in der Gegend von Hildesheim gebohren. Ueberdies habe ich einen Fanatiker, der ich weiß nicht woher gekommen ist, und bey seinem Gott und bey dem lebendigen Teufel schwört, daß wir Alles in Stücken hauen werden. — Hören Sie nur, wie ich räsonnire. Der gute König Karl jagte mit Hülfe eines Mädchens die Engländer aus Gallien; folglich ist es offenbar, daß wir mit Hülfe des unsrigen die drey Damen besiegen werden; denn Sie wissen, daß die Heiligen im Paradiese noch immer einige Vorliebe für die Mädchen behalten. Ich setze noch hinzu: Muhammed hatte seine Taube, Sertorius sein Reh, und Ihr Enthusiast auf den Sevennen seine dicke Nikole. Daraus schließe ich denn, daß mein Mädchen und mein Inspirirter mir wenigstens eben so wichtig seyn werden.

Schreiben Sie dem Kriege kein Unglück und keine widrigen Vorfälle zu, an denen er keinen Antheil hat. Damiens abscheuliche Unternehmung, und der Versuch, den König von Portugall grausam zu ermorden, gehören zu den Verbrechen, die im Frieden eben so gut begangen werden, wie im Kriege. Das sind die Folgen von der Wuth und der Verblendung eines ungereimten Religionseifers. Trotz den Schulen der Philosophie wird der Mensch das boshafteste Thier auf der Erde bleiben. Aberglaube, Eigennutz, Rachsucht, Untreue, und Undankbarkeit werden bis an das Ende der Welt blutige und tragische Szenen verursachen; denn uns beherrschen die Leidenschaften, und nur sehr selten die Vernunft. Es wird immer Kriege, Prozesse, Verwüstungen, ansteckende Seuchen, Erd-

beben

heben und Bankerotte geben. Alle Jahrbücher der Welt reden ja von nichts Anderm.

Mich dünkt, da es einmal so ist, so muß es auch wohl nothwendig seyn. Magister Pangloß wird Ihnen den Grund davon sagen. Ich für mein Theil habe nicht die Ehre, ein Magister zu seyn, und gestehe Ihnen meine Unwissenheit. Indeß dünkt mich, ein wohlthätiges Wesen würde, wenn es die Welt geschaffen hätte, uns glücklicher gemacht haben, als wir sind. Gegen Unfälle giebt es nur Zeno's Schild, und zur Beförderung des Glückes nur Kränze aus Epikur's Garten.

Machen Sie Käse, keltern Sie Ihren Wein, und mähen Sie Ihre Wiese, ohne Sich darüber zu beunruhigen, ob das Jahr fruchtbar oder unfruchtbar seyn werde. Der Kammerherr des Vielgeliebten hat mir, so ein alter Löwe er auch ist, versprochen, der H . . . e eins zu versetzen. Ich erwarte sein Buch. Indessen schicke ich Ihnen einen Akakia gegen Se. Heiligkeit, der, wie ich mir schmeichle, Dero frommes Herz erbauen wird. *)

Ich empfehle mich der Muse des Kapuziner-Generals, **) des Baumeisters der Kirche in Ferney, des Priors der Nonnen vom Heiligen Sakraments-Kloster, der zeitlichen Ehre des Pabstes Rez-

30-

*) Wahrscheinlich der Bericht Phihihu's, Kundschafter des Kaisers von Sina.

**) Voltaire hat eine kleine Schrift unter dem Titel: Canonisation de Saint Cucufin (eines Kapuziners) geschrieben. Deshalb nennt ihn der König im Scherz: Kapuziner-General.

zoniko, *) der Jungfer Jeanne, u. s. w. — In der That, das halte ich nicht länger aus. Eben so gern hörte ich von dem Grafen von Sabinum, dem Ritter von Tuskulum, und dem Markis von Andes **) sprechen. Titel sind eine Dekorazion für Thoren; große Leute bedürfen nur Ihres Namens.

Leben Sie wohl. Gesundheit und Glück dem Verfasser der Henriade, der von allen schönen Geistern, die in der Welt gewesen sind und noch darinn seyn werden, am boshaftesten ist und am stärksten verführen kann. Vale.

112.

d. 18. Juli 1759.

Sie sind in der That ein besonderes Geschöpf. Wenn ich Lust habe, mit Ihnen zu schelten, und Sie mir nur ein paar Worte sagen, so erstirbt mir der Vorwurf in der Federspitze.

Bey des Gefallens glücklichem Talent,
Bey so viel Kunst, und Geist und Grazie,
Verzeih' ich Voltair'n Alles gern; und wenn
Mich seine Bosheit auch erbittert hat;
Ich fühle, daß mein Zorn, so sehr mein Herz
Empört auch war, durch ihn entwaffnet ist.

Sehen Sie, so behandeln Sie mich. Und Ihre Nichte — nun, ob mich die verbrennt, oder röstet,

*) Klemens XIII.

**) Sabinum, Tuskulum, und Andes: Horazens, Cicero's und Virgils Landsitze.

röstet, *) das ist mir ziemlich gleichgültig. Eben so wenig müssen Sie glauben, ich sey gegen das, was Ihre Bischöfe in ic oder ac von mir sagen, so empfindlich, als Sie denken. Ich habe das Schicksal aller Aktöre, die öffentlich spielen; von einigen werden sie begünstigt, von andern geringschätzig behandelt. Wir müssen uns auf Satyren, Verläumdungen und eine Menge von Lügen vorbereiten, die man auf unsre Rechnung ausstreuet; aber das stört meine Ruhe ganz und gar nicht. Ich gehe meinen Gang, thue nichts gegen die innere Stimme meines Gewissens, und bekümmere mich sehr wenig darum, wie sich meine Handlungen in dem Gehirn zweyfüßiger, ungefiederter und bisweilen sehr wenig denkender, Wesen abbilden.

Da Sie so gut Preussisch sind (wozu ich mir denn Glück wünsche); so muß ich Ihnen ja wohl Nachricht von dem geben, was hier vorgeht.

Der Mann mit dem päbstlichen Hut und Degen hat sich an die Gränzen von Sachsen und Böhmen postirt, und ich habe, ihm gegenüber, eine in jeder Rücksicht sehr vortheilhafte Stellung genommen. Wir sind jetzt bey den ersten Zügen im Schach. Sie können ja dieses Spiel so gut, und wissen also, daß alles dabey von der Art abhängt, wie man es eingeleitet hat. Wie die jetzige Parthie auslaufen wird, kann ich Ihnen nicht bestimmen. Die Russen sind ins Stecken gerathen. Dohna hat nicht gesagt, wie Josua seli-

gen

*) Voltair's Nichte hatte Papiere des Königs verbrannt, worinn Anzüglichkeiten gegen verschiedene französische Großen standen.

gen Andenkens: Sta sol! aber doch: sta ursus! und der Bär ist still gestanden.

Das mag denn für Ihren militärischen Kursus genug seyn. Und nun zu dem Schluß Ihres Briefes.

Ich weiß wohl, daß ich Sie wie einen Abgott verehrte, als ich Sie noch nicht für hämisch, und für einen Kabalenmacher hielt; aber Sie haben mir so vielerley Streiche gespielt.... Doch nichts mehr davon! Mein christliches Herz hat Ihnen alles vergeben. Und ohnedies haben Sie mir ja mehr Vergnügen gemacht, als Schaden gethan. Meine Belustigung bey Ihren Werken überwiegt den Schmerz bey Ihrem Kratzen. Wenn Sie keine Fehler hätten, so würde das menschliche Geschlecht zu tief unter Ihnen stehen, und die Welt Ursache haben, eifersüchtig und neidisch auf Ihre Vorzüge zu seyn. Jetzt sagt man: „Voltaire ist das größte Genie aller Jahrhunderte; aber wenigstens bin ich doch sanfter, ruhiger und geselliger, als er.“ Und das tröstet den gemeinen Haufen über Ihren höhern Standpunkt.

Zum mindesten spreche ich so mit Ihnen, wie es Ihr Beichtvater thun würde. Seyn Sie nicht böse darüber, und suchen Sie Ihre Vorzüge auch noch mit denen Vollkommenheiten zu vermehren, die ich an Ihnen bewundern zu können von ganzem Herzen wünschte.

Man sagt, Sie machten ein Trauerspiel: Sokrates. Ich kann es kaum glauben. Wie wollen Sie Frauenzimmer in das Stück bringen? Die Liebe kann darinn nur eine kalte Episode seyn, und das Sujet nur einen guten fünften Akt geben. Es wäre dann Platon's Phädon zu einer schönen Scene gemacht,

und

und weiter nichts. — Ich bin von gewissen Vorurtheilen zurückgekommen, und gestehe Ihnen, daß ich die Liebe in dem Trauerspiel, z. B. in dem Herzog de Foix, der Zaire, der Alzire, ganz und gar nicht unschicklich angebracht finde; und was man auch davon urtheilen mag, ich lese die Berenice niemals, ohne Thränen zu vergießen. Sagen Sie: ich weine am unrechten Orte; denken Sie davon, was Sie wollen: aber man wird mich niemals überzeugen, daß ein Stück, welches mich rührt und erweicht, schlecht sey.

Da bekomme ich so eben eine Menge Geschäfte. Leben Sie in Frieden; und wenn Sie weiter keine Sorge haben, als die, ob ich noch böse bin — über den Punkt können Sie ganz ruhig seyn. Vale.

113.

d. 22. September 1759.

Ich habe Ihren Brief durch die Herzoginn von Sachsen-Gotha bekommen. Da das Glück mich zeither außerordentlich hin und her geworfen hat, so sind alle Korrespondenzen unterbrochen worden. Ihr Paket vom 29sten habe ich nicht erhalten; ich bringe sogar diesen Brief nur mit vieler Mühe durch, wenn er noch so glücklich ist, durchzukommen.

Meine Lage ist nicht so verzweifelt, als meine Feinde sie ausschreyen. Ich werde meinen Feldzug noch vortheilhaft endigen. Mein Muth ist noch nicht gesunken. Aber, wie ich sehe, ist die Rede vom Frieden. Ich kann Ihnen über diesen Punkt weiter nichts Bestimmtes sagen, als daß ich Ehre für zehn Mann

habe. Was für ein Unglück mich auch treffen mag, ich fühle, daß ich unfähig bin, eine Handlung zu begehen, wodurch diese Saite nur im allermindesten verletzt werden könnte. Für einen Mann, der wie ein biederer Ritter denkt, ist sie äußerst zärtlich und empfindlich, ob sie gleich bey jenen schändlichen Politikern mit Kaufmannsseelen wenig in Betrachtung kommt.

Ich weiß nichts von dem, was ich habe durch Sie erfahren sollen; aber, wenn man Frieden machen will, so hören Sie hier zwey Bedingungen, von denen ich nie abgehen werde: 1) Ich schließe ihn gemeinschaftlich mit meinen treuen Alliirten; 2) er muß ehrenvoll und rühmlich seyn. Sehen Sie wohl? Ich habe nur noch die Ehre; und die will ich auf Kosten meines Blutes erhalten.

Will man Frieden, so schlage man mir nichts vor, das mit meinem zarten Gefühle streitet. Ich werde von den militärischen Operationen hin und her geworfen, und gleiche den Spielern, die im Unglück sind und ihren Kopf gegen Fortunen aufsetzen. Schon mehr als einmal zwang ich sie ja, zu mir zurückzukehren, wie eine flatterhafte Geliebte. Ich habe mit so albernen Leuten zu thun, daß ich am Ende nothwendig den Vortheil über sie erhalten muß; aber geschehe alles, was Sr. heiligen Majestät, dem Ungefähr, gefällt, ich kümmre mich nicht darum. Bis jetzt ist mein Gewissen bey dem Unglück, das mich getroffen hat, rein. Die Schlachten bey Minden und bey Kadix, und der Verlust von Kanada sind Nieswurz, welche den Franzosen die Vernunft wohl wieder geben können, die ihnen durch östreichische Argumente zerrüttet worden ist.

Ich

Ich verlange nichts mehr, als den Frieden; aber er muß nicht entehrend seyn. Es wäre sehr schimpflich, wenn ich hinterher, da ich mit ganz Europa glücklich gefochten habe, das durch einen Federstrich verlöre, was ich durch den Degen behauptete.

Sehen Sie da meine Denkart. Sie werden sie eben nicht zuckersüß finden; aber Heinrich IV., aber Ludwig XIV., hatten sie auch nicht anders, und meine Feinde eben so wenig. Wäre ich ein Privatmann, so würde ich aus Liebe zum Frieden alles abtreten; aber man muß die Denkart seines Standes annehmen. Mehr kann ich Ihnen für jetzt nicht sagen. In drey oder vier Wochen wird der Briefwechsel ungehinderter seyn.

114.

Wilsdruf, d. 19. November 1759.

So eben, da ich im Begriff stehe, den Feldzug zu endigen, bekomme ich den Brief der Ratzenotter *) vom 6. November. Die Oestreicher gehen nach Böhmen, wo ich ihnen, zur Wiedervergeltung für die Mordbrennereyen, die sie in meinem Lande verursacht, zwey große Magazine habe in Brand stecken lassen. Ich mache dem geweiheten Helden seinen Rückzug so

*) Voltaire hatte sich, nach der bekannten Fabel, mit einer Ratze, und den König mit einem Löwen verglichen. Der König nennt ihn nun rat-aspic. Im Original steht zwar rat ou aspic (Ratze oder Otter;) aber, daß jenes die wahre Lesart sey, zeigt Voltaire's noch ungedruckte Antwort, worinn es heißt: le rat-aspic! quelle idée quel contraste, quel mot!

schwer als möglich, und hoffe, daß er binnen ein paar Tagen einige schlimme Abentheuer erfahren wird.

Aus der Erklärung im Haag werden Sie sehen, ob wir, der König von England und ich, nicht zum Frieden geneigt sind. Dieser auffallende Schritt wird dem Publikum die Augen öffnen, und es die Aufwiegler Europens von denen unterscheiden lehren, welche Ruhe, Frieden und die Menschheit lieben. Die Thüre ist offen; nun mag jeder, der will, in das Sprachzimmer kommen. Frankreich kann sich jetzt ungehindert erklären. Den Franzosen, die von Natur so beredt sind, gebührt es nun, zu reden; uns aber, ihnen mit Bewundrung zuzuhören, und ihnen, so gut wir nur immer können, in schlechtem Rothwelsch zu antworten.

Es kommt darauf an, wie viele Redlichkeit jeder zu der Unterhandlung mitbringt. Ich bin überzeugt, daß sich Auskunftsmittel zu einem Vergleiche finden lassen. An der Spitze von England steht ein billig denkender und weiser Minister *). Man muß von allen Seiten phantastische Projekte verbannen, und lieber die Vernunft, als die Imagination zu Rathe ziehen. Ich für mein Theil richte mich nach dem Beyspiel des sanftmüthigen Erlösers, der sich, als er das erstemal in den Tempel gieng, damit begnügte, daß er die Pharisäer und Schriftgelehrten hörte.

Glauben Sie nicht, daß die Engländer mir alle ihre Geheimnisse anvertrauen; sie dürfen mit einem Vergleich nicht eilen, ihr Handel leidet nicht, ihre Umstände sind blühend, und es fehlt dem Staate weder

*) Pitt, nachmaliger Lord Chatam.

der an Finanzquellen noch an Kredit. Ich führe einen schwereren Krieg, als sie; mich greifen so viele Feinde an, daß die Last drückend für mich ist. Indeß will ich doch immer für das Ende des Feldzuges stehen; und das ist nicht bey allen Ereignissen möglich.

Ich bin im Begriff, mich mit den Russen zu vergleichen; also werde ich im folgenden Jahre nur noch die Königinn von Ungarn, die Leutchen aus dem heiligen römischen Reiche, und die ungebetenen Gäste aus Lappland gegen mich haben.

Zu unserm Schritte bewog uns unser Herz und menschliche Empfindung. Wir wollten die Ströme von Blut, die beynahe unsre ganze Welt überschwemmen, austrocknen, und die Blutbäder, die Grausamkeiten, die Mordbrennereyen und alle die Gräuel endigen, die von Leuten begangen worden sind, welche die unglückliche Gewohnheit, sich in Blute zu baden, von Tage zu Tage wilder macht.

Wenn dieser Krieg nur noch eine Weile fortdauert, so fällt unser Europa in finstre Unwissenheit zurück, und unsre Zeitgenossen werden wilden Thieren ähnlich. Es ist Zeit, diesen Abscheulichkeiten ein Ende zu machen. Alle diese unglücklichen Ereignisse sind eine Folge von dem Ehrgeiz Oestreichs und Frankreichs. Mögen sie ihren ungeheuren Projekten Schranken setzen; mögen ihre schlechten Umstände und die Erschöpfung ihrer Finanzen sie vernünftig machen, wenn es die Vernunft nicht thut; möge ihnen Schaamröthe in das Gesicht steigen, wenn sie hören, daß der Himmel, der die Schwachen gegen den Anfall der Starken beschützte, den erstern auch Mäßigkeit genug gegeben hat, daß sie

ihr Glück nicht mißbrauchen und ihnen den Frieden anbieten.

Das ist alles, was Ihnen ein ermüdeter, abgematteter, gekratzter, gebissener, hinkender und gebrechlicher Löwe sagen kann. Ich habe noch viele Geschäfte, und werde Ihnen nicht eher mit ruhigem Nachdenken schreiben können, als wenn ich in Dresden bin. Das Projekt, Frieden zu stiften, ist so gut, als das, Leute, die unbeschränkt zu seyn gewohnt und halsstarrig sind, vernünftig zu machen. Möge es Ihnen gelingen! Ich werde Ihnen, und noch mehr mir, Glück dazu wünschen.

Ein Lebewohl der Ratze, die so schön träumt, daß man sie für inspirirt halten sollte. Möge sie in ihrem Loche innerer und äußerer Ruhe bey dem Frieden genießen, den sie hat und nach dem wir uns sehnen. Amen!

N. S. Sie wissen, daß die Dollmetscher und Kommentatoren der Schrift über den Sinn mancher Stellen verschiedne Meynungen haben. Nach dem ehrwürdigen Pater Dionysius Fortella müssen die Türken und Franzosen, da der Kaiser König der Juden, ja wohl selber ein Jude, und Herzog von Lothringen ist, dem Kaiser geben was des Kaisers ist. Er sagt, ein solches Beyspiel von wiederhergestellten Rechten würde dem Kaiser Muth machen, alle kleinen Staaten in Europa zu beschränken. Was denken Sie davon? Dieser gelehrte Theologe räsonnirt so übel nicht.

115.

Freyberg, d. 24. Januar 1760.

Mit manchem schönen Lorbeerkranz
Hast Du schon längst im Schauspielhaus,
In der Geschichte Heiligthum,
Im Portikus, Dein Haupt bedeckt.
Der Du des ganzen Musenchors
Erklärter Günstling bist — für Dich
Ist offen stets sein reicher Schatz;
Du schöpfest zwiefach dort Dir Ruhm;
Du glänzest in der Prosa ganz
So wie durch Sprache des Apoll.
Mit seiner Huld beschenkte Dich
Der Gott, der auf dem Pindus herrscht;
Dir theilt' er ja die schöne Kunst
Zu rühren, zu gefallen, mit,
Die in so mancher Götterschrift
Von dir, ein jedes Volk empfand.

Ein Lorbeer fehlt noch Deiner Stirn;
Trotz manchem schönen Werk von Dir
Glaub' ich mit ganz Europa doch:
Wenn Du durch einen klugen Streich
Den Frieden wieder uns verlieh'st,
Dann machtest Du Dein Meisterstück. *)

Sehen Sie, so denke ich mit dem ganzen Europa. Virgil hat eben so gute Verse gemacht, wie Sie, aber niemals Frieden gestiftet. Wenn Ihnen das gelänge, so hätten Sie einen Vorzug vor allen Ihren Mitbrüdern auf dem Parnaß.

Ich weiß nicht, wer an mir zum Verräther geworden ist, und den Einfall gehabt hat, dem Publikum

*) Nach einigen späteren Verbesserungen des Königs übersetzt.

kum Rhapsodieen zu geben, die zu meinem Zeitvertreibe gut genug, aber niemals dazu bestimmt waren, daß sie öffentlich bekannt werden sollten. *) Indeß bin ich an Verräthereyen, schlechte Streiche und Treulosigkeiten so gewöhnt, daß ich sehr glücklich seyn würde, wenn alles Böse, das man mir zugefügt hat und das andre mir noch zuzufügen gedenken, sich auf die verstohlne Herausgabe dieser Verse einschränkte.

Sie wissen besser, als ich es Ihnen sagen kann, daß die Leute, die für das Publikum schreiben, den Geschmack, und selbst die Vorurtheile desselben respektiren müssen. Das hat den Schriftstellern verschiedene Nüanzen gegeben, je nachdem sie in diesem oder in jenem Jahrhundert schrieben: und deshalb haben selbst die größten Männer ihrer Zeit sich das Joch der Mode auflegen lassen. Ich für mein Theil wollte incognito Dichter seyn. Man hat mich gegen meinen Willen vor das Publikum geführt, und ich werde nun eine alberne Rolle spielen. Indeß, was ist daran gelegen? ich will es Ihnen schon vergelten.

Sie erzählen mir von einem gewissen Vorfall besondere Umstände, die mir niemals zu Ohren gekommen sind. Ich weiß, daß man in Frankfurt Sie angehalten hat, meine Verse und einiges Spielzeug **) wieder herauszugeben; aber daß man sich an Ihren Sachen und an Ihrem Gelde vergriffen, habe ich nicht gewußt, und es auch nicht gewollt. Ist es wirklich

gesche-

---

*) Man hatte kurz vorher in Frankreich die Poesien des Königs öffentlich gedruckt, von denen bis dahin nur sehr wenige Exemplare unter seinen Freunden existirten.

**) Den Kammerherrnschlüssel und den Orden pour le mérite,

geschehen, so können Sie das Ihrige auf dem Wege Rechtens wieder fordern. Das werde ich sehr billigen, und Schmidt hat in diesem Stück nicht den geringsten Schutz von mir zu erwarten.

Wer der Bredow ist, von dem Sie reden, weiß ich nicht. Er hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Das Schwert und der Tod haben eine schreckliche Verheerung unter uns angerichtet; am schlimmsten ist aber der Umstand, daß wir mit unserm Trauerspiele noch nicht zu Ende sind. Sie können sich leicht denken, was für eine Wirkung diese schrecklichen Erschütterungen auf mich gethan haben. Ich hülle mich, so gut ich kann, in meinen Stoizismus. Fleisch und Blut empören sich freylich oft gegen diese tyrannische Herrschaft der Vernunft; aber man muß ihr doch nachgeben. Sollten Sie mich sehen, so würden Sie mich kaum wieder kennen; ich bin alt, verfallen, bekomme graue Haare und Runzeln, und verliere die Zähne und meinen Frohsinn. Wenn das so fortgeht, so wird von mir selbst nichts übrig bleiben, als die Manie, Verse zu machen, und eine unverletzliche Anhänglichkeit an meine Pflichten und an die wenigen tugendhaften Menschen, die ich kenne. Meine Laufbahn ist rau, voll Dornen und Disteln. Ich habe alle Arten von Kummer erfahren, welche den Menschen nur treffen können, und mir oft die schönen Verse wiederholt:

Heureux qui retiré dans le temple des sages &c.
Wohl dem, der einsam in dem Heiligthum der Weisen u. s. w.

Hier kommt eine Menge von Werken zum Vorschein, die man Ihnen zuschreibt: der Salomo, den

Sie

Sie so boßhaft gewesen sind, von dem Parlemente verbrennen zu lassen; ein Lustspiel: La femme qui a raison (die Frau, welche Recht hat); und endlich eine Leichenrede auf den Bruder Berthier. Ich kann auf alle diese Schriften kein Paroli machen, als mit denen, die ich Ihnen schicke, und die gewiß die Ihrigen nicht aufwiegen. Aber ich bekriege meine Feinde auf alle Arten; je mehr sie mich verfolgen, desto mehr werde ich ihnen zu schaffen machen. Und wenn ich umkomme, so wird es unter einem Haufen von ihren Libellen, und zwischen zerbrochenen Waffen auf einem Schlachtfelde geschehen. Sie können sich darauf verlassen, daß ich in guter Gesellschaft nach dem Lande gehen werde, wo Ihr Name nicht bekannt ist, und wo Leute wie Boyer und Turenne einander gleich sind.

Ich wünsche Ihnen tausendfaches Glück. Es würde mir sehr angenehm seyn, Sie wieder zu sehen; aber wo? wann? und wie? Das sind Probleme, die d'Alembert und der große Newton nicht auflösen könnten.

Leben Sie wohl, leben Sie glücklich und in Frieden, und vergessen Sie die nicht, die der Teufel, oder ich weiß selbst nicht was sonst für ein böses Wesen, plagt, u. s. w.

116.

Im Porzellainquartier Meissen,
d. 1. May 1760.

Sie verlangen Verse von mir; das ist eben so, als wenn der Ocean von einem Bache Wasser forderte. Da haben Sie denn eine Ode an die Deutschen,

eine

eine Epistel an d'Alembert, eine andre über die Eröffnung des jetzigen Feldzuges, und eine Erzählung *). Das alles war gut genug, mir die Zeit zu vertreiben; aber ich wiederhole unaufhörlich: doch auch nur dazu. Man muß Verse machen, wie Sie, wie Racine und Boileau, wenn sie auf die Nachwelt kommen sollen; und das, was deren nicht würdig ist, muß gar nicht bekannt gemacht werden.

Sie scherzen über den Frieden. Kommt es einmal aufs Scherzen an, so sollen Sie wissen, daß mir, seitdem ich den Ariost gelesen habe, Se. fürstl. Gnaden von Maynz ein Gräuel sind **); und seit dem Vorfall in Lissabon, kann die Kirche die Abscheulichkeiten, die sie in Schutz nimmt, und das Aergerniß, das sie giebt, nicht zu theuer bezahlen. Wie auch Herr von Choiseul gesonnen seyn mag, so wird er doch mit der Zeit dem, was ich mir ausgedacht habe, sein Ohr hinhalten müssen, und zwar recht sehr ***). Ich erkläre mich nicht; aber man wird sehen, daß in

weniger

---

*) Man findet diese Gedichte im siebenten Bande.

**) Anspielung auf eine Stelle in Ariost's wüthendem Roland, die in Heinse'ns Uebersetzung, B. I. S. 141. so heißt: „Es war dies der Graf Pinabell, Sohn des Anselm von Attrip, des Maynzers, welcher unter seinem gottlosen Geschlecht nicht der einzige seyn wollte, der redlich und edel wäre, sondern vielmehr in abscheulichen und häßlichen Lastern nicht nur den andern gleich kam, sondern alle übertraf."

***) Der König giebt einen Wink von seinem Vorhaben, sich mit den Türken zu alliiren.

weniger als zwey Monaten . . . sich die ganze Scene in Europa ändert. Sie selber werden dann sagen, ich sey mit meinen Hülfsquellen noch nicht am Ende, und habe Ursache gehabt, Ihrem Herzog meinen klevischen Thiergarten zu verweigern.

Nun wohl denn, mein Herr Graf von Tourney, Sie wissen, daß die ersten Unterthanen unsrer Stammeltern im Paradiese Thiere waren; ferner: welche Anhänglichkeit so viele Personen an Thiere, z. B. an Hunde, Affen, Katzen und Papageyen haben; und also werden Sie hoffentlich auch zugeben, daß, wenn alle die heiligen und gnädigen Majestäten, welche Länder regieren, auf die von ihren allergehorsamsten Unterthanen, denen es an Menschenverstand fehlt, Verzicht thun sollten — daß dann ihr Hof am ersten licht werden, und ihre Sklaven verschwinden würden. Worauf sollen sie von Ihnen reduzirt werden? Womit sollten sie Krieg führen? wer würde die Felder bauen? wer arbeiten? u. s. w. Das Paradies Eden ist also, dünkt mich, nur eine Allegorie, die weiter nichts bedeutet, als: daß sich in einer Gesellschaft gegen zwey Leute von Kopf tausend befinden, die Gott Stupor fabrizirt hat.

Ihren Herzog, Herr Graf, loben Sie, denke ich, sehr übel, da Sie mich versichern: er mache Verse, wie ich. Ich habe Geschmack genug, um zu fühlen, daß die meinigen nicht viel taugen. Sie würden ihn besser loben, wenn Sie mich (was aber freylich schwer ist) überzeugen könnten: besagter Herzog sey nicht von den Oestreichern besessen. Uebrigens behaupte ich: weder Sokrates noch der gerechte Aristides

stides würden jemals eingewilligt haben, daß man die griechische Republik nur im mindesten zerstückelt hätte; und in diesem Stück denke ich gerade eben so.

Gegenwärtig muß ich alle Segel der Politik und der Kriegeskunst aufspannen. Die feinen Herren, die mich bekriegen, haben mir Beyspiele gegeben, die ich ganz genau nachahmen will. Es wird kein Kongreß in Breda Statt finden, und ich werde die Waffen nicht eher niederlegen, als nach drey Feldzügen. Die Menschen sollen sehen, daß sie meine gute Stimmung gemißbraucht haben; und wir, der König von England und ich, werden den Frieden nicht anders unterzeichnen, als er in Paris, und ich in Wien.

Schreiben Sie diese Nachricht Ihrem kleinen Herzog; er kann ein artiges Epigramm darüber machen. Und Sie, Herr Graf, Sie mögen bis zum gänzlichen Verfall Ihrer Finanzen Zwanzigsten bezahlen.

Man hat mich aufgebracht; ich habe alle meine Kräfte zusammen genommen: und die Schäker, die sich so unverschämt aufführten, werden nun sehen, mit wem sie zu thun hatten.

Der Graf von Saint-Germain *) ist ein Mährchen zum Lachen. Und Ihr Herzog? — der wird nicht lang Minister seyn. Denken Sie daran, daß er es schon zwey Frühlinge gewesen ist. Das ist in Frankreich außerordentlich, und beynahe ohne Beyspiel. Unter der gegenwärtigen Regierung haben die Minister in ihren Stellen keine Wurzel geschlagen.

Meinen

*) Ein Abentheurer, der sich für unsterblich ausgab, bey Christi Kreuzigung zugegen gewesen seyn wollte, ꝛc. Man sehe über ihn Berlinische Monatsschrift u. s. w. B. 5. S. 8 und ff.

Meinen Karl XII. *) werden Sie bekommen haben; ich ließ nur zwölf Exemplare davon abziehen, und vertheilte sie unter meine Freunde. Ich habe nicht ein einziges übrig behalten. Solche Werke sind für kleine Zirkel ganz gut, aber nicht für das Publikum. Ich bin in allen Stücken ein Dilettant, kann mein Urtheil über groſse Meister sagen, sie richten, und meine eigne Meynung von Virgil's Verdiensten haben; aber ich bin nicht der Mann dazu, um dergleichen auch öffentlich äußern zu können, denn ich erreichte ja den Gipfel der Kunst nicht. Mag ich mich irren oder nicht, mein nachsichtiger Zirkel wird meine Versehen zwar rügen, aber sie mir verzeihen. Mit dem Publikum ist der Fall anders; für dieß muß man behutsamer schreiben, als für seine Freunde. Meine Schriften gleichen den Reden bey Tische, wo man ganz laut denkt, wo man ohne allen Zwang spricht, und es nicht übel nimmt, wenn einem widersprochen wird.

Wenn ich einige Augenblicke Ruhe habe, so befällt mich der Schreibekitzel; und ich versage mir dies flüchtige Vergnügen nicht. Es giebt mir Zeitvertreib und Zerstreuung, und überdies eine bessere Stimmung zu der Arbeit, mit der ich belastet bin.

Um jetzt etwas Klügeres mit Ihnen zu reden — Sie können glauben, daß ich noch nicht so sehr zum Friedenschlieſsen gedrängt werde, als man sich in Frankreich eingebildet hat, und daß man nicht im Schiedsrichtertone mit mir reden sollte. Ganz gewiß wird man

sich

*) Betrachtungen über den Charakter und die militairischen Talente Karl's des Zwölften. Nach des Königs Tode sind sie öffentlich bekannt geworden.

sich an den Fingern nagen; und ich, oder besser, der Staat, den ich beherrsche, wird nichts dabey verlieren.

Leben Sie wohl, leben Sie in Frieden. Meine Verse mögen Ihnen einen tiefen Schlaf verursachen, und Ihnen angenehme Träume geben! Wenn Sie mir wenigstens die groben Fehler darinn anzeigen wollten; das wäre doch noch etwas. Die Korrekturen kosten mir gegenwärtig nichts.

Ich empfehle Sie, mein Herr Graf, dem Schutze der heiligen unbefleckten Jungfrau, und ihres Herrn Sohnes des Gekreuzigten.

NB. Alle, die das Zeremoniel studiren, können sich eine Kopie von dem Schlusse dieses Briefes nehmen, und den Kanzelevstiel mit dieser neuen Wendung bereichern. Wollen Sie ihn dem heiligen Vater mittheilen? Vielleicht machen Sie ihm Vergnügen damit, und die päbstliche Kanzley kann sich dessen bedienen, u. s. w.

117.

Meissen, d. 12. May 1760.

Ich weiß recht gut, daß ich Fehler, und noch dazu recht große habe. Sie können mir glauben, daß ich mich nicht gelinde behandle und mir nichts verzeihe, wenn ich mit mir selber spreche. Aber ich gestehe, daß dies Geschäft weniger fruchtlos seyn würde, wenn ich mich in einer Lage befände, wo meine Seele nicht so heftige Erschütterungen und so gewaltsame Stürme zu leiden hätte, als denen sie seit einiger Zeit ausgesetzt ist, und denen sie wahrscheinlich noch ferner zum Spiele dienen wird.

Der Friede ist auf Schmetterlingsflügeln entflohen, es ist ganz und gar nicht mehr die Rede davon. Man strengt auf allen Seiten von neuem seine Kräfte an, und will sich schlagen bis in fæcula fæculorum.

Auf eine Untersuchung des Vergangenen lasse ich mich nicht ein. Sie haben ohne Zweifel höchst unrecht gegen mich gehandelt. Kein Philosoph hätte Ihr Betragen erduldet. Ich verzeihe Ihnen, und will sogar alles vergessen. Aber hätten Sie nicht mit einem Verehrer zu thun gehabt, der von Ihrem herrlichen Genie ganz bethört ist — bey einem andern wären Sie so gut nicht weggekommen. Das lassen Sie sich denn gesagt seyn, und reden Sie mir nicht mehr von der Nichte, die mir so langweilig ist und nicht so viel Verdienst hat, wie ihr Oheim, daß sie ihre Fehler damit bedecken könnte. Man spricht von Moliere'ns Magd; aber niemand wird von Voltaire's Nichte*) sprechen. Meine Verse und Rhapsodien? — An die denke ich nicht. Hier giebt es wohl andre Geschäfte für mich; und ich habe, bis auf ruhigere Zeiten, den Musen einen Scheidebrief geschrieben.

Im Monat Julius wird der Feldzug eröffnet werden. Da wird es nichts zu lachen geben; vielmehr etwas zu weinen. Erinnern Sie sich, daß Phihihu sich in vollem Reisen befindet. Wenn ein gewisser kleiner Herzog, der von einer Legion östreichischer Teufel besessen ist, sich nicht geschwind exorzisiren läßt, so

mag

*) Madame Denis, die, als Voltaire 1753 in Frankfurt am Mayn auf des Königs Befehl arretirt ward, ebenfalls einige Unannehmlichkeiten erfuhr.

mag er sich nur vor dem Reisenden fürchten, der seinem erhabnen Kaiser sonderbare Dinge schreiben könnte.

Ich werde meine Feinde auf alle Arten bekriegen. In die Bastille können sie mich doch nicht setzen. Bey allen üblen Gesinnungen, die sie gegen mich beweisen, ist Persifflage nur eine sehr leichte Rache.

Man sagt: auf dem Grabe des Abbé **Paris** würden neue Kapriolen gemacht; ferner: man verbrenne in Paris alle gute Bücher, und man sey daselbst närrischer als jemals, nicht durch eine liebenswürdige Fröhlichkeit, sondern durch düstern, stillen Wahnsinn. Ihre Nation ist die inkonsequenteste in ganz Europa; sie hat viel Witz, aber ihre Ideen sind gar nicht zusammenhängend. So zeigt sie sich in ihrer ganzen Geschichte. Dieser Charakter muß ihr unauslöschlich eingedrückt seyn. In der langen Reihe von Regierungen giebt es keine Ausnahmen, als einige Jahre unter **Ludwig** XIV. **Heinrich's** IV. Regierung war nicht ruhig und nicht lang genug, daß sie mit in Anschlag kommen könnte. Während **Richelie'us** Administration bemerkt man Verbindung in den Planen, und Kraft in der Ausführung; aber das sind in der That sehr kurze Perioden von Klugheit für eine so lange Reihe von Thorheiten.

Frankreich konnte wohl Leute, wie **Deskartes** und **Mallebranche** hervorbringen; aber keinen **Leibnitz**, **Locke**, oder **Newton**. Dagegen übertreft Ihr alle andern Nationen an Geschmack, und ich halte mich gern zu euren Fahnen, sobald es auf feine Unterscheidungskraft und auf scharfsinnige, kritische Wahl zwischen wirklichen und zwischen nur scheinbaren Schönheiten ankommt. Das ist ein großer Vorsprung für

die schönen Wissenschaften, aber es reicht noch nicht hin.

Ich habe viele neue Bücher gelesen, die zum Vorschein gekommen sind, und die Zeit bedauert, die ich darauf verwandte. Etwas Gutes fand ich nicht darunter: ausgenommen ein neues Werk von d'Alembert, besonders seine Elémens de Philosophie (**Anfangsgründe der Philosophie**), und seine encyklopädische Abhandlung. Die andern Bücher, die mir in die Hände fielen, sind des Verbrennens nicht werth.

Leben Sie in Ihrer Einsiedeley wohl und glücklich, und reden Sie nicht vom Sterben. Sie sind erst zwey und sechzig Jahre alt, und Ihre Seele ist noch voll von dem Feuer, das den Leib belebt und erhält. Sie werden noch mich und die Hälfte der gegenwärtigen Generation beerdigen sehen, und das Vergnügen haben, ein boshaftes Epigramm auf meinem Grabe zu machen. Indeß darüber bin ich nicht böse, und gebe Ihnen schon im voraus Absolution dafür. Es wäre so übel nicht, wenn Sie schon jetzt darauf dächten. Vielleicht können Sie es eher machen, als Sie glauben. Ich werde dann dort hinunter gehen, um Virgil'en zu erzählen, daß es einen Franzosen giebt, der ihn in seiner Kunst übertroffen hat. Eben das sage ich zu **Sophokles** und **Euripides**; mit **Thucydides** werde ich von Ihrer Universalgeschichte, und mit **Quintus Kurtius** von Ihrem Karl XII. reden. Vielleicht steinigten mich wohl alle diese Todten aus Eifersucht darüber, daß ein einziger Mann ihre sämmtlichen verschiedenen Talente vereinigt gehabt hat; aber **Maupertuis** wird, um sie zu trösten, den **Zoilus** in einem Winkel den **Akakia** vorlesen lassen.

Man

Man muß in Briefen, die man an Plauderer schreibt, ein remora anbringen. Es giebt ja weiter kein Mittel, sie abzuhalten, daß sie sie nicht an den Straßenecken und auf offnem Markte vorlesen.

118.

Radeberg, d. 21. Jun. 1760.

Ich habe zwey Briefe von Ihnen auf einmal erhalten, einen vom 30. May, und den andern vom 3. Jun. Sie danken mir dafür, daß ich Sie verjünge; ich irre mich also mit dem besten Willen. Im Jahr 1718 kam ihr Oedip zum Vorschein; Sie waren damals neunzehn Jahr alt *): folglich . . .

Wir wollten gestern eine Schlacht liefern. Der Feind, der hier stand, hat sich über Radeberg zurückgezogen, und so ist mein Plan fehl geschlagen. Da haben Sie Neuigkeiten, die Sie, wenn Sie wollen, in der ganzen Schweitz ausbreiten können.

Sie sprechen immer vom Frieden. Ich habe alles gethan, was ich konnte, um ihn zwischen Frankreich und England, mich mit eingeschlossen, wieder herzustellen. Die Franzosen wollten mich zum Besten haben, und ich lasse sie im Stich; das ist ganz natürlich. Ich werde nicht ohne die Engländer, und diese nicht ohne mich Frieden machen. Lieber wollte ich mich kastriren lassen, ehe ich das Wort Friede gegen Ihre Franzosen noch einmal ausspräche.

*) Voltaire war 1693 geboren. Er schrieb sein Trauerspiel Oedip zwar als ein junger Mensch von neunzehn Jahren; es ward aber erst 1718 vorgestellt.

Was bedeutet denn das friedliebende Wesen, das Ihr Herzog gegen mich affektirt? Sie setzen hinzu: er könne nicht nach seiner Denkart verfahren. Was kümmert mich diese Denkart, wenn er nicht freye Hand hat, ihr gemäß zu handeln? Ich überlasse die Bande in Versailles der Fuchsschwänzerey derer, die zu Intrigen Lust haben. Ich habe keine Zeit mit diesen Armseligkeiten zu verlieren; und, sollte ich auch zu Grunde gehen — ich würde mich lieber an den großen Mogul wenden, als an Ludwig den Vielgeliebten, um aus dem Labirinth herauszukommen, worinn ich bin.

Ich habe nichts gegen ihn gesagt, und bereue es bitterlich, daß ich einmal in Versen mehr Gutes von ihm schrieb, als er verdient. Bin ich während des jetzigen Krieges, für dessen Triebfeder ich ihn ansehe, in einigen Aufsätzen eben nicht schonend gegen ihn gewesen, so geschah es darum, weil er mich auf das äußerste gebracht hat, und weil ich mich mit allen meinen Waffen vertheidige, so wenig scharf sie auch seyn mögen. Diese Schreibereyen sind übrigens keinem Menschen bekannt. Ich begreife also nicht, was Sie mit den Personalitäten wollen, wenn Sie anders nicht auf die Pompadour anspielen. Indeß glaube ich nicht, daß ein König von Preussen Schonung gegen eine Mamsell Poisson *) zu beobachten hat, besonders wenn sie arrogant wird, und es an der Ehrerbietung fehlen läßt, die sie gekrönten Häuptern schuldig ist.

Da

*) Der Geburtsname der nachmaligen Markise von Pompadour.

Da haben Sie meine Beichte, da haben Sie Alles, was ich zu Minos und Rhadamantus sagen könnte, wenn ich vor ihrem Tribunal erscheinen müßte. Aber man läßt mich oft sprechen, ohne daß ich den Mund aufgethan habe. Vielleicht hat man Dinge auf meine Rechnung gesetzt, die mir nicht eingefallen sind. Solcher Kniffe hat sich der Wienerhof öfter bedient, und sie sind ihm mehr als Einmal gelungen.

Diese Klätscherey ist im Grunde nicht der Mühe werth, daß ich mehr davon rede. Müssen Sie Süßigkeiten haben? Nun gut, ich will Ihnen Wahrheiten sagen. Ich ehre in Ihnen das herrlichste Genie, das ie ein Jahrhundert hervorgebracht hat, bewundre Ihre Verse, und liebe Ihre Prosa, besonders die kleinen Aufsätze in Ihren litterarischen Miscellaneen. Nie hat irgend ein Schriftsteller vor Ihnen ein so scharfes Gefühl, einen so sichern und so feinen Geschmack gehabt, als Sie. Im Umgange sind Sie allerliebst; Sie wissen zu gleicher Zeit zu unterrichten und zu belustigen. Ich kenne gar kein Geschöpf, das so verführerisch wäre, wie Sie; und wenn Sie wollen, können Sie machen, daß Jedermann Sie liebt. Sie haben so viele Reize des Geistes, daß Sie Ihre Bekannten zu gleicher Zeit beleidigen und Sich auch wieder Nachsicht verdienen können. Kurz, Sie würden ganz vollkommen seyn, wenn Sie kein Mensch wären.

Begnügen Sie Sich mit diesem abgekürzten Panegyrikus. Mehr Lobsprüche bekommen Sie heute nicht von mir. Ich habe Befehle zu geben, Gegenden zu rekognosciren, Dispositionen zu machen und Depeschen zu diktiren.

Ich empfehle den Herrn Grafen von Tourney der Protekzion seines Schutzengels, der heiligsten und unbefleckten Jungfrau, und des jüngsten Bruders von dem Gekreutzigten. Vale.

N. S. Um Ihnen vielleicht die Zeit zu vertreiben, lege ich meinem Briefe ein kleines morceau bey, wie unser gute d'Argens sagt. *) Ich habe es für einen Schweizer gemacht, der seit einem Jahre unter meiner Artillerie dient. Dieser ehrliche Schweizer hatte in seiner Garnison zu Breda einer schönen Holländerinn den Kopf drehend gemacht, und mich verschiedene Male um Erlaubniß gebeten, sie nach dem Frieden heyrathen zu dürfen. Ich bewillige es endlich; aber die Schöne, die vor Liebe krank war, wollte nicht so lange warten, und der allerliebste Amor entflog pfeilgeschwind. O tempus! o mores! Sie sehen, das ich mein Latein nicht vergesse. Vale.

119.

d. 31. Oct. 1760.

Ich bin Ihnen verbunden, daß Sie Antheil an einigen flüchtigen Gunstbezeigungen nehmen, die ich der Glücksgöttinn entwandt habe. Seit der Zeit sind die Russen in Brandenburg eingebrochen. Ich eilte hinzu; sie entflohen aber sogleich, und ich wandte mich nun nach Sachsen, wo die Umstände meine Gegenwart erforderten. Wir haben noch zwey lange Monate

zu

*) Die Erzählung: Eines Schweizers und einer Holländerinn Liebe durch Briefwechsel; im achten Bande der hinterlassenen Werke.

zu diesem Feldzuge vor uns. Der jetzige ist der härteste und ermüdendste von allen gewesen. Mein Körper empfindet es, meine Gesundheit nimmt ab, und mein Geist vermindert sich in dem Verhältniß, wie seine Behausung den Einsturz drohet.

Ich weiß nicht, was für einen Brief von mir an den Markis d'Argens man aufgefangen haben mag; *) vielleicht ist er von mir, vielleicht auch in Wien fabrizirt.

Ich kenne den Herzog von Choiseul weder von Adam noch von Eva her. Es bekümmert mich wenig, ob er friedliche oder kriegerische Gesinnungen hegt. Liebt er den Frieden, warum bringt er ihn nicht zu Stande? Ich bin mit meinen eignen Angelegenheiten so beschäftigt, daß ich nicht Zeit habe, an fremde zu denken. Doch weg mit den hochansehnlichen Bösewichtern, den Geißeln der Erde und der Menschheit!

Sagen Sie mir, ich bitte Sie, wie kommen Sie auf den Einfall, die Geschichte der Bären und Wölfe in Sibirien zu schreiben? Und was können Sie von dem Zar erzählen, das nicht schon in dem Leben Karl's XII. stände? Ich werde die Geschichte dieser Barbaren nicht lesen; ja, ich wünschte sogar nicht zu wissen, daß sie auf unsrer Hemisphäre wohnen.

Ihr Eifer entbrennt gegen die Jesuiten und gegen die mancherley Arten von Aberglauben auf der Erde. Sie thun sehr wohl daran, daß Sie gegen den Irrthum kämpfen; aber glauben Sie, daß die Welt sich ändern wird? Der menschliche Geist ist schwach;

*) Es war der vom 27 August 1760 an den Markis d'Argens in den hinterlassenen Werken.

mehr als drey Viertel von uns sind zur Sklaverey des ungereimtesten Fanatismus geschaffen. Die Furcht vor dem Teufel und der Hölle wirft den Leuten eine Decke vor die Augen, und sie verabscheuen den Weisen, der ihnen Licht geben will. Der große Haufen unsers Geschlechtes ist albern und boshaft. Ich suche an ihm vergeblich das Bild Gottes, wozu er, wie die Theologen versichern, geschaffen seyn soll. Jeder Mensch hat ein wildes Thier in sich; nur wenige wissen es zu fesseln, die meisten lassen ihm den Zügel schießen, wenn sie nicht durch die Furcht vor den Gesetzen davon abgehalten werden.

Sie finden mich vielleicht zu misanthropisch. Ich bin krank; ich leide Schmerzen, und habe mit einem halben Dutzend boshafter Geschöpfe beyderley Geschlechts zu thun, die selber einen Sokrates und Antonin aus der Fassung bringen würden. Sie sind glücklich, daß Sie Kandidens Rath befolgen und Sich darauf einschränken, Ihren Garten zu bauen. Nicht jedem ist es vergönnt, eben das zu thun. Der Stier muß Furchen ziehen, die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen, und ich — Krieg führen.

Je länger ich dies Handwerk treibe, desto mehr überzeuge ich mich, daß das Glück den größten Antheil daran hat. Lange werde ich es, glaube ich, wohl nicht mehr thun; meine Gesundheit verfällt zusehends, und ich könnte wohl bald abreisen, um Virgil'en von der Henriade zu unterhalten, und in jenes Land hinabgehen, wo unser Kummer, unsre Freuden und unsre Hoffnungen uns nicht nachfolgen, wo Sie mit Ihrem herrlichen Genie und der Troßknecht einer-

nerley Werth haben, kurz, wo man sich wieder in dem Zustande befindet, der vor der Geburt vorher gieng.

Vielleicht wird Ihnen in kurzem das Vergnügen zu Theil, mein Epitaphium zu verfertigen. Sie werden von mir sagen, daß ich die guten Verse liebte, und schlechte machte; ferner, daß ich nicht stumpfköpfig genug war, um Ihre Talente nicht hochzuschätzen. Kurz, Sie werden von mir eben so Rechenschaft geben, wie Babuk dem Engel Ituriel von Paris. *)

Das ist für die Lage, in der ich bin, ein langer Brief! Ich finde ihn ein wenig zu schwarz; indeß soll er doch so abgehen, wie er ist. Er wird nicht unterwegs aufgefangen werden, und in der tiefen Vergessenheit bleiben, zu der ich ihn verdamme.

Leben Sie wohl und glücklich, und sprechen Sie ein kleines Benedicite zum Besten der armen Philosophen, die im Fegfeuer sind, u. s. w.

120.

Strehlen, . . . November 1761.

Wird der Einsiedeler vom Vergnügen nicht über mich und über die großen Sendungen lachen, die ich ihm schicke? Hiermit bekommen Sie einen Aufsatz, **) den ich für Katt gemacht habe und der nicht in dem Geschmack meiner Elegieen ist, die Sie die Güte haben

*) In der Erzählung Babuk, oder wie es in der Welt geht, von Voltaire.

**) Die Epistel an Katt, im siebenten Bande der hinterlassenen Werke.

ben liebzukosen. Da der gute Mensch mich immer bey meinen Stoikern sah, behauptete er vor einigen Tagen gegen mich: diese lieben Herren hülfen im Unglück nichts; Gresset, Boileau's, Pult, Chaulieu und Ihre Werke würden sich für meine traurige Lage bes-ser schicken, als diese philosophischen Schwätzer, deren man recht gut entbehren könne, besonders, wenn man in sich selbst die Seelenstärke habe, die sie nicht geben und nicht geben können. Ich machte ihm meine gehorsamsten Gegenvorstellungen. Er gab aber nicht nach; und einige Tage nach dieser schönen Unterredung warf ich ihm denn diese Epistel hin.

Da ich eine Genugthuung dafür haben mußte, daß er übel von meinen Stoikern gesprochen hatte, so scherzte ich über einige schöne Damen, denen der Kopf durch ihn stark drehend geworden war. Die Dichter erlauben sich Uebertreibungen, und machen sich kein Gewissen daraus. Daher habe ich ihn so geschildert, als eilte er von einer Eroberung zur andern; das ist aber im Grunde sein Charackter und seine Seelenstimmung eben nicht.

Werden Sie nicht sagen, mein lieber Einsiedler: ich sey ein alter Thor, daß ich mich in meinen Umständen mit solchen Kindereyen beschäftige? aber ich wiege auf die Art meine Sorgen und meinen Kummer ein, und gewinne einige Augenblicke. Doch ach! diese vergehen so geschwind, und dann tritt der Teufel wieder in alle seine Rechte!

Ich treffe Anstalten zu meiner Reise nach Breslau, und werde da Anordnungen zu den heroischen Metzeleyen des folgenden Jahres machen. Beten Sie

für

für einen Don-Quixotte, der unaufhörlich Krieg führen muß, und der, so lange seine erbitterten Feinde ihn verfolgen, keine Ruhe zu hoffen hat. Ich wünsche dem Verfasser der Alzire und der Merope die Ruhe, deren mich mein Unstern beraubt. Vale.

121.

Berlin, d. 1. Januar 1765. *)

Ich glaubte, Sie wären so beschäftigt, die H...e unter die Füße zu treten, daß Sie an gar nichts Andres dächten. Die Schläge, die Sie ihr beygebracht haben, hätten sie schon lange vernichtet, wenn diese Hyder nicht unaufhörlich wieder aus dem Schlamme des Aberglaubens entstände, der über die ganze Erde verbreitet ist. Ich für mein Theil bin über die Scharlatanerieen, durch welche die Menschen verführt werden, schon lange aus meinem Irrthum gekommen, und setze den Theologen, den Astrologen, den Adepten und den Arzt in Eine Klasse.

Ich bin unpäßlich und krank, heile mich aber selber durch Diät und Geduld. Die Natur verlangt, daß unser Geschlecht dem Tode einen Tribut von drithalb Prozent bezahle. Das ist ein unwiderrufliches Gesetz, gegen welches die Fakultät vergeblich streiten wird; und ob ich gleich von Herrn Tronchin's Geschicklichkeit eine sehr große Meynung habe, so wird er selbst doch nicht läugnen können, daß es wenige spezifi-

*) Voltaire hatte die lange unterbrochne Korrespondenz durch einen Brief wieder eingeleitet, worinn er dem Könige über eine Krankheit kondolirte.

zifische Mittel giebt, und daß, Alles wohl überdacht, Kräuter und zerstoßene Mineralien die Federn, die von der Zeit abgenutzt und halb zerstört sind, weder ganz machen, noch anspannen können.

Die geschicktesten Aerzte geben dem Kranken Medizin, um seine Imaginazion zu beruhigen, und heilen ihn dann durch Diät. Da ich finde, daß Elixire und Tränkchen mir, seitdem ich krank bin, nicht die geringste Hülfe geben, so unterwerfe ich mich einer strengen Diät, und habe mich dabey bis jetzt recht wohl befunden.

Sie können also Europa über den wichtigen, in meinen Augen aber sehr unbedeutenden, Verlust trösten, den es an meinem Individuum zu leiden glaubte; denn obgleich meine Gesundheit nicht fest und blühend ist, so lebe ich doch; und ich bin nicht der Meynung: unsre Existenz sey so viel werth, daß man sich Mühe geben müsse, sie zu verlängern, wenn man es auch könnte.

Uebrigens bin ich Ihnen sehr dafür verpflichtet, daß Sie Antheil an meiner Gesundheit nehmen, und mir so viel Verbindliches sagen. Ich bedaure daß Ihr Alter die gegründete Besorgniß erregt: mit Ihnen werde die Pflanzschule von großen Männern und vortreflichen Genies aussterben, die das Jahrhundert Ludwig's XIV. ausgezeichnet haben. Und hiermit bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen.

122.

Berlin, d. 26. September 1770.

Es läßt sich nicht läugnen, daß wir Bewohner des nördlichen Deutschlands keine Imaginazion haben. Der Pater Bouhours versichert es, und man muß ihm auf sein Wort glauben. Ihr Seher in Paris aber — Ihr findet mit Eurer Einbildungskraft da Beziehungen, wo wir nicht den mindesten Zusammenhang vermuthet hätten. In der That, der Prophet, wer er auch seyn mag, der mir die Ehre erzeigt, sich auf meine Rechnung zu belustigen, behandelt mich mit Distinkzion. Die Leute dieser Art erhöhen Ihre Seele nicht für Jeden. Ich werde mich noch für einen wichtigen Mann halten, und es bedarf nur noch eines Kometen oder einer Finsterniß, die mich mit ihrer Aufmerksamkeit beehrt, so wird mir der Kopf vollends drehend.

Aber das Alles war nicht nöthig, um Voltaire'n Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; ein gefühlvolles und erkenntliches Herz wäre schon hinreichend. Es ist höchst billig, daß das Publikum ihn für das Vergnügen bezahlt, das es von ihm bekam. Noch niemals hat irgend ein Schriftsteller einen so vollkommnen Geschmack gehabt, als dieser große Mann. Das profane Griechenland hätte ihn zu einem Gott gemacht und ihm Tempel erbauet. Wir errichten ihm nur eine Statue. Diese ist eine geringe Entschädigung für alle die Verfolgungen, die der Neid gegen ihn erregt hat; aber doch eine Belohnung, welche die Jünglinge anfeuern und mit Muth beleben kann, in der Laufbahn vor-

vorzudringen, die dies große Genie durchlief, und worinn auch andre Köpfe noch fortschreiten können. Ich habe von meiner Kindheit an die Künste, die schönen und die höheren Wissenschaften geliebt; und wenn ich etwas zu ihrer Aufnahme beytragen kann, so thue ich es mit allem dem Eifer, dessen ich nur fähig bin; denn ohne sie giebt es ja in dieser Welt kein wahres Glück. Ihr in Paris, die Ihr in dem Vorhof ihres Tempels wohnt, und die Priester desselben seyd, Ihr könnt dieses unveränderlichen Glücks genießen, wenn Ihr nur den Neid und die Kabale verhindert, sich ihm zu nahen.

Dafür, daß Sie Antheil an dem Kinde nehmen, das uns gebohren worden ist, *) danke ich Ihnen. Ich wünsche, er möge die Eigenschaften haben, die er haben soll, und anstatt eine Geissel der Menschheit zu seyn, Ihr Wohlthäter werden. Und hiermit bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen.

---

*) Der jetzige Kronprinz von Preussen.

Briefe

an

Herrn Darget.

II.

I.

Potsdam, d. . . May, 1749.

Dein Herr, der so geschwätzig ist,
So ungestümm, ja, der Dir kaum
Noch Zeit läßt, daß Du athmen, geh'n,
Und zu Dir selber kommen kannst,
Vollendete mit Sudeln nun
Den großen, abgeschmackten Schwall,
Den seine Feder, welche nur
Zu fruchtbar ist, gebohren hat.
So trag dies Reimwerk in den Thurm, *)
Daß ich den Musen, dem Apoll
Zum Trotz, in wenig Tagen schon
Gedruckt es vor mir haben kann.
Entschuldigung? — Von Herzen gern.
Doch jeder Dichter (mag der Thor
Es bergen, oder frey gesteh'n)
Ist seiner schönen Verse voll,
Obgleich sie Niemand loben will.
Denn jeder Einfall, der mit Noth
Aus einem dürren Kopfe dringt,
Scheint seinem Herrn ein Meisterstück
Er liebt ihn zärtlich, väterlich,
Und thut sich viel darauf zu gut,
Daß er ihn in die Welt gesetzt.
So herrlich schiene wohl ein Sieg,
Den er mit vollem Recht erhielt,
Dem tapfern Helden Moriz kaum.

*) Der König ließ auf die erste Ausgabe seiner Oeuvres setzen: au donjon du Chateau, (in dem Schloßthurm;) vermuthlich daher, weil seine Druckerey in Rheinsberg wirklich in einem Thurm des Schlosses gewesen war. M. s. des Königs Brief an Voltaire vom 10. October 1739.

Den Herrn Druckern schicke denn
Dies platte Stück; es soll der Schluß
Der bunten Plaudereyen seyn,
Mit denen ich, ganz frey gesagt,
Mich eben nicht sehr brüsten kann.

2.

Potsdam, d. 24. May 1749.

Ihr Brief ist mir richtig zugestellt worden, und ich danke Ihnen recht sehr für die Mittheilung Ihrer litterarischen Neuigkeiten. Ich möchte gern, daß Sie mir folgende Bücher aus Paris kommen ließen: die Memoires des Ritters Temple, die Briefe des Kardinals von Ossat, Melon's Versuch über den Handel und auch seinen politischen Roman; ferner Cäsar's Nachrichten, die schönste Londoner Ausgabe in Folio, und das Dikzionnär der französischen Akademie in Quarto. Man muß aber diesen Auftrag gehörig ausrichten. Wenn ich ein Buch verlange, so will ich immer, daß man mir die schönste, korrekteste und theuerste Ausgabe schicken soll. Das ist deutlich und faßlich; und nur die Thiriots können es nicht begreifen. Das Buch von den Malereyen in Paris mag ich nicht, weil ich mich vor der Verführung fürchte. Für die Mühe, die Sie Sich mit meinem Gedichte geben, bin ich Ihnen verbunden; es wird alle seine Schönheit dem Herausgeber zu verdanken haben. Und die Subrette in Paris? — Nun, wenn sie mein Geld nicht so will, so bekümmre ich mich viel um ihr hübsches Gesichtchen. Kurz, ich finde es nicht rathsam, die Summe, die ich zur Unterhaltung der Komödie ausgesetzt habe, zu vergrößern. Das Histrionen-Volk gleicht dem Meere, welches von tausend Flüssen Tribut bekommt, ohne jemals genug zu haben und voller zu werden.

3.

Potsdam, d. 10. Nov. 1749.

Ueberlassen Sie Sich nicht dem Schmerz. Sind Sie weise, so müssen Sie daran denken, daß der Mensch nicht unsterblich und das Leben kurz ist, und daß es bey der Spanne Zeit, die wir vor uns haben, nicht der Mühe lohnt, sich zu betrüben. Die Ereignisse sind nicht in unsrer Gewalt, und man wird strafbar, wenn man als Philosoph gegen die Gesetze der Natur, oder als Christ gegen den Willen der Vorsehung murrt. Vergessen Sie nicht, daß der Himmel Ihnen nur einen Theil von dem nimmt, was er Ihnen gegeben hat, und daß Sie ihn beleidigen, wenn Sie die Geschenke verachten, die er Ihnen noch läßt. Sie haben einen Sohn; es ist Ihre Pflicht, daß Sie darauf denken, ihm eine gute Erziehung zu geben.

Aller ihr Schmerz ist fruchtlos. Die Todten kennen ihn nicht, und die Lebenden verlangen von Ihnen, daß Sie ihn nach den ersten Ausbrüchen in die gehörigen Schranken einschlieffen sollen. Anstatt sich Ihrer Betrübniß zu überlassen, denken Sie lieber darauf, Sich zu zerstreuen. Sobald Sie das, was nöthig ist, in Ordnung gebracht haben, kommen Sie hieher, um dies zu thun; weiter verlange ich nichts von Ihnen. Geboren werden und sterben ist das Loos der Menschheit; wer darüber erstaunt, wenn er solche Ereignisse sieht, der beweißt, daß er nie über seinen Zustand gedacht hat. Reißen Sie Ihre Blicke von dem Gegenstande los, der Sie niederbeugt, und sehen Sie auf etwas Andres. Montagne sagt sehr gut: Alles in der Welt hat zwey Handhaben, eine gute und eine

schlechte; je nachdem wir nun etwas bey dieser oder jener fassen, macht es verschiednen Eindruck auf uns. Ich fühle ganz den Schmerz, der Sie zu Boden drückt; aber bey dem Allen glaube ich doch: Ihr Kopf sollte machen, daß Sie Zeit zum Troste gewönnen. Wären wir nicht sehr thöricht, wenn wir darüber in Verzweiflung geriethen, daß der gestrige Tag vergangen ist? Es werden noch so viele andre vergehen, ohne daß einer von ihnen zurückkehrt. In dieser Periode müssen Sie zeigen, daß Sie ein Mann sind, und sich selbst besiegen. Die Schrift sagt: Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und der seines Muths (seiner Leidenschaften) Herr ist, denn der Stadte gewinnt. Leben Sie wohl, mein guter Darget. Möchte meine Predigt Eindruck auf Ihr Herz machen, und ihm die Ruhe wiedergeben, deren es gewiß sehr bedarf.

N. S. Ich schicke Ihnen zwey Aufsätze, die nach meiner Rechnung fünf gedruckte Seiten ausmachen; die andern fünf sollen in kurzem folgen. Aber bey dem Durchlesen meines Gedichtes habe ich so viele Fehler und schlechte Stellen darinn gefunden, daß ich entschlossen bin, von dem ganzen ersten Bande eine verbesserte Ausgabe machen zu lassen.

4.

Potsdam, . . . 1750.

Ich schicke Ihnen meine Epistel durch und durch verbessert wieder. Das Harcela habe ich beybehalten, um doch zu sehen, was Voltaire dazu sagen wird; man muß ihm das Vergnügen gönnen, daß er irgend

et-

etwas tadeln kann. Nun seyn Sie so gütig, den Aufsatz abschreiben zu lassen, und ihn mir, wo möglich, morgen wieder zuzustellen. Wehe, mein armer Darget, dem Sekretär eines von Gott verfluchten und verdammten Poeten, der immer Verse macht! Meine Hämorrhoiden grüßen ihre Harnröhre ergebenst.

5.

D. . . April 1752.

Ich glaube in der That, mein guter Darget, ich werde einen Mamamuschi hieher zurückkommen sehen. Gott weiß, was für sonderbare Ideen Euch Franzosen durch den Kopf fahren! Der Orden St. Johannis vom Lateran ist in Italien so verachtet, daß man ihn für vierzig Thaler kauft. Der ist nicht der Mühe werth, daß Sie seinetwegen Mamamuschi werden. Sie dürfen Sich nur ein paar Haare vom Kopfe abschneiden lassen; das ist kürzer, und man wird weniger über eine Tonsur lachen, als über einen Orden, der gar kein Ansehen giebt.

Ihre französischen Aerzte verstehen sich, wie ich sehe, vollkommen auf die Kunst, den Beutel zu schröpfen. Sie werden so hieher zurückkommen, wie Sie weggereißt sind, und nur durch Leibesübungen genesen. Das versichert meine Ignoranz Sie ganz dreist.

Voltaire hat sich hier als ein schlechter Mensch und ein ausgemachter Gauner aufgeführt; ich habe ihm die Wahrheit gesagt, wie er es verdiente. Es ist ein Elender, und ich schäme mich für die Menschheit, daß ein Mann, der so vielen Geist hat, so voll Bosheit seyn kann.

Ich empfehle mich dem Andenken des Herrn Ritters. Um des Himmels willen, wenn Sie Mamamuschi werden, so lassen Sie es mich vorher wissen! Ich könnte sonst, wenn ich Sie wiedersähe, mich todt lachen, und das wäre doch gar nicht artig.

6.

Potsdam, d . . Juni 1752.

Ich habe Ihren Brief erhalten, und bitte Sie, Ihren Geist vor aller Melancholie zu bewahren. Sie sollen hier eben so aufgenommen werden, wie Sie bey Ihrer Abreise entlassen wurden; ja, ich werde sogar gutmüthig genug seyn, um Sie, anstatt zu lachen, zu beklagen, daß Sie Ihr Geld in Frankreich so unnützerweise verschwendet haben; und selbst wenn Sie Mamamuschi St. Johannis vom Lateran geworden seyn sollten, will ich doch nicht lachen, wenn ich es nur vorher weiß. Leben Sie wohl, mein guter Darget. Ich gehe in die Oper.

7.

Potsdam, d. 6. Jul. 1752.

Ihr Brief ist sehr schwarz, mein guter Darget. Genesen Sie doch einmal von den Schimären, die Sie traurig machen. Ich schwöre Ihnen, daß niemand von Ihnen spricht, über Sie medisirt, oder Sie verläumdet. Das dicke Blut in Ihrem Unterleibe zirkulirt schlecht, und treibt dergleichen trübe Dünste in Ihr Gehirn.

Bleiben Sie denn bis zum September in Frankreich. Sie glauben mir niemals! Ich habe Ihnen wohl gesagt: in Paris athme man eben solche Luft, wie in jeder andern großen Stadt; die dortigen Aerzte wären Scharlatane,

latane, wie die unsrigen, und es gebe für Sie kein andres Heilmittel, als Bewegung. Aber Sie hören nie auf mich, als wenn Sie Reue anwandelt. Sie werden mit leerer Börse und verstopftem Unterleibe hieher kommen, und zu Ihrem großen Troste gelernt haben, daß Ihr unglücklicher Zustand nicht von Hämorrhoiden, sondern von einem eingewurzelten Skorbut herrührt. So vielen Nutzen hat man von dem Reisen! Leben Sie wohl, schütteln Sie sich hübsch durch, nehmen Sie wenig Arzeney, und machen Sie lieber Varis, als die Herren Vernage und Astruk zu Ihrem Arzte, Harlekin zu Ihrem Apotheker, und Skaramutz zu Ihrem Bader.

8.

Potsdam, d. 31. Jul. 1752.

Das sind wieder hypochondrische Visionen, mein guter Darget. Niemand hat mir etwas Böses oder Gutes von Ihnen gesagt. Erst von Ihnen selber erfahre ich, daß Sie Ihr Silberzeug verkauft haben. Ich lebte über diesen Punkt in völliger Sicherheit, und dachte gar nicht daran. Verbannen Sie also die Schimären, die Ihnen das Leben verbittern, und lernen Sie von Ihren Landsleuten froh und zufrieden seyn.

Sie nennen mir zwey Leute, von denen ich nur den einen, den Verfasser der Moeurs, (Sitten) *), kenne. Ich lasse Ihnen die Wahl. Nehmen Sie den, der am sanftesten, am heitersten ist, und dessen gute Laune sich am meisten gleich bleibt; bieten Sie ihm dann la Nettrie's Stelle mit dem Gehalte an, das Sie wohl wissen.

Mit dem armen Maupertuis geht es nicht gut. Ich wünschte, er erholte sich; aber ich fange an, daran

zu

*) Toussaint.

zu zweifeln. Suchen Sie mit d'Alembert in Bekanntschaft zu kommen, um zu sehen, ob er an unsrer Angel anbeißen will, und schreiben Sie mir, was Sie davon denken, nemlich, ob etwas zu thun seyn wird, oder nicht.

Wenigstens brauchen Sie keine Schweißkur zum Vergnügen. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen von den Aerzten gesagt habe, und hören Sie von mir, daß hier, wo die Luft so schlecht seyn soll, dieser Tage eine alte Frau von der französischen Kolonie im acht und neunzigsten, und ein Mann im hundert und zweyten Jahre gestorben ist.

Bleiben Sie denn, weil es die Fakultät so will, bis zum September in Paris; aber halten Sie ja die Hand auf der Tasche; denn die Astruks und Senaks lieben das Geld noch mehr, als ihre Patienten.

Ich bin den Herren, von denen Sie reden, sehr verbunden, daß sie sich, ohne daß ich ihnen bekannt bin, für mein Individuum interessiren. Mein Ruf würde in den Rauch gehen, wenn sie mich nur eine Viertelstunde sprächen. So geht es, wenn einen die Leute nicht kennen. Käme die schöne Helena wieder zum Vorschein, so würfe man ihr, anstatt ihr den Hof zu machen, vielleicht Bratäpfel an den Kopf. Sprächen wir mit Trajan's Schuster, so verschwände durch ihn vielleicht ein Theil von der hohen Meynung, welche die Welt von diesem Kaiser hat. Ach! lieber Darget, wie thöricht sind die Leute, die sich von einem aufgehenden Rufe blenden lassen!

Nur allzu lastend ist ein gar zu früher Ruhm.

Leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen zwey Stuhlgänge täglich, guten Harngang, und jene angenehme natürliche Regungen, von denen Sie überzeugt werden, daß Sie ein Mann sind.

9.

Potsdam, d. . . August 1752.

Ich habe einen Vorleser gefunden, mein lieber Darget; also brauche ich nun keinen Morand, keinen Montcrif oder Mouhi. Der Abbe de Prades hat eine Brust, die mir, ehe ich sie abnutze, die Ohren abnutzen wird; und das ist ja alles, was ich bedarf.

Ich beklage Sie, daß Sie eine Bougie in der Harnröhre, und ein Geschwür in der Blase haben. Man muß dem Leiden Standhaftigkeit entgegen setzen, und die Melancholie fleißig fort scherzen. Denken Sie an meinen guten Rath, und befolgen Sie ihn, so viel Sie nur können.

Mit dem armen Maupertuis geht es nicht gut. Ich fürchte, wir werden ihn verlieren, und weiß niemand, der ihn ersetzen könnte, als d'Alembert. Sehen Sie zu, was zu thun ist. Ich denke ja nicht, daß er Lust hat, fleißig zu beichten; und er könnte in Berlin ein stilles und glückliches Leben führen. Machen Sie einen Versuch, rekognosziren Sie das Terrän, orientiren Sie sich, und lassen Sie auf jeden Fall etwas von meinen Absichten fallen.

La Touche ist angekommen; er gefällt uns bey weitem besser als der Lord *). Gott verzeihe er mir, ich habe einen wahren Abscheu vor dem englischen Volke, und kann mich gar nicht davon befreyen. Das unbillige Verfahren des Monarchen fällt auf sein Volk zurück.

Ich

*) Tyrconell, französischer Gesandter, der von dem Markis de la Touche abgelöst ward.

Ich reise in einigen Tagen nach Schlesien, und hoffe, Sie bey meiner Zurückkunft hier zu sehen. Wie schätzbar ist doch die Gesundheit, und wie viele Künste kostet es den Apothekern, einem Darget guten Harngang zu verschaffen! Vale.

10.

d . . September 1752.

Sie sehen, mein guter Darget, daß in dieser Welt alles auf das Glück ankommt. Sie seufzen über die Schmerzen in Ihrer Harnröhre; Maupertuis klagt immer über seine Brust, und Voltaire über seinen Skorbut. Zu eben der Zeit befindet sich Ihr hannöverischer Stallmeister wohl, und will an der Fortpflanzung der Thiere arbeiten, welche bey den Spaniern Alfane heißen, und deren Name in gerader Linie von Aeolus abstammt *). Und ich? — ich lasse keine Hengste zu meinem Zeitvertreibe Stuten bespringen, brauche Ihren hannöverischen Stallmeister nicht, und verlange von Ihnen, so stark man nur kann, einen Mathematiker, der nichts von mir wissen will. Kennte der Mann den Plan, den wir zur Beförderung der menschlichen Vernunft entworfen haben, so käme er, darauf wette ich, hieher, um sich mit einigen Adepten zu vereinigen, welche dieses Gold raffiniren.

Ich bin sehr zufrieden mit meinem kleinen anathematisirten Kätzer, den ich zum Vorleser habe. Pots-

dam

*) Einige Etymologen haben, wegen der Geschwindigkeit der Arabischen Pferde, ihren spanischen Namen Alfane abgeschmackter Weise wirklich von Aeolus, dem Gott der Winde ableiten wollen.

dam wird in der That die Herberge der Exkommunizirten; und — bewundern Sie nur die göttliche Vorsehung! — der Blitz schlägt nicht darinn ein, indeß er heilige Stätte und Kirchen trift.

Versuchen Sie, leichtgläubiger Darget, die Künste der Pariser Scharlatane, die Wirksamkeit der vaterländischen Luft, und die Macht der heiligen Genoveva, und bezahlen Sie die Gelübde der Signore Martha, Maria und Salome. Aber ich befürchte sehr, Sie werden eben so wieder zurückkommen, wie Sie abgereist sind. Von Ihrer Krankheit denke ich noch immer wie sonst. Leibesübungen, Leibesübungen! und Sie werden genesen. Leben Sie wohl. Möchten die Wünsche eines Exkommunizirten, eines frechen Kätzers, der ungeziemende gotteslästerliche und irrige Sätze behauptet, die Natur zu Ihrem Besten erweichen, und Ihnen einen Theil von dem Frohsinn wieder geben, der bey Ihrer Nation in Ausgelassenheit ausartet.

II.

Potsdam, d . . April 1753.

Ich befürchte sehr, guter Darget, Sie werden Ursache haben, Ihre Reise nach Frankreich zu bereuen. Ein halbes Dutzend Scharlatane, unter dessen Händen Sie gewesen sind, hat Ihre Gesundheit vollends verdorben. Sie hatten bloß Verstopfungen im Unterleibe, die nun noch zugenommen haben, da bey diesem Uebel alle Arten von Arzeneymitteln schädlich sind. Nach dem zu urtheilen, was Sie mir schreiben, befürchte ich sehr, daß Ihre Brust verletzt ist, und in diesem Falle bleibt mir nicht viele Hoffnung, Sie jemals wieder zu sehen.

Ich

Ich wundre mich gar nicht, daß man bey Ihnen von der Zänkerey unsrer schönen Geister spricht. Voltaire ist der bosshafteste und ausgelassenste Mensch, den ich in meinem Leben gesehen habe; er taugt nur zum Lesen. Sie können sich alle die falschen Streiche, Betrügereyen und Infamien, die er hier gemacht hat, gar nicht denken. Es erregt meinen Unwillen, daß die Menschen bey so vielem Kopf und so vielen Kenntnissen nicht besser werden. Ich habe Maupertuis Parthey genommen, weil er ein sehr rechtschaffner Mann ist, und weil jener darauf ausgieng, ihn zu stürzen; doch bot ich seiner Rache nicht so die Hand, wie er es wohl wünschte. Ein wenig zu viele Eigenliebe machte ihn allzu empfindlich über die hämischen Streiche eines Affen, den er, als er gepeitscht war, hätte verachten sollen. Ich für mein Theil gehe meinen gewöhnlichen Gang, bin sehr zufrieden mit meinem kleinen Häresiarchen, (der, was auch die Sorbonne dazu sagen mag, ein recht guter Mensch ist,) und beschäftige mich in aller Stille mit dem Studiren.

Wenn Sie den dicken Markis *) sehen, so sagen Sie ihm: ich interessirte mich noch immer für ihn, und unser hausbackener Verstand mache (dem zufolg. was Montesquieu sagt) unsre Nation in ihren Zuneigungen beständig.

Leben Sie wohl, lieber Darget. Ich befürchte sehr, schlimme Nachrichten von Ihrer Gesundheit zu bekommen; indeß wünsche ich, daß ich mich irren mag, u. s. w.

12.

---

*) Vallori, gewesenen Gesandten am Berlinischen Hofe.

121

d. 26. Juni 1753.

Es thut mir leid, guter Darget, daß Ihre Krankheit Sie außer Stand setzt, wieder zu mir zu kommen. Ich schicke Ihnen den Abschied, den ich Ihnen nie gegeben hätte, wenn Sie ihn nicht verlangten. Sie werden mich immer bereitwillig finden, Ihnen in allem, was von mir abhängt, gefällig zu seyn. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie sich erholen mögen, und danke Ihnen aufrichtig für alle die Dienste, die Sie mir geleistet haben.

N. S.

Den Schwall Albernheiten von mir liesse ich Ihnen gern; aber er könnte sich nach Ihrem Tode verirren, und Sie wissen, wie sehr ich mich fürchte, für einen Dichter zu gelten.

13.

Potsdam, d. 1. Dec. 1753.

Den Brief, den Sie mir den 7ten v. M. gefälligst geschrieben, habe ich bekommen, und bin nicht wenig von der Aufmerksamkeit gerührt, die Sie mir mit so vielem Eifer bezeigen. Alles, was von Ihnen kommt, nehme ich mit Vergnügen auf, und Sie können sicher glauben, daß ich, ungeachtet Ihrer Abwesenheit, noch an Sie denke und Sie hochschätze.

Es wird immer von Ihnen abhangen, ob Sie Ihren Sohn zu sich nehmen wollen, um ihn unter Ihren eignen Augen gut erziehen zu lassen. Sie dürfen

nur

nur Ihre Einrichtungen machen. Ich will es nie verhindern, daß Ihre Zärtlichkeit ihn wieder bekommt.

Uebrigens werde ich es sehr gern zu erkennen wissen, wenn Sie nach Ihrer Beguemlichkeit mir bisweilen einige Neuigkeiten schreiben wollen. In diesem Falle dürfen Sie Ihre Briefe nur an den Markis d'Argens adressiren, u. s. w.

14.

Berlin, d. 7. Jan. 1754.

Ich bin vollkommen überzeugt; daß Ihre Wünsche für mich aufrichtig sind, und daß Sie Zuneigung zu mir haben. Sie sind lange genug um mich gewesen, und ich kann also Ihr gutes Herz, das Ihnen immer meine Achtung erworben hat, wohl kennen. Ich wünsche Ihnen von ganzer Seele eine bessere Gesundheit. — Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie meinem Agenten einen Tänzer suchen helfen; aber wenn Sie einen finden, so schliessen Sie nicht eher mit ihm ab, als bis Sie mir vorher Nachricht davon gegeben haben. Verjagen Sie die Melancholie, und suchen Sie sich in Stand zu setzen, der Welt zu genießen, von der Sie vielleicht mehr geliebt werden, als sie von Ihnen, u. s. w.

15.

Potsdam, d. 25. Febr. 1754.

Das Podagra ist ein großes Uebel, mein lieber Darget; aber die Hypochondrie ist das schlimmste von allen.

allen. Wenn die podagrische Schärfe Ihrer Milz Lind-rung verschaft, so ist sie ein wahres Glück. Diesen kleinen Tribut muß man dem Alter schon bezahlen, das uns ohne Unterlaß von dem Augenblicke unsers Entstehens entfernt, und uns zu dem Zeitpunkt unsrer Vernichtung hinreißt. Aber Sie könnten, wenn ich in diesem Tone fortführe, meinen Brief für einen Auszug aus Pibrak's Quatrains (vierzeiligen Strophen) halten.

Sie haben mir mit Ihren Nachrichten von Paris und von dem Dichter viel Vergnügen gemacht. Bey seinem Charakter tröste ich mich darüber, daß ich ihn mit seinem Kopfe nicht mehr habe.

Dieser Winter ist schrecklich gewesen. Sie haben sehr richtig gerathen, daß ich in meinem Zimmer eingeschlossen bleiben würde; die Wahrheit zu sagen, bin ich mehr Einsiedler darinn, als ich möchte. Unsre Gesellschaft ist zum Teufel; der Tollkopf *) ist in der Schweiz; der Italiäner ist bey Nacht und Nebel davon gegangen; Maupertuis liegt zu Bett; und d'Argens hat sich den kleinen Finger beschädigt: darum trägt er denn seinen Arm in einer Binde, als wenn er bey Philippsburg von einer Kanonenkugel verwundet worden wäre. Das ist die größte Neuigkeit aus Potsdam. Mehr verlangen Sie nicht von mir. Ich lebe in der Gesellschaft meiner Bücher, gehe mit den Leuten aus dem Jahrhundert des Augustus um, und werde die in dem jetzigen bald um nichts besser kennen, als der verstorbene Jordan die Straßen in Berlin.

Man

*) Voltaire, im Original fou.

Man sagt hier, Sie würden Krieg bekommen. Es sollte mir um Ihrer Marine willen leid thun; diese brauchte wenigstens noch drey Jahre, ehe sie sich gegen die englische zeigen könnte. Aber mag in Amerika Krieg oder Friede seyn — es ist noch ein gutes Stück Weges, ehe die Flamme bis zu unsern Gränzen kommt.

Leben Sie wohl, mein guter Darget. Ich apostrophire Sie nicht erst mit einem langen: Ich bitte Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen.

16.

Potsdam, d. 23. März 1754.

Ich danke Ihnen für die Tänzer, die Sie mir verschaft haben. — Sie wissen, wie ich die französischen Offiziere, die nach meinen Staaten kommen, immer aufnehme; und also dürfen Sie nicht daran zweifeln, daß ich dem Herrn von Quincy, von dem Sie in Ihrem Briefe reden, eben die Artigkeit, eben die Protekzion und eben das Wohlwollen erweisen werde.

Schreiben Sie mir Neuigkeiten von Voltaire, wenn Sie einige haben, wie sie auch seyn mögen. Ich weiß Ihnen Dank für die Aufmerksamkeit, mit der Sie mir Beweise von Ihrer beständigen Zuneigung zu mir geben, u. s. w.

17.

Potsdam, d. 1. April 1754.

Es thut mir leid, lieber Darget, daß Sie immer im Bette sind. Sie sehen nun wohl, daß die Schuld

nicht

nicht an dem Klima liegt, sondern an der Krankheit, die Sie im Leibe haben. Ich brauche noch ein drittes Paar Tänzer. Sollte nicht in Paris irgend ein Freudentöchterchen mit schelmischen Augen, einem artigen Gesichtchen, und einem feinen Wuchse zu finden seyn, die wohl Lust hätte, auf unserm Theater in Berlin Kapriolen zu machen? Sie würden mich dadurch von neuem verbinden.

Glauben Sie wohl, daß Voltaire, trotz allen den Streichen, die er mir gespielt hat, doch wieder hieher zu kommen sucht? Aber der Himmel behüte mich vor ihm! Er taugt nur zum Lesen; als Gesellschafter ist er gefährlich.

Der Markis, der gerade hier ist, macht Ihnen sein Kompliment; und ich selbst — ich versichere Sie, daß ich mein ganzes Leben hindurch Ihr Herz höher schätzen werde, als allen Witz der schönen Geister. Vale.

18.

d. 13. May, 1754.

Ich bin Ihnen für die Mühe, die Sie sich für mein Theater geben, sehr verbunden, guter Darget, und zweifle nicht, daß Ihre frommen Absichten ihm nicht Glück bringen sollten. Sie werden ungeachtet Ihrer Hypochondrie lachen, wenn Sie hören, daß ich an einem und eben demselben Tage von Maupertuis und von Voltaire Briefe bekommen habe, worinn sie von Anfange bis zu Ende auf einander schimpfen. Sie halten mich für einen Rennstein, in den sie ihre Unreinigkeiten ausschütten können. Ich habe dem Dichter

eine lakonische Antwort schreiben, und den Geometer bloß daran erinnern lassen, daß sein Geist bey dem Namen des Dichters aus dem Schwerpunkte komme.

Dem Himmel sey Dank, daß ich nicht so heftige Leidenschaften habe, wie diese Leute; denn sonst würde ich mein ganzes Leben hindurch Krieg führen. Unsre guten Deutschen mit ihrem Phlegma sind, was man auch von ihnen sagen mag, besser für die Gesellschaft, als eure schönen Geister mit ihrem Muthwillen. Freylich sind wir, wie Sie selber einmal sagten, schwerfällig, plump und so unglücklich, gesunde Vernunft zu haben; aber, wenn Sie sich einen Freund wählen müßten — wo würden Sie ihn suchen? Der Witz, mein lieber Darget, ist eine Schminke, welche häßliche Züge bloß versteckt; die gesunde Vernunft glänzt zwar weniger, aber sie führt, eben durch ihre Genauigkeit, zur Tugend hin; und ohne diese kann keine Gesellschaft bestehen.

Doch, ich sollte mit Ihrer Hypochondrie nicht moralisiren. Auch würde ich es nicht thun, wenn ich nicht wüßte, daß Sie in einem Lande leben, wo es Ihnen an keiner Art von Zerstreuung fehlt, um die Dünste meiner Moral damit verscheuchen zu können.

Leben Sie wohl, mein Lieber. Haben Sie guten Harngang, und seyn Sie fröhlich; das ist alles, was Sie in dieser Welt zu thun haben.

19.

d. 29. Jul. 1754.

Ihren Brief, guter Darget, habe ich nach einer Reise erhalten, die ich nach Franken machte, um meine beyden Schwestern zu besuchen. Maupertuis hat sich wieder eingefunden, und — was Sie außerordentlich finden werden — von Voltairen ist noch gar nicht die Rede gewesen. Algarotti ist in alle Welt gegangen. Er läßt sich in Venedig nieder, und heyrathet da eine Person, die ihm, wie man sagt, Vermögen zubringt. So ist denn die Gesellschaft sehr zerrüttet; und Ihr Leute bringt mich dahin, daß ich gegen meinen Willen neue Freunde suchen muß. Wenn Sie Vallori'n sehen, so machen Sie ihm mein Kompliment.

Ich gehe sogleich nach Sanssouci, und werde da ganz ruhig den Brunnen trinken, ohne etwas von den Zänkereyen der Frömmlinge, den Vorstellungen der Parlemente, oder den Intrigen neidischer schönen Geister zu hören.

Leben Sie wohl, guter Darget. Ich wünsche Ihnen Frohsinn und Ruhe, besonders aber guten Harngang; denn bey Geschwüren in dem * ist kein Heil in der Welt.

20.

Potsdam, d. 19. Oktob. 1754.

Ihren Brief vom 5ten d. M. habe ich bekommen, und es wird mir sehr lieb seyn, wenn ich etwas zu Ihrem Glücke beytragen kann. In dieser Absicht werde

ich meinem Minister in Paris, dem Baron von Kniephausen, Befehl geben, daß er Sie dem Herrn von Sechelles vorstellen, Sie in meinem Namen als einen alten treuen Diener empfehlen, und hinzusetzen soll, Sie hätten bey mir Eifer und Anhänglichkeit bewiesen, und ich wünschte sehr, daß der genannte Minister mich dadurch, daß er Ihnen eine gute Stelle in Ihrem Vaterlande gäbe, verpflichten möchte. Ich zweifle nicht, daß dies gute Wirkung thun wird, und wünsche es um so mehr, da es mir sehr lieb wäre, Sie zufrieden und glücklich zu wissen.

21.

Potsdam, d. 14. Dezemb. 1754.

Das, was Sie in Ihrem letzten Briefe von mir verlangen, kann ich nicht thun, halte es übrigens auch für ziemlich überflüßig, da der Herr von Sechelles, sobald mein Minister Sie ihm vorstelit, sehr leicht sehen wird, daß ich mich für Sie interessire.

In Ansehung der Gemälde, über die Sie mir schreiben, muß ich Ihnen sagen, daß ich keinen Geschmack mehr daran finde, oder vielmehr, daß ich in dieser Manier schon genug habe.

Ich kaufe gegenwärtig gern Rubens, Vandyks, mit einem Worte: Gemälde von den großen Meistern der niederländischen und französischen Schule. Wenn Sie erfahren, daß so eins zum Verkauf ist, so schreiben Sie es mir; Sie werden mir damit Vergnügen machen.

Ich

Ich habe noch immer dieselben Gesinnungen gegen Sie, und Sie müssen überzeugt seyn, daß ich Ihnen, so bald es nur angeht, dienen werde.

N. S. Wundern Sie sich nicht über die schlechte Hand in diesem Briefe; ich habe eine Sorbonnen-Krähe zum Sekretär.

22.

Potsdam, d. 1. Dec. 1755.

Ich wünschte, das für Sie thun zu können, was Sie von mir verlangen; aber Sie hätten selber einsehen sollen, daß ich nicht mit dem Duk de Nivernois von dieser Sache sprechen kann, und daß der Marschall von Belle-Isle sich sehr wundern würde, wenn er einen Brief von mir bekäme, worinn ich, statt von militärischen Angelegenheiten, von der Postpachtung redete. Ueberdies leide ich es ja, wie Sie wissen, nicht, daß jemand sich in die innere Verwaltung meiner Staaten mischt; und ich bin zu billig, als daß ich von andern etwas fordern sollte, das ich, wenn sie es von mir verlangten, sehr unschicklich finden würde. Die Dienste, die Sie mir geleistet haben, geben ihnen Recht, eine Versorgung in meinem eignen Lande von mir zu fordern; aber sobald ich Sie nicht selbst belohnen kann, würde es, glaube ich, unanständig seyn, wenn ich verlangte, daß andre es thun sollten. Bitten Sie mich um etwas, das unmittelbar von mir abhängt; dann sollen Sie sehen, daß ich die Leute, die mir ergeben gewesen sind und die ich geliebt habe, nie vergesse.

23.

Potsdam, d. 5. Dec. 1755.

Ich zweifle an der vorzüglichen Schönheit der Miniatur-Gemälde, von denen Sie reden, ganz und gar nicht. Sie sind freylich nach den Zeichnungen eines großen Meisters gearbeitet; aber ich liebe diese Gattung nicht, und habe es, wie Ihnen bekannt ist, auch nie gethan. Und die Unternehmer der Seifenfabrik? — die sind in meinen Staaten schlechterdings unnütz. Man macht bey uns in allen Städten Seife; sie ist sehr wohlfeil, und Sie müssen sich erinnern, daß Ihr Linnen sehr gut gewaschen ward. Aber bey dem allen weiß ich Ihnen Dank für den Eifer, den Sie noch immer für mich an den Tag legen; und Sie können überzeugt seyn, daß es mir stets sehr lieb seyn wird, wenn die Umstände es mir erlauben, Ihnen Beweise von meinem Wohlwollen zu geben.

24.

Potsdam, d. 16. Febr. 1756.

Ich habe zwey Briefe von Ihnen bekommen, die beyde von einem Tage datirt sind und das Nemliche enthalten, ausgenommen, daß Sie in dem einen Ihre Unruhe über die Londoner Konvenzion äußern. Aber ich wundre mich, wie ein Mann Ihrer Art, der doch mit politischen Angelegenheiten nicht unbekannt ist, die Sagen und Räsonnements des Volkes für wahre Thatsachen halten kann! Seyn Sie ganz ruhig. Meine Konvenzion stört die gute Harmonie, in der ich bisher mit Frankreich gelebt habe, ganz und gar nicht, und

Sie

Sie können in aller Sicherheit Wünsche für mein Glück thun, ohne deshalb an Ihrem Vaterlande zum Verräther zu werden. Uebrigens danke ich Ihnen für die Ergebenheit, die Sie mir noch immer bezeigen. Haben Sie guten Harngang, lieber Darget, und befürchten Sie für Europa nichts.

25.

Potsdam, d. 23. März, 1756.

Ich sehe aus Ihrem Briefe vom 2ten d. M. mit großem Vergnügen, daß Sie noch immer Diensteifer und Ergebenheit gegen mich bezeigen, und lebhafte Begierde haben, mir überführende Beweise davon zu geben. Die sonderbaren Dinge, die Sie darinn berühren, stehen mit meinem Interesse in zu naher Verbindung, als daß ich Ihnen nicht für Ihre Gefälligkeit, mich damit bekannt zu machen, danken sollte. Es schadet nichts, daß mir Ihr Brief doppelt zugeschickt worden ist; beyde Abschriften haben mir gleiches Vergnügen gemacht. Seyn Sie überzeugt, daß meine Denkart in allem, was Sie betrift, sich niemals ändern kann.

Ich habe Feinde genug, mein guter Darget; aber ich fürchte sie nicht. Bekommen Sie guten Harngang; das ist mehr werth, als alle Königreiche der Erde.

26.

Berlin, d. 2. April 1763.

Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme an dem endlich einmal geschlossenen Frieden. In Ihren Wünschen bey dieser Gelegenheit finde ich die Sprache des Herzens, und Sie können überzeugt seyn, daß ich davon gerührt bin, u. s. w.

27.

27.

Berlin, d. 7. Jan. 1768.

Ihr Brief ist mir zugestellt worden. Ich danke Ihnen für Ihre Wünsche, und glaube, daß sie aufrichtig sind. Mögen auch Sie sich wohlbefinden, und Ihr Gesicht behalten! Ihre Zähne fallen aus? den meinigen geht es eben so. Alles, was existirt, ist Veränderungen unterworfen; also müssen Sie sich denn in Ihr Schicksal zu finden suchen. Das Leben, mein guter Darget ist, wenn man alt wird, ein erbärmliches Ding; man muß sich entweder entschließen, kurzweg in den Tod zu laufen, oder sich nach und nach absterben sehen. Aber bey dem allem giebt es doch eine Art glücklich zu seyn: man muß sich in Gedanken verjüngen, nicht an seinen Körper denken, bis zu Ende des Stücks frohen Muth behalten, und noch die letzten Schritte der Laufbahn mit Blumen bestreuen. Das wünsche ich Ihnen.

28.

Potsdam, d. 6. Sept. 1771.

Mit Vergnügen gebe ich Ihrem Sohne die Erlaubniß, um die Sie in Ihrem Briefe vom 16. Aug. für ihn bitten, sich während der Zeit, da er in meinen Staaten zu seyn gedenkt, mir vorstellen zu dürfen. Da ich den Vater kenne, so wird es mir auch angenehm seyn, den Sohn zu sehen; und Sie dürfen ihn also nur an mich adressiren.

Brief an ***.

Rheinsberg, d. 24. Oct. 1740.

Mein Freund, die Weiber in Berlin
Sind prüde bald, und bald kokett;
Und alle unsre Schönen geh'n —
Das ist ihr Loos — durch manche Hand.
Ja, sie gefallen, lieben uns,
Und scheinen treu; allein das wirkt
Nur die Begierde nach Gewinn.
Doch geben sie — so sind sie ja!
Des Abends edel das zurück,
Was ihnen selbst der Morgen gab.
Ein Wildfang aus Neapolis,
Des Schmerzes und der Reue Gott,
Besiegte, sagt man, Gallien,
Und stürmte wie ein Poltergeist
Auf jede **, jeden *
Der im Genuß nicht mäßig ist.
Bald brachte dann sein Ungestüm
Den Gott auch zu den Deutschen hin.
So gab denn nur aus Dankbarkeit
Ein Freudentöchterchen mit Recht
Dem edlen *****
Das Gut zurück, das ihm gehört.

Es thut mir leid; denn ich leide bey dem Unglück, das Sie betroffen hat, selbst mit. Sie sind in Berlin, und ich bin in Rhrinsberg.

Ihr Geheimniß soll unverletzlich bewahrt bleiben. Die Ehre meiner Nation liegt mir zu sehr am Herzen, als daß ich auf den Einfall kommen sollte, auszubreiten: man habe in Berlin einen Mann, den ich achte und liebe, übel behandelt.

Brauchen Sie alle Vorsicht, die Ihre Gesundheit nur erfordert, und kommen Sie nicht eher hieher, als wenn

Sie

Sie es ohne Gefahr können. Ich arbeite jetzt bald an einer Ode, bald an einem andern Aufsatze, indeß an Allem nur flüchtig; denn mein ungesunder Körper erlaubt meiner Seele nicht, sich so hoch zu schwingen, wie die **** und Voltaire. Die Krankheit legt meinem Geiste Fesseln an, und hält meine Imaginazion im Käfig.

Mich dünkt, Herr von Coincy ist in Straßburg am rechten Orte, und wäre hier nur überflüßig. Wir wollen nur die Blüthe des menschlichen Geschlechtes aussuchen, und die unnützen Blätter nebst den verfaulten Wurzeln wegwerfen. Ein Bukett muß ausgewählt seyn.

Ich habe zwey vollständige Exemplare von dem Machiavell bekommen. Gresset hat eine Ode an mich gerichtet, worinn er mich geradezu demaskirt. Was ich machen soll, weiß ich selbst nicht. Ich bin dazu bestimmt, immer entdeckt zu werden. In Straßburg ward ich es als Graf du Four, und jetzt bin ich es als Schriftsteller. Es bleibt kein andres Hülfsmittel für mich übrig, als ein unerschöpflicher Vorrath von Unverschämtheit.

Im Mittelpunkt der Fakultät
Grüßt mein getreues Fieber Dich
Und Deine neue Leibesnoth.
Doch fürchte, daß mit Schneckenschritt
Ihr brennender und scharfer Schmerz
Gar weiter dringt und immer bleibt.

Wer kann denn anders von Dir geh'n,
Und wenn er auch nur halb Dich kennt?
Du lieber *, man muß ja wohl
Entzückt von Deinen Reizen seyn.

Sie kennen meine Gesinnungen. Es wäre überflüßig, wenn ich Ihnen von neuem sagte, wie sehr ich Sie liebe u. s. w.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Supplement zu den hinterlassenen Werken Friedrichs II. Königs von Preussen
Welches verschiedene Aufsätze enthält, die man diesem erlauchten Autor zuschreibt
Bd.: Zweyter Band.

Kölln ; [Berlin] 1791

Opp. 286-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603164-1
VD18 80010792